# Unheimliche Geschichten.

Von

Feodor Wehl.

Dresden,

Druck und Verlag von C. C. Meinhold & Söhne.
Königliche Hofbuchdruckerei.
1862.

# Vorbemerkung.

Indem der Verfasser und Zusammensteller dieser „Unheimlichen Geschichten" dieselben dem Publikum übergiebt, verwahrt er sich zugleich ausdrücklich gegen die Annahme, als könne es ihm irgendwie darauf ankommen: dem Aberglauben Vorschub leisten zu wollen. Der sinnige Leser wird ohne Zweifel herausfühlen, daß der Autor in allen seinen Novellen und Skizzen nichts weiter gethan hat, als daß er sich auf gewisse Schattenseiten der menschlichen Natur bezog, wo in dunkeln Vorstellungen und finstern Anschauungen sich so leicht das Fatum und Verhängniß eines ganzen Lebens erzeugt. „Des Menschen Erleuchtungen und Verdüsterungen sind sein Schicksal" hat der herrliche Goethe einmal sehr charakteristisch und, wie uns scheint, auch nur allzuwahr gesagt. Und diese Wahrheit nach der in Nacht hin fallenden Seite möglichst psychologisch zu belegen, das allein ist die Absicht und das

Streben des Autors gewesen, dessen ganze seitherige literarische Thätigkeit ihn hoffentlich vor dem Verdachte schützen wird, als ob er einer frivolen und scandaleusen Sucht nach Graus und Abscheulichkeit, wie sie im Publikum leider nur noch allzusehr im Schwange ist, habe fröhnen wollen.

Dresden, im August 1862.

F. W.

# Der Geisterritt.

Es war eine von jenen stillen, geheimnißvollen Nächten, wie sie der Hochsommer Deutschlands so häufig bietet. Der Mond schien hell und klar, nur dann und wann von rasch dahinziehenden Wolken getrübt, die wie wandelnde Schatten geisterhaft über den Himmel flogen, unter dem rings herum die Landschaft, welche der Schauplatz unserer Erzählung ist, wie im Traume zu liegen schien. Stille herrschte über dem Dorfe, über Feld und Wiese, über der ganzen Gegend rings umher. Nur die Mühle, die fernab auf einer Anhöhe wie ein wachsamer Vorposten der menschlichen Wohnungen aufgestellt stand, klippte und klappte mit ihren Rädern und Flügeln lustig im Winde, der von Osten her wehte und nachdem er mit dem Erlengebüsch, das den silbern aus dem Thalgrunde heraufschimmernden Bach umsäumte, leise tändelnd gewispert hatte, sich mit einer Art von Wollust in die Waldung hineinwühlte, welche die jenseitige Höhe krönte und meilenweit die Erde bedeckte.

Vor dieser Waldung, auf einer Hügelplatte lag das Försterhaus, das der junge, auf der Forstakademie gebildete Förster Elers mit seiner Gattin, einem Revierjäger, einem Knecht und zwei Mägden innehatte. Die um das

Amtsgebäude herum errichteten Ställe und Scheunen, die ein ganz ansehnliches Gehöft ausmachten, bewiesen, daß der Besitzer von diesem Allen sich nicht blos auf sein eigentliches Geschäft beschränkte, sondern damit auch etwas Landwirthschaft verband, für die er von Hause aus bestimmt und erzogen war und die er auch getrieben hatte, bis er endlich nach dem Tode seines Vaters, eines alten, reichen Bauern, seiner Lust zum edlen Waidwerk nicht mehr gebieten konnte und sich deren Studium auf's Eifrigste widmete.

Nach Verlauf von etwa vier Jahren erlangte er die Amtsförsterei hier auf Rodewald und nachdem er sich ordentlich darin zurecht gerückt und heimisch gemacht, holte er sich Elisabeth Volger als Hausfrau heim, die er während der Zeit seines Aufenthaltes auf der Forstakademie kennen und lieben gelernt hatte. Er war nun Jahr und Tag und wie die ganze Landschaft wußte, auf's allerglücklichste mit ihr verheirathet.

Wie hätte das aber auch anders sein können? War Elisabeth oder wie sie Elers immer nannte Elsi doch ein wahres Muster der Frauenwelt. Hochgewachsen, schlank und fein gebaut, erschien sie dabei doch ziemlich kräftig und ihrem ganzen Wesen nach von rosigster Fülle und Frische. Ihr volles, feines, im wahren Sinne des Wortes goldgelbes Haar lag, lang und voll, wie es war, in zierliche Flechten geschlungen, kleidsam vertheilt und geordnet, um ihren edelgeformten Kopf, dem tiefe, dunkelblaue Augen, ein artiges Stumpfnäschen, zarte Grübchen und feingeschnittene Lippen mit weiß dahinter hervor glänzenden Perlenzähnen ein reizendes Aussehen gaben.

Elsi war nicht entschieden schön, aber jedenfalls anmuthsvoll und lieblich zu nennen, und das Letztere hauptsächlich wegen eines ungemein sanften Zuges um den Mund und eines Blicks, für den es schwer sein möchte, eine rechte Bezeichnung zu finden. Er war nicht traurig, nicht schmerzvoll dieser Blick, aber so seelenhaft, so aus der Tiefe herausgeholt oder wie der alte Pastor Kraute zu sagen pflegte: so aus verborgenstem Herzenskämmerchen an's Licht des Tages tretend, daß er Jeden, den er traf, mit dem Gefühl einer himmlischen Bangigkeit, einer in süßen Schauern erbebenden Wehmuth erfüllte.

Dieser Blick war ein Blick der reinen Psyche, und wenn sie ihn weit und groß zum Himmel richtete, so drang ein so intensiver Lichtstrom daraus hervor, daß es Einem dünkte, als müßten Fittiche daraus hervorwachsen, um Elsi geradewegs zum Throne des Ewigen empor zu tragen. Daß sie vor diesem auch jeden Augenblick zu erscheinen nicht zaghaft sein durfte, wußten übrigens Alle, die sie kannten. So brav, so gut und lieb, gab es kein Wesen weit umher. Junge Frauen, die ihr auf dem Kirchweg begegneten, hielten sich für gesegnet und errötheten geheimnißvoll, wenn ihre Gatten daheim sie küßten. Alle Männer rissen freudig die Mützen von den kahlen Schädeln, wenn sie ihr nahe traten, und Kinder, deren Weinen und Schreien nicht zu stillen gewesen, verstummten plötzlich und schlummerten mit seligem Lächeln auf ihrem Antlitz ein, sobald sie von ihr angeschaut worden waren.

Daß man Elsi unter solchen Umständen allgemein nur die gute Frau nannte, wird Niemand Wunder nehmen, und um so weniger, wenn er zu diesem Allen noch er-

fährt, daß sie mit wohlthätigem Sinn in der Stille viel Gutes that, die Armen unterstützte, die Kranken pflegte, die Nothleidenden mit dem Nöthigsten versah. Hätte sie im Mittelalter in katholischen Landen gelebt, so würde ihr die Anwartschaft auf die Heiligsprechung nicht haben entgehen können. Die fromme Elisabeth in Thüringen, von welcher Dichtung und Sage uns so viel Herrliches berichten, hat schwerlich mehr und Größeres vollbracht, als die gute Frau auf Rodewald, die Nachts an Krankenbetten und Sterbelager hülfreich und tröstend herbei zu eilen sich keinen Augenblick besann und das Letzte hergab, um ein augenblickliches Elend zu mildern.

Auch in der Nacht, von der wir reden, war sie wieder unten im Dorfe bei der siechen Tochter des sogenannten „lahmen Kaspars" gewesen. Dieser Kaspar — Heidler mit Zunamen — hatte die Feldzüge von Achtzehnhundertunddreizehn bis fünfzehn mitgemacht und war bei Quatre-Bras, wo er unter der Anführung des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der bekanntlich hier seinen Heldentod fand, mitfocht, zum Krüppel geschossen worden. Hierauf in seine Heimath zurückgekehrt, hatte er sich mit einer herumstreifenden Dirne, einer Zigeunerin, wie die Leute behaupteten, nur deswegen verheirathet, weil er meinte, daß diese ihn durch allerlei Geheimkunst und Munkelwesen zum wohlhabenden Manne machen würde. Als dies aber nicht der Fall war, sondern er nach wie vor in Dürftigkeit blieb und sich sein Brot entweder erbetteln oder mit mühseliger Tagelöhnerei, zu der er obenein wegen seines Stelzfußes, nur wenn es an besserer Arbeitskraft gebrach, genommen wurde, verdienen mußte, da fing er allmälig sich

der Lüderlichkeit anheim zu geben an, zu der er von Jugend auf Neigung gehabt und die endlich sein ganzes Leben erfüllte. Tage, Wochen, Monden lang trieb er sich in der Gegend umher, ohne daß Jemand recht wußte, was er that und unternahm, noch wovon er existirte. Kam er ja wieder einmal nach Hause, so war er zerlumpter denn je, und gewöhnlich dann entweder trunken oder in so durchaus verwildertem Zustande, daß ihm Jeder gern aus dem Wege ging und auch die eigene Frau ihn vermied, wo sie konnte.

Nachdem diese: Mutter geworden und ein Mädchen geboren, hatte sie ein ruhigeres, seßhafteres und stilleres Wesen angenommen, ohne dadurch doch das Vorurtheil, das im Dorfe nun einmal gegen sie Platz gegriffen, vollständig ausrotten und verschwinden machen zu können. Noch immer hielten sich die übrigen Bauernfrauen scheu von ihr zurück und Niemand hatte irgend einen Umgang mit ihr. Sie pflegte ein Stückchen Land, das hinter ihrer Lehmhütte lag, und zog Kartoffeln darauf, von denen sie lebte. Eine Art von Körbe, die sie aus Weiden und Binsen mit einem seltenen Geschick und einer gewissen Kunst anzufertigen verstand und von Zeit zu Zeit an einen jüdischen Hausirer verkaufte, verschafften ihr, was sie und ihr aufschießendes Mädchen wohl sonst noch zu spärlichem Auskommen brauchten. Daß sie es über dieses spärliche Auskommen nicht hinausbrachte, war die Schuld ihres Mannes, der, wenn er auf kurze Zeit nach Hause kam, dasselbe um und um kehrte und Alles wegnahm, was er an Geld und Geldeswerth nur irgend finden konnte. Wollte die Frau das hindern und wehrte sie seinem Beginnen, so wurde er wüthend und schlug sie und das Kind.

Kurz nachdem Elisabeth Volger von Elers geheirathet und heimgeholt worden war, hatte eine Scene dieser Art unten in der Hütte der Zigeunerin stattgefunden und der lahme Kaspar die kleine Alla — so wurde das Mädchen geheißen, ohne daß Jemand wußte, woher und aus welcher Abkürzung dieser Name stammte — so schrecklich mißhandelt, daß sie in Folge dessen auf immer contract und an ewiges Siechbett gefesselt wurde.

Der Missethäter ward hierauf gefänglich eingezogen und für die an seinem eigenen Kinde verübte Grausamkeit nach der vollen Strenge des Gesetzes bestraft; um die arme Mutter und ihr leidendes Töchterchen aber wollte sich Niemand recht kümmern, bis endlich die nur eben nach Rodewald übergesiedelte Gattin des Försters von der unglücklichen Lage der Verlassenen hörte und sich derselben annahm.

Elsi Elers sorgte für den nöthigsten Unterhalt, schaffte Arzt und Medicin herbei und begann, damit nicht zufrieden, sich schließlich auch mit der Erziehung und Ausbildung der kleinen Alla Heidler zu befassen, die ein ganz eigenthümliches, seltsames und phantastisches Wesen war. Ihr Gesicht hatte, wie das ihrer Mutter, eine braune, beinahe bronzeartige Farbe und scharfe, aber durchaus nicht unangenehme Züge. Ihre Augen waren von einem dunkeln Braun und ihre Haare von einem tiefen, glänzenden Blauschwarz, über das bei gewissen Beleuchtungen ein Schillern von Purpur flog. Ihr Geist zeigte sich rege, von schneller Fassungskraft und bildsam, aber dem Sonderbaren und Excentrischen zugeneigt, und dabei flüchtig und ohne eigentlichen Halt.

Wenn Elsi einerseits erfreut über die großen Fortschritte

war, die das Mädchen machte, so erschrak sie nicht selten andernseits über das Wilde und Ausschweifende, das ihr Charakter zu Tage legte, in dem in der That etwas von jenem räthselhaften Volksstamme zu spuken schien, der das verschleierte Aegypten als seine ursprüngliche Heimath angiebt.

Auch heute wieder hatte die gute Frau auf Rodewald bekümmerten Herzens ihren Heimweg angetreten und in der Dämmerung zwischen Feldern und Wiesen dahinschreitend, mit sorgender Seele der Zukunft gedacht, welche der armen Alla wartete.

Auf völlige Genesung war, nach dem Ausspruche des Arztes, gar keine Hoffnung und mit der lebhaften Einbildungskraft und geistigen Unruhe, die dem Kinde eigen war, was konnte sich da für eine Aussicht auf dessen ferneres Dasein eröffnen?

Ach, Elsi war recht betrübt und hatte auf dem langen, einsamen Wege her und hin überlegt, was wohl am Besten für das arme Kind gethan werden könne. Daß etwas gethan werden mußte, darüber blieb ihr schon deswegen kein Zweifel, weil ihr Alla's Mutter mitgetheilt, daß Kaspar Heidler seine Strafe verbüßt und sie nun in der täglichen Angst schwebe: ihn wieder bei sich zu sehen.

Das arme Mädchen muß fort aus dem Hause, sagte Elisabeth zu sich selbst, indem sie den Hügel zu ihrer eigenen Wohnung hinaufstieg und dann gleich, als sie diese von dem dunklen Walde sich hell und friedlich wie ein Asyl abheben sah, hinzusetzte: und wo anders könnte und sollte sie hin, als hierher zu uns, wo die Zufriedenheit, die Ruhe und Einsamkeit, in der wir leben, nur wohlthuend auf ihr

Gemüth werden wirken können. Ich will auch gleich heut Abend noch mit Elers von der Sache reden. Bin ich doch gewiß, daß er mir die Bitte nicht abschlagen wird, der gute Mann, der mich auf Händen trägt und so brav und edel denkt, wie irgend einer auf dieser Welt!

Er wird wohl schon zurück sein von Tetschen, redete sie in Gedanken weiter. Meinte er doch sein Geschäft noch heute dort beendigen und die Nacht wieder zu Haus sein zu können.

Aber nein, fügte sie plötzlich sich besinnend und den rascher gewordenen Schritt wieder langsamer werden lassend hinzu, aber nein, wenn er heim gekommen, so würde er mir entgegen gegangen sein, und hier ist die Stelle, wo ich ihn sehen müßte, wenn er das gethan!

Heinrich! Heinrich! rief sie zweimal laut nacheinander, gleichsam als traue sie ihren Augen nicht und als könne er sich hinter dem Gebüsch am Wege neckisch verborgen haben, obschon dergleichen Neckereien gar nicht in seinem Charakter lagen. Richtig wurde ihrem Ruf auch keinerlei Erwiederung, außer, daß ein Vogel, aufgescheucht aus den Sträuchern, empor und in die dämmrige Nacht hineinfuhr, die sich jetzt vollkommen entfaltet, und in warme Dünste gehüllt, auf Baum und Gräser tröpfelnd niederthaute.

Elisabeth konnte es sich nicht wehren, trotz eines leisen Schauers, den sie empfand, einen Augenblick still zu stehen und in das Thal, aus dem sie soeben heraufgekommen war, zurückzublicken. Da lagen das Dörfchen, die Mühle, die ganze Gegend wunderbar friedlich im Grunde, halb verhüllt vom Nebel, halb beleuchtet vom Mond. Der Bach schlang sich wie ein weißes Silberband dazwischen hindurch

und verlor sich in die blaue Ferne hinein, die ihn wie mit liebenden Armen aufnahm. Alles war Ruhe, war Stille, war Gottesfrieden. Elsi konnte nicht umhin, als sie so in die Tiefe hinab sah, die Hände zu falten und in sich ein leises Gebet zu sprechen. Mit tiefer Rührung und einer Thräne im Auge sagte sie vor sich hin: Wie schön ist doch Gottes Welt? Und wenn man sie so vor sich sieht, soll Einem da von bösen Menschen gehört zu haben nicht wie ein bloßes Mährchen vorkommen?

Kaum war diese Betrachtung in ihrem Innern gemacht, so verdüsterte eine Wolke den Mond und hüllte Alles rings herum in dunkle Schatten. Ein scharfer Windzug blies zur Höhe und warf sich mit rauschendem Ungestüm in den Wald; fernes Hundegebell unterbrach die magische Stille unten und hier oben flog ein aufgescheuchter Nachtvogel noch über Elsi's Haupte hin, indem er einen heisern Kreischlaut, wie einen Unglücksruf, erschallen ließ.

Die gute Frau fuhr erschrocken zusammen, zog ihr Tuch fester um Hals und Schultern und schritt nun eilig ihrer Wohnung zu.

Als sie den Hof erreicht, trat ihr Christoph, der Jäger, zur Nachtpirsch ausgerüstet, entgegen.

Der Herr Förster ist nicht heimkommen, sagte er; da will ich denn hinaus, das Revier abzunehmen.

In Gottes Namen, Christoph, entgegnete Elisabeth; Hannes (der Knecht) ist ja da, um auf das Haus zu achten und das Pferd zu nehmen, wenn der Herr noch kommt.

Glaub's nicht, Frau, lautete die Antwort. Der Herr wird drüben blieben sein in Tetschen. Des Falben eines Hufeisen war locker, und das bedeutet nichts Gut's.

Was, nichts Gut's? fragte die Försterin erschreckt.

Ich mein' nur von wegen des Geldes, antwortete Christoph. Der Apotheker wird's nicht zusammen haben und den Herrn hinhalten. Es soll nicht zum Besten stehen mit Meister Ballhorn.

Wenn's nur das wär', fiel Elsi erleichterten Herzens ein, dann hätt's weiter keine Noth, Christoph.

Damit ging die Försterin weiter. Christoph zog die Mütze und wünschte gute Nacht; dann warf er den Friesriem der Büchse über die Schulter, pfiff seinem Hunde, der Diana, und schritt in den Wald hinein.

Elisabeth hingegen trat in das Haus, wo die Magd mit dem Abendessen wartete.

Es war nicht eben selten, daß die gute Frau allein zu Nacht essen mußte, denn Elers, der seinen Amtsverrichtungen mit großem Eifer oblag, sah sich oft genöthigt, zur Verhütung von Holzdiebstahl und Jagdfrevel grade um diese Zeit das Revier abzunehmen. Trotzdem also Elisabeth an das Alleinsein beim Nachtessen gewöhnt war, empfand sie dasselbe seltsamer Weise heute doch viel auffallender als sonst, ohne sich indessen irgend einen andern Grund dafür angeben zu können, als den, daß es sie beunruhigte, ihren Mann nicht auf dem Felde seines gewöhnlichen Berufs, sondern auf fremden Wegen zu wissen.

Elers war nämlich nach Tetschen, seiner einige Meilen entfernt liegenden Geburtsstadt geritten, um sich dort für das an den Apotheker Ballhorn vermiethete Erbe seiner Väter den fällig gewordenen Pachtzins auszahlen zu lassen.

Lachend und heiter hatte er sich nach eingenommenem Mittagsmahl auf seinen Falben gesetzt und beim zärtlichen

Abschied von seiner guten Frau derselben versprochen, nur im dringendsten Falle, d. h. nämlich, wenn er mit diesem Geschäft und einigen andern Commissionen, die er bei dieser Gelegenheit gleichfalls abzuwickeln sich vorgenommen, nicht ganz in's Reine kommen sollte, über Nacht weg zu bleiben.

Bin ich um zehn Uhr nicht hier, so erwarte mich nicht mehr, hatte er beim Wegreiten gerufen, sich umwendend noch hinzufügend: Und ängstige Dich dann nur nicht, Elsi. Im goldnen Horn beim Gastwirth Pech werde ich wohl aufgehoben sein und Deiner in Liebe gedenken.

Es ist elf vorüber, sagte die gute Frau, nachdem sie nach der Uhr an der Wand gesehen hatte, sich vom Tisch erhebend, an dem sie das Abendessen kaum angerührt hatte; es ist elf vorüber, nun kommt er wohl nicht mehr.

Ganz sicher nicht, Frau, meinte Martha, die alte Magd, welche die ganze Zeit über einnickend auf der Ofenbank gesessen und sich jetzt reckend und dehnend auch ihrerseits erhob, um den Tisch abzutragen; ganz sicher nicht, Frau. Der Herr liegt drinnen im goldenen Horn längst bis an die Nasenspitze im Federbett und schläft, und ich denk: Ihr thätet gut, seinem Beispiel zu folgen. S'ist nahezu Mitternacht und Ihr das Spätaufsein nicht gewohnt.

Ein Weilchen noch will ich warten, entgegnete Elisabeth, das wird mir nichts thun. Es könnte sein, daß er sich verspätet und doch noch käme. Er ist nicht gern aus dem Hause, wie ich weiß, setzte sie hinzu, indem sie, sich dann direct an Martha wendend, dieser befahl, das beinahe unberührt gebliebene Abendbrod stehen zu lassen und zu Bett zu gehen.

Die Magd deckte die Butter, den Käse und was sich sonst auf dem Tische befand, mit Glasglocken oder Tellern

zu und ging dann, nachdem sie ein schläfriges Gute Nacht gesagt, zur Thür hinaus und in die Bodenkammer hinauf, in der sie zu schlafen pflegte.

Elsi blieb allein zurück und setzte sich an das Fenster, das auf den nah davor beginnenden Wald hinaussah. Das Mondlicht gaukelte in seltsamen Streiflichtern zwischen den Stämmen weg, deren Aeste und Wipfel der Wind rauschend her und hin bewegte; dann und wann kreischte ein zu tiefgebogener Ast oder brach ein trockener Zweig krachend in die Tiefe.

Das Alles konnte Elsi eigentlich nicht erschrecken, denn sie war es gewohnt und in zehn andern Nächten würde sie keinerlei Obacht darauf gegeben haben; heute aber erregte es sie doch. Ein Grauen überlief sie und sie schauderte.

Ich hätte Martha bei mir behalten sollen, sprach sie vor sich hin. Es ist so einsam hier und der Wald kommt mir auf einmal so fremd und grausig vor, daß ich weinen könnte, wie ein Kind.

Elsi, Elsi, rief sie gleich darauf sich zusammennehmend und aufstehend, sei doch nicht wunderlich. Es ist ja sicherlich Nichts geschehen und es kann ja Nichts geschehen, was zagst du denn? Elers wird ruhig im goldenen Horn in seinem Bette liegen, darum geh und thue es auch. Der himmlische Vater wacht über uns Allen!

Damit begab sie sich in das, neben der Wohnstube liegende Schlafgemach, wo sie sich auszukleiden begann. Als sie auf dem Stuhle neben ihrem Bette saß, zur Beruhigung leise ein Liedchen vor sich hinsummend und sich grade die Strümpfe von den rosigen Füßchen streifte, schlug ein Ton wie ein tiefer Seufzer so erschütternd an ihr Ohr, daß sie

mit bebendem Herzen und weit aufgerissenen Augen in die Höhe fuhr und voll Entsetzen lauschend einen Augenblick stehen blieb: ob der Laut sich wiederholen würde. Aber es blieb Alles still; die Uhr pickte ununterbrochen weiter und draußen ging nach wie vor der Wind durch die knarrenden Gipfel der Bäume.

Nach und nach erholte sich Elsi von ihrem Schreck, indem sie sich den eben gehörten Klang als eine bloße Einbildung und Täuschung oder auch vielleicht als ein Aechzen des Stuhles, auf dem sie saß, oder des Bettes, an das sie möglicher Weise die Stuhllehne zu fest angeschoben haben konnte, erklärte. Ganz ruhig wurde sie indessen doch nicht, denn sie band den Unterrock, dessen Gürtel sie schon gelöst und den sie eben hatte fallen lassen wollen, wieder um ihre Hüften fest und schlang noch überdies ein Tuch um die Brust, das sie hinten knüpfte. Dann legte sie sich nieder, aber ohne sich ganz zuzudecken. Sie wollte, sie wußte selbst nicht warum, so liegen bleiben, daß sie sofort und jeden Augenblick auf den Beinen sein konnte.

Nachdem sie tief ergriffen und fromm ihr Abendgebet gesprochen, löschte sie das Licht und schloß die Augen, ohne indeß den gewünschten Schlaf zu finden.

Sie dachte an dies und das und von dem Einem auf das Andere überspringend. Nachdem sie eine Weile von Alla und ihrer Mutter phantasirt, fiel ihr ihre eigene Jugendzeit ein, eine früh gestorbene Schulgenossin, ein Anverwandter, der verschollen gegangen war und von dem man nie wieder etwas gehört. Dazwischen erinnerte sie sich ihres Gatten und vieler Züge seiner Liebe, aber mitten in der Süßigkeit dieses Erinnerns fühlte sie plötzlich etwas

wie einen stechenden Schmerz über sich kommen, weil es ihr war, als ob das Alles lange, lange her und Elers indeß gestorben. Mit Thränen in den Augen fuhr sie auf und starrte halb aufgerichtet auf den Boden der Stube, über den hin der bleiche Mondschein spielte, indem er das zitternde Laub eines draußen stehenden Nußbaumes abconterfeite.

Erst nach einer geraumen Weile war sie so weit wieder besänftigt, daß sie, sich niederlegend, auf's Neue die Augen schließen und weiter zu simuliren beginnen konnte. Die früheren wirren Bilder kamen zurück und umfingen ihre Seele, die abgehetzt und erschlafft, endlich vom Schlaf in die Arme genommen wurde.

Aber der Schlaf war weder ruhig noch süß. Elisabeth warf sich hin und her und sie, die sonst wie ein Engel auf dem Mantel Gottes lächelnd auf ihrem Kissen zu liegen pflegte, zerrte heute mit ihren Händen in den Bettdecken, knirschte mit den Zähnen und seufzte manchmal tief, als ob sie ein böses Gewissen hätte.

Der Traum, den sie hatte, war düster und schreckhaft. Ihr schien, daß sie im Walde auf ganz unbekannten Wegen ging. Das Laub, das der Herbst abgestreift und auf den Boden gestreut hatte, raschelte unter ihren Füßen, die sie, sie wußte nicht wohin, tragen sollten. Plötzlich war es ihr, als ob sie auf eine warme, schlüpfrige Feuchtigkeit träte und als sie, um zu sehen, welcher Art diese sei, die Blätter mit einem Fuße wegschob, sah sie, daß sie auf Blut stand, das in einer tiefen Rinne den Weg hinabfloß.

Mit einem Angstschrei und in Schweiß gebadet, sprang sie auf.

In der Stube lag noch der Mondschein wie vorher und

ließ das zitternde Nußlaub auf dem Fußboden abgebildet sehen; die Uhr ticktackte gelassen weiter und draußen rauschte und wehete es in den Bäumen, wie vordem. Sonst war Alles still und Nichts zu hören, als das jähe Klopfen ihres eigenen Herzens. Aber nein, nicht dies allein! Aus der Ferne schien es, als ob ein Pferd auf dem Waldpfade ging: trab-trab, trabtrab!

Mit einem Satz war Elsi aus dem Bett und am Fenster, von dem aus man den Waldpfad eine Strecke überblicken konnte.

Wahrnehmen ließ sich Nichts, aber das Pferdegetrapp schien näher und näher zu kommen; jeden Augenblick meinte die gute Frau des Reiters ansichtig werden zu müssen.

Jetzt muß er an der kleinen Lichtung sein, wo der Weg nach dem Dorf abgeht, meinte sie, und nach einer kleinen Weile, nun am Tannenhügel; in zwei Minuten muß er um die Ecke biegen, bis zu der das Holz frei ist; in zwei Minuten, in zwei Minuten!

Aber die zwei Minuten vergingen und kein Reiter zeigte sich. Das Pferdegetrapp jedoch dauerte fort und kam näher und näher, ja, sie konnte sich nicht täuschen, sie vernahm es ganz deutlich: trabtrab, trabtrab! erst noch fern unter den Bäumen her, dann auf dem freien Grasplatze, wo es gedämpfter klang, und endlich ganz nah unter dem Fenster, wo es aufhörte.

Elisabeth rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, ob sie denn auch wach sei. Sie hatte gehört, daß Elers heran geritten gekommen war, sie hatte den zurückgelegten Weg Schritt für Schritt bis zum Hause verfolgen können

und nun war vor dem Hause im hellsten Mondschein doch gar Nichts, durchaus gar Nichts zu sehen.

Gar Nichts? Nein, es war allerdings etwas zu sehen und zwar etwas, das die arme, geängstete Frau oben am Fenster mit verdoppeltem Entsetzen erfüllte. Sie gewahrte nämlich Pluto, den Lieblingshund des Försters, mit zerrissener Kette kläffend heraneilen und an der Stelle, wo Elers sonst immer mit dem Pferde zu halten pflegte, so in die Höhe springen, als begrüße er seinen eben heimgekommenen Herrn.

Dieser Auftritt trieb Elsi alles Blut aus dem Herzen und machte ihr Haar sich sträuben. Ohne sich zu besinnen, ohne sich umzusehen oder irgend etwas umzunehmen, eilte sie baarfuß, nur mit Hemd und Unterrock bekleidet, aus dem Zimmer hinaus auf den Hausflur, und von da auf den Platz, an die Seite des Hundes, der noch immer wie an den Beinen eines Pferdes hinaufsprang.

Und richtig, wie Elsi herzulief, hörte sie da nicht, wie das Pferd, als ob es ungeduldig sei, in den Boden scharrte? Und fühlte sie dann nicht, wie diese aufgewühlte Erde bis über ihre nackten Füße hergeflogen kam? — In der That, sie hörte und fühlte das so deutlich, so genau, daß sie in die Luft hinein nach dem Kopf und Zügel des Pferdes griff und verwundert war, Nichts zu erfassen, Nichts als Luft. Ehe sie indeß über diesen Vorgang noch recht in's Klare gekommen, vernahm sie auch schon wieder das gespensterhafte Trabtrab und die daraus merkbar werdende Entfernung des Pferdes, dem, im Sande schnüffelnd, Pluto folgte.

Einen Augenblick stand Elisabeth bleich und versteinert wie eine Bildsäule da und stierte dem geisterhaften Geräusche

nach; dann, als es sich weiter und weiter entfernte, überkam sie eine so entsetzliche Angst und eine so trauervolle Bangigkeit, daß sie, auf sich selbst und Alles, was sie umgab, vergessend, in fieberhafter Eile dem unsichtbar dahin trottenden Rosse zu folgen begann.

Es dauerte nicht lange, so hatte sie dasselbe eingeholt und lief nun mit dem Hunde um die Wette dem spukhaften Trabtrab zur Seite.

Eine geraume Zeit ging es den hell vom Monde beschienenen Waldweg hinauf, dann links ab in den Forst hinein, wo auf Moos und Blättern, die noch vom vorigen Herbst dalagen, der Tritt des Pferdes weniger deutlich, aber doch immer noch vernehmbar schallte. Manchmal hörte man sogar wie unter dem auftretenden Hufe knisternd ein morscher, auf den Boden gestreuter Zweig zerbrach.

Elisabeth hatte auf Nichts, als auf die unsichtbaren Tritte und den ihnen nachlaufenden Hund Acht, der mit eingekniffener Ruthe und weit aus dem Halse hängender Zunge den unheimlichen Tönen folgte. Ihr selbst hatte sich sowohl das Tuch über der Brust, als das lange goldene Haar gelöst, das nun wie ein Königsmantel ihre nackten Schultern umwallte. Ihre Füße wurden wund von den Tannenzapfen, auf die sie trat oder von stachlichtem Gesträuch, durch das sie sich hindurch wand. Auch ihre Hände litten und von ihrer Bekleidung blieb bald hier, bald da ein Fetzen an dem Gestrüppe hangen.

Nichts aber von alle dem hemmte ihren Weg, der tiefer und tiefer in die Waldung hinein und ins Dickicht ging. Kein heiseres Schreien der empor gescheuchten Nachtvögel, keine über ihre bloßen Füße naßkalt und glittschig hin-

schlüpfende Kröte, keine ihr giftig im Mondlicht entgegen züngelnde Eidechse schreckten sie ab oder bewegten sie auch nur momentweise inne zu halten. Rastlos ging es weiter über Stock und Stein, über Distel und Dorn, und wäre es eine Ewigkeit so fortgegangen, sie würde nicht angehalten, nicht stillegestanden haben. Trieb sie doch eine innere, magische, geheimnißvolle Macht dem unheimlichen Spuke nach. Wohin? Was kümmerte sie das? Sie hatte keine Gedanken darüber. Sie fühlte nur, daß sie nicht anders konnte, daß sie mußte, daß das, was da unsichtbar und geisterhaft vor ihr her trottete, das Verhängniß ihres Lebens und im Zusammenhange mit ihrem Gatten war.

Als der unheimliche Marsch gut über eine halbe Stunde gedauert haben mochte, fing der Tritt des Geisterpferdes auf einmal an langsamer, gewissermaßen zögernder zu werden und besonders dann, als man eine kleine Waldhöhe in einer ausgetrockneten und mit dürren Blättern gefüllten Regenfuhrt hinanschritt.

Es kam Elisabeth vor, als ob sie diesen Ort schon einmal gesehen. Die Stellung der Bäume, die vom Regen ausgewühlte Fuhrt, das welke Laub — — — — das Alles schien ihr bekannt und so, als ob sie erst kürzlich hier gewesen. Aber wie konnte das sein? War sie doch nie so tief in den Forst gekommen. Sie hatte wohl einige Mal mit Elers Spaziergänge ins Gehölz gemacht, war dabei aber niemals von den gangbaren Pfaden abgewichen und in eine so unwirthbare Gegend gerathen. Und dennoch: sie erinnerte sich deren so genau, daß sie die Zahl der herumstehenden Bäume und den Wuchs ihrer Stämme aus dem Gedächtniß hätte angeben können. Wie gelangte sie dazu?

Noch mitten im Nachsinnen über diesen räthselhaften Punkt empfand die so seltsam Nachtwandelnde plötzlich eine eigenthümliche klebrige Flüssigkeit unter ihren Füßen, was sie unwillkürlich schaudern und stillstehen machte. Und als sie nun, um sich zu überzeugen, welcher Art dieselbe sei und woher sie stamme, den einen Fuß in die Höhe hob — wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie entdeckte, daß sie in frisches, rauchendes Blut getreten.

Diese Entdeckung brachte ihr auch sogleich die Bekanntschaft mit dem Platz in den Sinn, denn es wurde ihr nun auf einmal klar, daß es der sei, den sie vorhin im Traume gesehen. Die Bäume, der Höhenaufgang, die Regenfuhrt, das welke Laub, das Blut — sie hatte das Alles im Traume geschaut, der wie eine Vorahnung des Entsetzlichen, das sie erleben sollte, daheim in ihrer stillen Schlafstube über sie gekommen war.

Und nun stand sie in Wirklichkeit an dem Ort, den sie vordem nur mit Grausen geträumt, in furchtbarer, schauriger Wirklichkeit um — — was zu erfahren?

Der Frost machte ihre Glieder schlottern, die Zähne klappern, den Schweiß der Todesangst in schweren, dicken Tropfen von ihrer Stirne perlen. Mit weit aus den Höhlen hervorgetriebenen Augen und gesträubtem Haare starrte sie bewegungslos den Hügel hinauf, hinter dem sich jetzt das Pferdegetrapp verlor und zwar so verlor, als ob es da plötzlich, von einer übermenschlichen Macht gehemmt worden sei. Auch der Hund, der bis dahin immer Elsi voraufgelaufen war, blieb hier auf einmal furchtsam stehen, mit seinen rothglühenden Augen ängstlich zur Gattin seines Herrn aufblickend.

Nachdem diese einen Augenblick, von seelenerschütterndem Grauen gefesselt, lautlos stillgestanden, ermannte sie sich plötzlich, riß die Sohlen vom klebrigen Boden los und stürzte die Anhöhe hinauf.

Oben angekommen und in einen tiefen Waldgrundkessel blickend, gewahrt sie im hellen Mondlicht — — — was? Den lahmen Kaspar, dem zur Seite todt hingestreckt der alte Falben des Försters liegt, nicht fern davon, schon halb in die Erde eingescharrt, die mit Blut überströmte Leiche von Elers selbst.

Dies sehen und einen gräßlichen Schrei ausstoßen war Eins und Dasselbe. Einen Moment darnach stürzte Elisabeth, von Pluto gefolgt, dem Schauplatz des Verbrechens mit so rasender Eile zu, daß der aufgeschreckte Mörder kaum Zeit erhielt, sich zu erheben. Noch ehe er recht begriff, was geschah und daß die weiß daher eilende Erscheinung kein strafender Engel des Himmels, sondern die Gattin des Ermordeten sei, fühlte er sich von Pluto am Halse gepackt und würgend in die aufgeworfene Grube über den Leichnam hingestreckt.

Einen Augenblick darnach hatte Elisabeth, wie wenn der Geist einer Heldin über sie gekommen wäre, die neben dem Verbrecher an einen Baum gelehnte Flinte ergriffen und sie demselben auf die Stirn gesetzt.

Elender, rief sie, was hast Du gethan?

Auf Heidler, den hartgesottenen Bösewicht, hatte der ganze Auftritt eine furchtbare Wirkung. Wie vom Himmel herab war die Frau vor ihm mit fliegendem Haar, mit zerrissenen Gewanden, nackten Füßen und fast entblößter Brust mitten in sein verbrecherisches Beginnen hineinge-

treten. Wo kam sie her? Wer hatte ihr seine Blutthat verrathen und sie zu dem verborgenen Schauplatz derselben hergeleitet?

Das Räthselhafte, Unerklärliche und Plötzliche ihres Erscheinens hatte ihn um alle Besinnung, Fassung und jede Möglichkeit eines Widerstandes gebracht. Innerlich zerknickt und gebrochen, gab er sich ohne Weiteres verloren, indem er mit Pluto ringend, heiser aus seiner Kehle heraufstöhnte: Reißt mir in des drei Teufels Namen die verfluchte Bestie vom Halse! Ich ergebe mich und will Alles bekennen.

Sei es denn, entgegnete Elisabeth, indem sie den Hund am Halsbande zurückzog. Aber wehe Dir, wenn Du einen Versuch zur Flucht machen oder Dich gegen mich wenden solltest. Du hast Pluto's Zähne gefühlt. Ein Wort, ein Wink von mir und Du wirst in Stücke zerrissen.

Zum Satan, Weib wie kommt Ihr hierher? rief der lahme Kaspar, als er frei geworden, sich in die Höhe richtete.

Durch ein Wunder des Himmels, antwortete Elsi, der noch kein Verbrechen dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entschlüpfen ließ. Ungeheuer, setzte sie mit Schauder auf die blutige Leiche ihres Mannes blickend hinzu, was hast Du gethan? Während ich daheim für Dein unglückliches Weib und Dein noch unglücklicheres Kind in bangender Seele Sorge trage, durchstreifst Du, Verworfener, den Wald, um mir den besten Gatten, den diese Erde zu tragen vermag, im heimtückischen Hinterhalt um's Leben zu bringen. Unmensch, warum?

Warum? Warum? Das ist bald gesagt, erwiderte brummend Heidler, indem er sich den blutenden Hals mit einem schmutzigen Sacktuche abwischte und verband. Ich

hörte, daß der Förster den Pachtzins aus Tetschen heimholte, und da hier doch meines Bleibens nicht länger sein konnte und ich nach Amerika wollte, so sollte sein Geld mir die Reisekosten decken. Zur Hölle damit, rief er wüthend, einen schweren blutbesudelten Geldsack auf die Erde schleudernd, nun brauch' ich den Plunder nicht. Die Reise, die mir jetzt bevorsteht, wird mir keine sonderlichen Auslagen verursachen. Auf Weib, laßt uns gehen. Ich weiß den Weg zu der Schmiede, zu der Ihr mich bringen wollt. In des Satans Namen denn, laßt uns gehen!

Nimm die Leiche auf, herrschte ihn Elsi an. Sie muß mit.

Sie wird nicht gestohlen werden, lachte zähneknirschend der Bösewicht. Die Büttel werden den Braten schon riechen und ihn zu finden wissen.

Nimm die Leiche auf, wiederholte Elisabeth streng, oder Pluto soll Dir auf's Neue wieder am Halse zerren und Dir Hören und Sehen vergehen machen.

Pluto, dessen Kette die gute Frau mit dem Fuße festhielt, indem sie, unachtsam für den Schmerz, der ihr dadurch verursacht wurde, mit der nackten Sohle darauf trat, Pluto, als er seinen Namen hörte, stemmte sich sogleich gegen seine Fessel an und fing, als ob er die Drohung verstanden, knurrend die Zähne zu fletschen an.

Stille, Racker, heulte der lahme Kaspar, indem er seinen angeschwollenen und blutunterlaufenen Hals betastete und dazu mit seinem hölzernen Beine stampfte. Wenn's denn nicht anders geht, so kommt hervor Förster Elers, damit ich Euch huckepack nach Hause trage. Eure alte Mähre da,

wird Euch so nicht mehr im Sattel tragen. Mit dem Waldreiten ist es für immer aus.

Mit diesen Worten packte der Verbrecher die Leiche unter die Achseln, hob sie aus der Grube hervor und warf sie sich über die Schulter.

Elisabeth schauderte zusammen, als sie das sah und dabei das baumelnde, blutlose und fahle Antlitz der Leiche so wie ihre starr niederhängenden Gliedmaßen gewahrte. Sie mußte alle Macht zusammen nehmen, um nicht ohnmächtig zu werden.

Vorwärts! befahl sie, und nun ging der schauerlichste Leichenzug, der sich denken läßt, langsam durch den Wald zurück, dem Dorfe Rodewald zu.

Voran schritt humpelnd und keuchend der Mörder, mit dem Ermordeten auf dem Rücken; drei Schritt dahinter ging Elisabeth, die Flinte vor sich hin auf den Missethäter gerichtet; dazwischen lief Pluto, der dann und wann ein klägliches Geheul ausstieß, das schauerlich im Forste wiederhallte.

Der Mond, da es zum Morgen ging, begann nach und nach zu erblassen und die Dämmerung, in graue Nebel gehüllt, feucht von den Zweigen tropfend, sich über der Holzung auszubreiten. Das Stöhnen Heidler's, das Schwanken der Leiche, das Heulen Pluto's, begleitet von dem melancholischen Getröpfel der niederthauenden Feuchtigkeit, das Gerassel der welken Blätter, der knisternden Zweige, dann und wann ein scheues Vorbeigleiten eines aufgejagten Wildes, — stelle man sich das Alles lebhaft vor und man wird das Bild des traurigsten Leichenconduktes haben, den jemals die Erde gesehen.

Als es zum Anbruch des Tages ging und die ersten Hähne in Rodewald zu krähen begannen, sahen die eben vom Schlaf erstehenden Bauern den seltsamen Zug vor dem Amthause anlangen. Im Nu war Alt und Jung auf den Beinen, der Dorfrichter und seine Büttel zur Hand, Kaspar Heidler mit Ketten geschlossen und Elers Leiche auf eine Bahre gelegt.

Die gute Frau sank, nachdem sie die nöthigsten Aufklärungen gegeben und den ganzen Hergang des schrecklichen Vorfalls kurz erzählt, ohnmächtig den Umstehenden in die Arme und wurde in vollständig bewußtlosem Zustande nach Hause getragen, wo sie, von einem hitzigen Fieber befallen, Monate lang mit dem Tode rang. Als sie endlich genas, war ihr Haar weiß wie Schnee und die Klarheit ihres Geistes erloschen. Still und lautlos ging sie umher, mit stieren, glasigen Blicken Menschen und Welt betrachtend. Niemals hat man sie wieder lächeln sehen oder auch nur einen einzigen Laut über die Lippen bringen hören. Die Angst und die Schauer jener Nacht hatten, wie es schien, alles Leben aus ihrem Herzen gescheucht und sie zur wandelnden Mumie gemacht.

Kaspar Heidler wurde in der Kreisstadt Böhlau mit dem Schwerte hingerichtet; seine Frau aber nahm ihr contraktes Kind auf den Rücken und wanderte, Niemand weiß wohin. Wie sie in Rodewald sagen, ist sie nach Aegyptenland zurückgekehrt.

## Eine merkwürdige Prophezeihung.

Dem Stoffe nach entnommen aus Burke's: Anecdotes of the aristocracy and episodes in ancestral story.

Kaum war am Ostermorgen des Jahres 1814 das englische Kriegsschiff Vanguard nach einer langen und stürmischen Seefahrt mit vollen Segeln in den Hafen von Alexandrien eingelaufen, um darin auf einige Tage Anker zu werfen, als sich der Capitain auch sofort von Offizieren und Seecadetten lebhaft um die Erlaubniß angegangen sah, die so viel gerühmten Wunder und Merkwürdigkeiten Aegyptens in Augenschein nehmen zu dürfen. Vier Lieutenants und fünf Midshipmen waren es, die sich dieser Vergünstigung zu erfreuen hatten und welche, kaum beurlaubt, denn auch sofort und nur mit dem Nöthigsten für einen dreitägigen Landaufenthalt versehen, in die niedergelassenen, bereits der Glücklichen harrenden Boote stiegen, um sich darin an die mit allen ihren Räthseln und Geheimnissen vor ihnen liegende Küste zu begeben.

Nachdem die Gesellschaft die Umgegend der Stadt, ihre seltsamen Bauten und historischen Denkwürdigkeiten durchmustert, mancherlei kleine Abenteuer bestanden und ver-

schiedene, nicht eben durch große Mäßigkeit ausgezeichnete Mahlzeiten gehalten, fand man sich am dritten Tage, dem letzten des Urlaubs, ziemlich abgespannt und müde in einem türkischen Kaffeehause zusammen, um hier die wenigen Augenblicke der noch verstatteten Freiheit in genußreicher Beschaulichkeit und Rückerinnerung des Genossenen zuzubringen.

Man tauschte hier bei dem dampfenden Mokka die empfangenen Eindrücke und alle die bunten und sich ergänzenden oder auch widerstreitenden Bemerkungen aus, die dadurch in den Köpfen der Betrachtenden entstanden waren.

„Wir haben gesehen, was in der kurzen Zeit zu sehen war, und können mit unserem Aufenthalte zufrieden sein," sagte am Ende mit einer Art Selbstzufriedenheit, der älteste Lieutenant Sir Archibald Primrose, späterer Lord von Castlefield.

„Nur von den berühmten ägyptischen Wahrsagern ist uns keiner zu Gesicht gekommen," rief der Midshipman John Dalrymple aus, indem er lachend hinzufügte: „Und das, bei Gott, ist jammerschade, denn man kann keine Beschreibung oder Geschichte dieses Landes lesen, ohne sie eine große Rolle darin spielen zu sehen." —

„Wir werden sehr beschämt sein, wenn man uns bei unserer Rückkehr darnach fragen wird und wir dann nicht im Stande sind irgend welche Auskunft darüber zu geben," bemerkte kleinlaut James Dundas.

„Nur zu wahr," meinte Midshipman Charles Brunton, „nur zu wahr, meine Kameraden, dieser Mangel in unseren Mittheilungen über dieses fabelhafte und sonderbare Land kann uns nur Schande bringen."

„Nun denn zum Teufel," schrie Hugh Campbell, ein weit umher gekommener und ziemlich roher Seesoldat, „nun denn zum Teufel, so laßt uns keinen Augenblick verlieren und solch' ein Wunderthier in aller Eile noch vor uns bringen. Bevor die Flaggen nicht eingezogen sind*), brauchen wir nicht an Bord zu sein. Wir haben also noch hinreichend Zeit das Versäumte nachzuholen, wenn wir die Stunden von jetzt bis Abend nicht ungenutzt verstreichen lassen."

„Einen Magier! Einen Magier!" scholl es nun von allen Seiten und im Nu wurde denn auch der Dragoman herbeigerufen, den man als Dolmetscher und Wegweiser für die Zeit des Urlaubs angenommen, ihn bescheidend, daß er sogleich einen von den Wahrsagern, an denen Aegypten und ohne Zweifel wohl auch Alexandrien so reich sei, vor die Gesellschaft führen solle.

Der Dragoman, der dies erwartet zu haben und darauf vorbereitet schien, erklärte, daß er augenblicklich den Wunsch der Fremden erfüllen und einen der berühmtesten Magier seiner Zeit, den vielgepriesenen und höchst weisen Ali ben Nebin vor sie geleiten wolle, wenn sie nur etwa eine Viertelstunde ihm Zeit vergönnen möchten denselben in seiner verborgenen und geheimnißvollen Wohnung aufzusuchen.

Natürlich ward ihm dies gern gestattet und er sofort entlassen jenen Wundermann herbeizuholen. Eine Viertelstunde später sah ihn die Gesellschaft denn auch in der That mit einem Greise wiederkommen, der in lange, mit phan-

*) Was nach seemännischem Gebrauch immer nach Sonnenuntergang geschehen sein muß.

tastischen Zeichen bemalte Gewänder gehüllt und mit einem schneeweißen, sehr langem Barte geziert war. An seiner Hand führte er einen braunen, beinahe nackten Knaben, von interessantem, aber melancholischem Aussehen, der eine Kohlenpfanne und mehreres andere Geräthe in der Hand trug.

Nachdem Ali ben Rebin den versammelten Briten als der gewünschte Wundermann von dem Dragoman vorgestellt worden war und durch ihn den Wunsch der Fremden seine Zauberkünste zu erproben, erfahren hatte, verneigte er sich ernst und gravitätisch, mit festen Blicken dabei die nach ihrer eigenen Zukunft Lüsternen musternd. Als dies, so viel er es für nöthig halten mochte, geschehen, gab er dem Knaben einen Wink, und während dieser nun die Geräthe aufstellte und die Pfanne mit Kohlen füllte, gab er dem Dragoman die Weisung, daß er die Gesellschaft zum Stillschweigen auffordern und ihr anzeigen möge: wie nur derjenige reden dürfe, den er selber durch seine Vermittelung fragen werde.

Wenn die übermüthigen und kecken Seemänner, die anfangs natürlich alle zusammen die größte Lust gehabt, sich über den Hocuspocus, der ihnen hier vor Augen gestellt werden sollte, lustig zu machen, schon gleich beim Auftreten des Magiers frappirt und besonders durch seinen scharfen durchdringenden Blick aus der Fassung gebracht worden waren, so verging ihnen nun vollends bei der immer mehr und mehr sichtbar werdenden und sich in allen seinen Bewegungen entwickelnden seltsamen Gravität der Muthwille so ganz und gar, daß sie in der That sehr bald mit den ernsthaftesten Mienen von der Welt dem emsigen Wirken und Walten

des Wahrsagers und seines Knaben gegenüber saßen. Nicht ohne ein gewisses Grauen und heimlich sie überrieselnde Schauer sahen sie ihn aus abenteuerlich gestalteten Steinen, Knochen und Amuleten einen Kreis bilden, in dessen Mitte auf einem seltsam geformten Dreifuß sich die Kohlenpfanne befand, aus deren Schaale sich aus darüber gesträutem Räucherwerk dicke, weiße, die Atmosphäre mit einem angenehmen, aber die Sinne traumartig umspinnenden Geruche erfüllende Wolken erhoben, die bald das ganze Zimmer so verdunkelten, daß man nur mit Mühe die Anwesenden und das, was sie umgab, zu unterscheiden vermochte. Nachdem man so eine Weile in diesem Zustande geblieben und der ägyptische Weise in Zwischenräumen verschiedene, bald laut, bald leise, den Fremden natürlich ganz unverständliche Zauberformeln gesprochen und von Zeit zu Zeit mit einem, mit arabischen Chiffern und Buchstaben bedeckten Stocke, geheimnißvolle Zeichen in die Luft gemacht hatte, zog er plötzlich den Knaben an sich, indem er ihn dicht an das qualmende Becken stellend, seinen Kopf mit der Fläche der einen Hand umspannte und mit der andern jenen Stab an seinen Nacken hielt, mit dem er seither die Luft bei seinen Beschwörungen geheimnißvoll durchschnitten hatte. Kaum aber war das geschehen, so sah man den Knaben in krampfhafte Zuckungen fallen und gleich darauf seine Augenlider verschließen.

„Bist Du bereit, Ben Mahom?“ frug nun der Zauberer und nachdem der Knabe hierauf noch mehrmals zusammengefahren und sich wie gegen eine unsichtbar und mystisch ihn bezwingende Gewalt vergeblich gewehrt, murmelte er endlich: „Ja, mein Meister, ja, der Schleier ist aufgehoben, welcher vor die Zukunft gespannt ist und sie

den Augen der Sterblichen verhüllt. Frage, ich werde Dir Antwort geben."

Nachdem der Dragoman leise und am ganzen Körper zitternd den Briten diese Reden verdolmetscht hatte, ließ Ali ben Rebin durch ihn die Frage an sie thun, wer zuerst seine Kunst erproben wolle. Einen Augenblick zögerte die ganze Gesellschaft und niemand meldete sich; dann endlich aber trat Walter Croker, der jüngste Midshipman, aus einem irischen Zweige der Crokers von Lineham in der Grafschaft Devonshire stammend, vor und begehrte von dem Magier eine Mittheilung darüber zu haben, wie und wo er dereinst sein Ende finden werde.

„Der Tod ist schrecklich, wie er auch sei," sagte der Weise, indem er nach einer Pause, die er dem frevelhaft Fragenden zum Besinnen geben zu wollen schien, hinzufügte: „Frage etwas Anderes, junger Mann!"

„Wie und wo ich dereinst sterben werde, wünsche ich zu wissen," wiederholte der Seecadet mit jener Halsstarrigkeit, wie sie den Bewohnern jenes Inseleilandes eigen zu sein pflegt.

„Nun wohl, so fordere es noch einmal," sagte der Wahrsager. „Du mußt es drei Mal fordern!"

„Zum dritten Male denn," entgegnete Walter Croker mit mehr und mehr fester werdender Stimme, „zum dritten Male denn, die Schlußscene meines langen oder kurzen Lebens begehre ich mir vor die Seele geführt zu sehen."

Drei Mal neigte hierauf Ali ben Rebin sein Haupt, dann sich zu seinem Knaben niederbeugend, frug er: „Ben Mahom, mein Sohn, was siehst Du? Sage sein Schicksal!"

„Ich sehe eine Insel im Meere," sagte der Knabe nach einer mit noch verstärkten Zuckungen ausgefüllten Pause, „eine Insel, die mit Bäumen wie die Dattelpalme bepflanzt ist. Sie ist grün und frisch, und große prachtvolle Blumen wachsen auf ihr. — Das Meer schneidet tief in ihr Land und bildet eine Bucht, groß und sicher wie ein Hafen. Alles ist leer und still."

„Und bleibt es so?" fragte der Magier, als der Knabe hier verstummte. Der Knabe schien sich anzustrengen wie Einer, der nach etwas in der Ferne aussieht, dann murmelte er: „Nein, ich bemerke aus der Ferne her sich etwas nähern. — Schon kann ich es deutlich unterscheiden, — es ist ein großes Schiff mit weißen Segeln und einer Flagge, auf der ein rothes Kreuz wahrzunehmen ist. — Es nähert sich der Insel, auf der es nun auf einmal auch lebendig wird. — Lange, braunrothe, beinahe nackte Menschen kommen aus Häusern, die mir ganz fremd sind und von Baumstämmen angefertigt scheinen. Sie rennen zusammen, sie machen allerlei wilde Geberden und zeigen nach dem Schiffe, das immer näher und näher kommt und nun nicht weit vom Lande hält. — Ich sehe Männer darauf erscheinen, wie die sind, die sich vor uns befinden. Sie haben bunte Uniformen, Säbel und Flinten. In ihrer Mitte ist Einer, der Gold auf dem Kleide hat und den Andern zu befehlen scheint. — Sie werfen Schaluppen aus, die sich bemannen und an die Küste rudern."

Da der Berichtende hier plötzlich inne hielt und schwieg, hob der Magier die Hand die er auf dessen Kopfe hielt, ein wenig empor, um sie dann fester darauf wieder niederzudrücken; auch kehrte und schwang er den Zauberstab drei

Mal durch die Luft, um ihn dann auf's Neue an seine vorige Stelle zu bringen.

„Du wirst noch mehr sehen, Ben Mahom,“ sagte dann Ali ben Rebin. „Sprich, was ist es?“

„Die Männer des Schiffs sind auf der Insel“ fuhr der Befragte mit leiserer Stimme, als er seither gesprochen hatte, fort. „Sie sind weit vom Strande. Kaum, daß ich das Schiff noch erblicke. Sie gehen einen Hügel hinauf, auf welchem ein einzelner Baum steht. Unter diesem Baume machen sie Rast, indem sie sehnsüchtig nach dem Schiffe aussehen, als sollte ihnen von daher Beistand kommen und als befürchteten sie einen Ueberfall. Ja, und sieh, nun brechen in der That aus der Waldung hinter dem Hügel die braunen, nackten Menschen hervor, ausgerüstet mit seltsamen Waffen. — Sie greifen die Anderen an; — es kommt zum Handgemenge; — mehrere der Wilden fallen von den Flinten der Weißen. Aber neue Haufen drängen heran. — Der Kampf wird heftiger. — Der Seemann mit dem Gold auf der Achsel, den ich ganz deutlich unter den Seinigen sehe, ordnet, leitet und befiehlt ihre Abwehr. Er ist überall voran, er streitet wacker mit einem Säbel in der Hand. — Jetzt wird er von den Feinden umringt, — er hat sich zu weit vorgewagt; ein Wilder schlägt mit einer Keule nach seinem Kopf; — er schwankt; — Blut stürzt ihm aus Mund und Nase; er fällt; Andere mit ihm.“

Der Knabe schwieg auf's Neue. Er schien erschöpft und erschreckt von dem, was er gesehen. Dicke Schweißperlen tropften von seiner Stirn.

Der Magier wiederholte sein Manöver von vorhin, wechselte mit dem Ende des Stockes und hob eine Weile

seine Hand von dem Haupte seines kleinen Mitgehülfen. Dann neigte er sich wieder zu ihm nieder und sagte: „Sieh noch einmal hin, Ben Mahom, mein Sohn, und sage, was Du erblickst.“

„Ich erblicke,“ sagte Ben Mahom, nachdem er sich aufgerichtet, „ich erblicke die Leute des Schiffs allein auf dem Hügel; es sind ihrer mehr, als vordem; sie scheinen Zuzug erhalten zu haben; die Wilden sind fort. — Man gräbt ein Grab unter dem einsamen Baume auf dem Hügel; — man legt den Mann mit dem Golde auf dem Rocke hinein und seitwärts von ihm die Andern. — Nun scharrt man es zu; einige der Männer vergießen Thränen. — Jetzt ist es gethan; sie ziehen ab; — rings wird es still; die Sonne ist im Untergehen; der Baum wirft einen langen Schatten über das Grab.“ —

Jetzt hob der Wahrsager Stab und Hand von dem Knaben ab und während dieser schlaff und wie leblos zu seinen Füßen sank, wandte er sich zu Walter Croker hin, indem er rief: „Dies Grab, auf welches der Baum seinen langen Schatten wirft, ist das Deinige, junger Mann, der Du Dein Ende zu wissen begehrtest.“ Und sich nun zu den Andern wendend, fragte er: „Und was begehrt man nun noch mehr von mir zu wissen? Ali ben Rebin harrt der Frage.“

Walter Croker, der mit ruhigem Aussehn der Prophezeihung zugehört und zuerst ganz munter und gefaßt dreingeschaut hatte, war gegen das traurige Ende hin doch ein wenig ernst und sinnend geworden. Als der Magier sich erhob und ihm seine letzten Worte zurief, ward er bleich und ein leises Zittern ergriff ihn, so daß er Mühe hatte

seinen Sitz zu erreichen. Seine lustigen Kameraden, die das sahen und ebenfalls von dem Ausgange der Prophezeihung ergriffen waren, empfanden nun wenig Lust, sich auch ihr Schicksal verkünden zu lassen, und erklärten daher, nachdem der Dragoman ihnen Ali ben Rebin's letzte Worte und seine Anfrage wie Alles Vorhergehende zitternd und in Schweiß gebadet verdolmetscht, daß sie mit seiner Probe zufrieden und nichts weiter zu wissen begehrten. Nachdem man ihn und seinen nach und nach wieder zu sich gekommenen Knaben ben Mahom reichlich belohnt entlassen, beschloß man, ziemlich mißgestimmt und peinlich von dem eben geschilderten Auftritte berührt, sofort an Bord des Vanguard zurückzukehren und sich dort, nachdem man von den Strapazen dieser Landtour ausgeruht, dem beschwerlichen Schiffsdienst auf's Neue wieder hinzugeben. Nachdem der erste Schreck, den die Wahrsagung unter denjenigen, die von der Partie gewesen, angerichtet, verflogen war, wurde das Ganze natürlich zu einem Gegenstande des ausgelassensten Spaßes, den Walter Croker selbst nicht selten am Weitesten trieb. Ali ben Rebin und sein Knabe wurden die ausgefeimtesten Betrüger und ihre Wahrsagung ein lächerliches Blendwerk genannt, von dem verblüfft worden zu sein, man sich durchaus nicht vergeben konnte. „Prügeln hätte man den abgeschmackten, ägyptischen Komödianten Ali ben Rebin und nicht bezahlen müssen“ rief Hugh Campbell. „Der Teufel weiß es,“ setzte er hinzu, „wir haben uns da ganz schändlich hinter das Licht führen lassen. Unser guter Sir Walter wird nie eines so elenden Todes sterben. Wie sollte er denn auch dazu kommen?“ . . . .

Es war in der That wenig oder gar keine Aussicht

dazu vorhanden. Gleich nach dem Frieden wurde unser junger Seeheld, nach einem schnellen Avancement zum Lieutenant, auf Halbsold gesetzt, und da ihn das, weil er sich dem erwählten Berufe mit großer Lust hingab, tief verdroß und seine Bemühungen, wieder in aktiven Dienst zu gelangen, ganz erfolglos blieben, so entschloß er sich zuletzt aus Aerger über diese Zurücksetzung, seiner Laufbahn ganz zu entsagen und sich auf sein väterliches Erbe zu Lisnabrin in der irischen Grafschaft Waterfort zurückzuziehen.

Nachdem er dort Jahr und Tag in friedlicher Zurückgezogenheit verlebt, verheirathete er sich endlich mit Clarissa Fenlok, einer Predigerstochter aus der Umgegend, mit welcher er als britischer Landgentleman die glücklichste Ehe führte. Da er auf seiner kleinen, aber sehr einträglichen Besitzung, als braver freundlicher und gastfreier Mann bekannt war, so sah er vielfachen und angenehmen Besuch darauf, dem er im Winter am Kamin, wenn er von den Abenteuern seiner Seefahrten sprach, oft genug auch jene Weissagung des ägyptischen Wahrsagers erzählte, deren lächerliche Unwahrscheinlichkeit dann natürlich vielfach und herzlich von ihm und seinen Gästen belacht ward. Sah man die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung doch klar genug zu Tage gelegt. Sir Walter hatte den Seedienst quittirt, war verheirathet und Landwirth auf Lisnabrin, wie sollte er denn nun auf ferne Inseln im Meere und zu Wilden kommen?

Die Sache war im höchsten Grade unwahrscheinlich, und doch, was geschah? Nach mehr denn zwanzig Jahren, um 1837 etwa, erhielt der Lieutenant Walter Croker unerwartet von den Lords der Admiralität eine Zuschrift, worin man ihm sagte, daß man seine Dienste nicht vergessen, noch

ihn selbst aus den Augen verloren habe und daß sehr bald eine neue, schöne Fregatte vom Stapel laufen würde, zu deren Führung man ihn ausersehen und mit welcher er betraut sein solle, sobald er sich in London im Admiralitätsgebäude einstellen wolle.

Die Manipulationen der Franzosen auf den Südseeinseln, die durch die Besetzung Tahiti's plötzlich ganz offenkundig geworden waren, machten es England zur Pflicht, einige, von tüchtigen und kühnen Männern befehligte Kriegsfahrzeuge, zur Beobachtung und gelegentlichen in Schachhaltung der gegnerischen Bewegungen, dorthin zu beordern, und mit einer solchen Ordre ward denn Walter Croker, als er sich in der That in London auf der Admiralität einstellte, von derselben versehen. Man hieß ihn wie andere Capitaine, so lange es ging, jede Collision mit den Schiffen, die unter französischer Flagge segelten, vermeiden, zugleich aber doch auch Britannien jenen Ruf überlegener Seemacht zu sichern, den es so lange gewahrt und für sein politisches Ansehn mit vollem Recht als unerläßlich erachten muß. Die zu diesem Zwecke von der englischen Regierung abgesendeten Schiffe sollten das stille Meer nach allen Richtungen der Windrose hin durchkreuzen, die Inseln besuchen, freundliche Beziehungen zu den Häuptlingen anknüpfen, Alle beschützen, die es begehren würden und kurz in jeder möglichen Art die wirksamen Vertreter des britischen Gouvernements in diesen entfernten Welttheilen abgeben.

Im Verfolg dieser Obliegenheiten gelangte Croker's Fregatte eines schönen Tages auch in die Bai von Tongataku, eine von den sogenannten Freundschaftsinseln, wo er Missionäre in Schutz nehmen sollte, die dort eine Station

zu errichten im Sinne hatten und sich von dem wilden Volke der Eingeborenen bedroht sahen, noch ehe sie Gelegenheit erhalten, das Evangelium zu predigen. Das britische Fahrzeug kam gerade zur rechten Zeit, die frommen Männer vor einem entsetzlichen Tode zu retten. Allein mit dieser Rettung war Capitain Croker nicht zufrieden. Nachdem er die Personen in Sicherheit gebracht, wollte der humane und wohlwollende Befehlshaber nicht in See stechen, ohne versucht zu haben auch das, auf dem Eilande zurückgelassene Eigenthum der Brüderschaft in deren Besitz zurück zu bringen. Er landete zu diesem Ende mit einer wohlbewaffneten Abtheilung Marinesoldaten und Matrosen und begab sich, begleitet von ihnen nach der, tiefer in's Land hineingelegenen Niederlassung der Missionäre. Bei dem Rückmarsche gerieth er in einen Hinterhalt der Eingeborenen, durch den er sich mit den Seinigen glücklich hindurch bis auf einen Hügel schlug, wo er Fuß zu fassen beschloß, bis Verstärkung vom Schiffe käme, um ihn glücklich dasselbe erreichen zu lassen. Als man auf der Fregatte das Feuern vernommen, hatte man denn auch gleich die Gefahr des Capitains darauf geahnt und neue Mannschaft ausgeschifft. Unglücklicher Weise aber kam sie zu spät, denn als sie jene Höhe erreichte und die Wilden von derselben vertrieb, fand sie den Capitain bereits von der Keule eines Wilden erschlagen, so daß nun nichts weiter übrig blieb, als seine Reste an der Stelle zu begraben, auf der er mit mehreren Andern gefallen. Es war dies unter einer Palme geschehen, die vereinzelt auf diesem Hügel stand. Als die Engländer feuchten Blicks zur Zeit des Sonnenuntergangs von dem Grabe schieden, warf dieser Baum seinen langen Schatten darüber.

So hatte sich das Gesicht des koptischen Knaben erfüllt und zwar nicht, ohne daß Walter Croker im letzten Augenblicke dessen eingedenk gewesen. Der Steuermann, der, als sein Capitain fiel, ihm zunächst gestanden, hatte ihn sinkend: „Ali ben Rebin“ rufen hören und diesen Ruf, als einen ihm ganz unverständlichen, an die Familie des Gebliebenen gemeldet, die ihn denn nur gar zu gut zu deuten gewußt hat.

## Der Applaus von unsichtbaren Händen.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

Die Heldin dieser Geschichte ist eine Bühnenkünstlerin, eine zu Anfang der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts in der Künstlerwelt hochgefeierte Schauspielerin, Karoline B . . . ., die mit großem Talent eine außerordentliche Schönheit verband, und damals gerade in dem Höhepunkte ihres Ruhmes angelangt war.

Wenn trotz alledem ihr Stern frühzeitig erloschen und in die Nebel der Vergessenheit zurückgesunken ist, so geschah dies in Folge eben jenes räthselhaften und geheimnißvollen Vorganges, den wir in den nachfolgenden Blättern zu erzählen uns vorgesetzt haben.

Karoline B . . . . war die Tochter ganz armer Eltern und würde vielleicht nie zu Namen und Ansehn gekommen sein, wenn sie nicht in ihrer damaligen Dürftigkeit einen jungen Candidaten der Theologie zum Nachbar gehabt hätte, der sich des lebhaften und schönen, aber ganz und gar vernachlässigten Mädchens angenommen und sie auf die Bahn gebracht, auf der sie später so viel Ehren und ein überreichliches Auskommen fand.

Achim Wendelin, so hieß der Candidat, war eben zwanzig Jahr alt geworden, als er die zwölfjährige Karoline nach längerem Beobachten ihres Wesens, mit Erlaubniß ihrer Mutter — ihren Vater hatte sie früh verloren — zu unterrichten begann. Er lehrte sie zuerst die Grundzüge der christlichen Religion, Geschichte, Geographie und vor Allem auch die Wunderwerke der deutschen Dichter kennen, und da er, indem er sie dieselben laut vorlesen ließ, Gelegenheit erhielt, ihr klangvolles, schönes Organ, ihre leidenschaftliche Hingabe, ihr Feuer und die Macht ihrer Begeisterung inne zu werden und zu bewundern, so machte er der Mutter den Vorschlag, sie für die Bühne ausbilden zu lassen.

Da diese Ausbildung, weil er sie selbst übernehmen wollte, mit keinerlei Kosten verknüpft war, so setzte die Wittwe ihr auch nicht die mindeste Schwierigkeit entgegen, sondern war glücklich, sich um eine Berufswahl der Tochter weiter keine Sorge machen zu dürfen.

Achim Wendelin war der Sohn eines protestantischen Predigers in Schlesien. Der Vater, der erst nach langen Jahren der Entbehrungen, Sorgen und Mühen aller Art, das Seelsorgeramt einer kleinen Gemeinde überwiesen bekommen hatte, hatte dem zufolge eine Jugendgeliebte auch erst sehr spät heimführen und deren ausharrende Liebe und Treue eigentlich nur noch durch ein ungetrübtes Alter belohnen können. Die einzige Frucht ihrer langverzögerten, in frommer Ergebenheit erharrten Vereinigung war Achim, der mit liebender Sorgfalt auferzogen und trotz des eigenen, verkümmerten Lebens vom Vater doch gleichfalls für die geistliche Laufbahn bestimmt wurde.

Achim hatte von seinem Vater, der sich als Dichter,

namentlich auf dem Felde des geistlichen Liedes, nicht unrühmlich hervorgethan, eine ziemlich lebhafte Phantasie und ein gewisses idealisches Wesen ererbt, das ihn nur mit schmerzlicher Resignation dem Wunsche des ehrwürdigen Greises sich fügen und die eigenen, ganz andern Zielen zustrebenden Neigungen seines Herzens in den Hintergrund drängen ließ. Nur insgeheim fand er Zeit und Muße, sich mit seinen Lieblingswerken, den dramatischen Dichtungen Goethe's, Schiller's und Shakespeare's, welche sich in der Bibliothek seines Vaters vorfanden, zu beschäftigen, und er ließ diesem würdigen Mann den Glauben, daß er sich Nächte lang mit hebräischen und theologischen Studien bemüht habe, während er in Wirklichkeit doch in den Himmeln der Poesie geschwelgt hatte. Aber der innere Kampf that der körperlichen Entfaltung des Predigersohns nicht gut; und während Tage, Monde und Jahre unter solch' widerstrebenden Regungen verflossen, war Achim lang und mager, bleich und schwindsüchtigen Aussehns in die Höhe geschossen. Nachdem er die Universitäten Jena, Bonn und Berlin besucht und seine ersten Examina glänzend bestanden, war er als Hauslehrer in das Graf Gotter'sche Palais nach D. gekommen. Hier, in D., blieb er auch, nachdem die beiden jungen Grafen, deren Erzieher er gewesen, seiner Leitung nicht weiter bedurften. Er verließ die Stadt zwar einmal auf kurze Zeit, um seine letzten Examina zu machen, aber er kehrte bald wieder. Es war das königliche Hoftheater, eines der ersten in Deutschland, das ihn nach D. zurückzog.

In den Räumem desselben genoß er seine herrlichsten Stunden. Er sah all' die tausend Mal gelesenen und beinahe auswendig gelernten Tragödien Shakespeare's, Goethe's

und Schiller's, und indem er sie sah, träumte er sich selbst im Geiste zwischen die Darsteller auf die weltbedeutenden Bretter so lebhaft und gegenständlich hinauf, daß er, sich und seine Umgebung ganz vergessend, häufig genug, zur Verwunderung seiner Nachbarn, plötzlich die Hände, die Augen und Lippen wie ein Irrsinniger in Bewegung zu setzen begann.

Da er dadurch, wie durch seine ganze Erscheinung, eine Art Aufsehn machte, und in Folge dieses Aufsehns gewissermaßen zu einer Stadtfigur wurde, so konnte es nicht fehlen, daß er einen Spottnamen erhielt. Man nannte ihn allgemein nur immer den Comödien-Theologen, eine Benennung, die, wenn sie Pastor Wendelin zu Ohren gekommen wäre, denselben gewiß auf's höchste entsetzt und aus allen seinen Erwartungen in Bezug auf die Zukunft seines Sohnes schmerzlich herausgerissen haben würde.

Achim selbst bekümmerte sie wenig. Er ernährte sich durch Privatunterricht, setzte still für sich seine Studien fort und ging zur Erholung, so oft ein gutes oder klassisches Stück gegeben wurde, in's Theater.

In dieser Zeit war er mit Karoline B.... bekannt geworden.

Karoline und ihre lärmenden Gespielen waren nämlich schon längst auf die sonderbare Figur des Candidaten aufmerksam geworden, der gebeugten Rückens, lässig gekleidet und dann und wann mit den Händen in der Luft fechtend, ohne sie zu beachten oder auch nur gewahr zu werden, häufig genug durch ihre Spiele mitten hindurch gegangen.

Sein langes blondes, dünn herabhängendes Haar, sein mageres, bleiches, beängstigend geröthetes Gesicht, seine

großen blauen Augen und seine eckigen Körperformen mußten auch solchen auffallen, die wenig oder gar nicht zu beobachten gewohnt waren. Aber Kinder haben für dergleichen Sonderbarkeiten scharfe Augen, und auch Karolinen und ihren wilden Genossen war der Comödien-Theologe längst als eine komische Figur erschienen, mit der man sich wohl einen Scherz meinte erlauben zu dürfen.

Allen andern voran meinte das Karoline, die die Ausgelassenste von sämmtlichen Kindern und gewissermaßen die Rädelsführerin der ganzen Schaar bei allen auszuübenden Streichen war.

Einige Knaben hatten sich von irgend woher buntes Papier zu besorgen gewußt und dieses zusammengerollt, zu einer großen Tüte geformt, die nun von Karoline in Beschlag genommen und sorgsam aufgehoben wurde, bis zu dem Augenblick, wo der zu Foppende in seiner gewöhnlichen Art und Weise auf ihrem Spielplatz erschien.

Sobald dies geschehen, nahm sie die Tüte hinter ihren Rücken, und nachdem sie zum weidlichen Ergötzen ihrer wilden Gesellschaft in einiger Entfernung dem Candidaten gravitätisch nachgeschritten, lief sie plötzlich an ihn heran, indem sie an seinem Rocke wischend vorgab, er habe sich weiß gemacht.

Achim Wendelin blieb in Folge dessen ruhig stehen und gab dadurch der übermüthigen Dirne hinreichende Muße, die bunte Tüte in seine Rocktasche so hineinzuschieben, daß sie wie ein großer Trichter daraus hervorguckte. Arglos und ohne das Mindeste von dem ihm gespielten Schabernacke vermuthend, würde der Comödien-Theologe weiter gegangen sein, wenn nicht ein lautes Gelächter der übrigen

fernstehenden Kinder ihn plötzlich aufmerksam gemacht und aus seinem Nachsinnen empor gescheucht hätte. Mechanisch nach hinten tastend, entdeckte er sogleich die Tüte und zog dieselbe so rasch hervor, daß die in ihrer Schadenfreude sich weidende Karoline nicht mehr die Zeit erhielt, gleich ihren Mitschuldigen das Hasenpanier zu ergreifen und davon zu laufen, sondern überrascht und über und über erröthend, wie an den Boden gefesselt stehen blieb.

Sie war auf Scheltworte, eine tüchtige Ohrfeige oder einige Püffe gefaßt, und würde die eine oder die andere dieser Züchtigungen, ja alle zusammen, mit Trotz und einer Art von Genugthuung hingenommen haben. War der Streich doch geglückt und sie die Heldin, deren Demüthigung die Davongelaufenen nicht sahen. Aber Achim Wendelin that von dem Erwarteten Nichts. Er sah bald Karoline, bald die bunte Tüte an, und indem er die letztere sorgsam auseinanderzurollen und das Papier zu glätten begann, sagte er mit sanfter Stimme: „Es ist nicht fein, mein Kind, ruhig Vorbeigehende so garstig zu necken. Und sieh," fuhr er fort, nachdem er das Mädchen mit mildem Blicke angesehen, „Du hättest das schöne Papier auch weit besser benutzen und zu vergnüglicheren Dingen verwenden können."

So redend hatte er sich nieder auf sein Knie gebeugt und rasch aus dem Papier ein Schiff gefaltet, das er nun Karoline entgegenreichte, indem er sie mit freundlich lächelnder Miene fragte: „Was meinst Du zum Beispiel zu diesem Kahne, mein Kind? Ist das nicht eine hübsche Sache, mit der es sich allerliebst spielen läßt?"

Karoline war wie vom Donner gerührt. Sie hatte einen Erwachsenen häßlich gefoppt, auf dieser Fopperei sich

ertappen lassen und nun Zornausbrüche und Schläge erwartet, wie ihr dergleichen bei ähnlichen Anlässen immer zu Theil geworden. Statt dessen sah sie sich hier mit sanfter Freundlichkeit, ja mit Güte behandelt. Das schnitt ihr in's Herz, und zwar so, daß sie bitterlich zu weinen begann.

Achim Wendelin tröstete sie so gut es ging, fragte sie nach ihrem Namen, ihren Eltern und ließ sich endlich zu ihrer Mutter führen, indem er sich bei dieser erbot, dem Kinde unentgeldlich Unterricht zu ertheilen.

Achim Wendelin brannte darauf, nachdem er im Verlauf seines Unterrichts Karolinen's Talent und Befähigung für die Bühne erkannt zu haben glaubte, derselben all' den Ruhm und das Künstlerglück zu verschaffen, auf welche er, seinen Eltern zu Liebe, hatte verzichten müssen. Tag und Nacht sann er darüber nach, dem Mädchen die rechten Begriffe von ihrer Kunst und die dafür unerläßliche Ausbildung zukommen zu lassen.

Die Anstelligkeit, die leichte Auffassungsgabe, das Bewegliche und Freie im Wesen und Charakter des Kindes kamen dem Lehrer dabei bestens zu Hülfe. Karoline war, wie das bei Kindern armer Leute gewöhnlich der Fall ist, zum großen Theil sich selbst überlassen gewesen, und so in einer Ungebundenheit aufgewachsen, welche, wie Gutzkow in seinem interessanten Buche: „Aus der Knabenzeit" psychologisch richtig behauptet: so tausendfach schon das Element geworden ist, aus dem sich große Naturen und Künstler heraus entwickelt haben. Die frühe Beeinflussung von Erziehung und Bildung bei Kindern besser gestellter Eltern, so viel Gutes sie auch stiften mag, hat doch zugleich das Nachtheilige, daß sie nur allzuleicht eine gewisse Ursprüng-

lichkeit beeinträchtigt, welche als eine Art Grundbedingung der Kunst und Größe angenommen werden muß.

Eine solche Beeinträchtigung hatte bei Karoline, wie gesagt, nicht stattgefunden, und Achim Wendelin fand also bei ihr ein ganz frisches, uneingeschnürtes Naturell, das jetzt zuerst in Angriff genommen, Unterricht und Unterweisung gleich mit Hinblick auf den zu erwählenden Beruf sich zuertheilt und gegeben sah. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen das Mädchen nicht nur die raschesten, sondern auch die glücklichsten Fortschritte machte und nach Verlauf von ein paar Jahren, in denen sie sich auch körperlich schnell und zu ihrem ganz besonderen Vortheil entwickelt, vollkommen angethan war, die Bretter zu betreten.

Der Director einer mittleren Provinzialbühne engagirte sie und nahm sie in Begleitung ihrer Mutter mit sich, während Achim nun wieder einsam und allein zurückblieb, mehr denn je in sein altes, sonderbares Wesen verfallend.

Seine einzige Freude waren jetzt die Briefe, die ihm Karoline schrieb, und worin sie ihm die glänzenden Erfolge mittheilte, deren sie theilhaftig wurde. Ach, er bedurfte dieser Freude gar sehr, denn sein Leben hatte des Unerquicklichen und Trüben mancherlei. Ueber dem Eifer, mit dem er die Ausbildung Karolinen's betrieb, hatte er nach und nach beinahe alle andern Unterrichtsstunden versäumt, und endlich auch die letzte davon eingebüßt. Dadurch war denn natürlich auch seine Einnahme immer geringer und geringer geworden, und nachdem auch der Rest der Summe, die er von dem Grafen Gotter als besondere Gratification erhalten — der größte Theil derselben war für die erste Ausrüstung Karolinen's daraufgegangen — nachdem also

auch der Rest dieser Summe aufgezehrt, befand er sich so ziemlich mittellos und dem nackten Elend ausgesetzt.

Vergebens suchte er sich nun wieder neue Schüler zu verschaffen, vergebens bot er sich zu allerlei literarischen Hülfsarbeiten, zu Bittgesuch- und Briefabfassungen an; mit Nichts wollte es ihm recht glücken, und nirgends ergab sich eine nur einigermaßen ausgiebige Erwerbsquelle. Zum Unglück konnte er jetzt auch nicht einmal mehr auf eine, wenn auch noch so kleine, geistliche Anstellung hoffen, denn er hatte zuletzt gänzlich unterlassen, sich bei seinen Oberen und dem Kultusministerium in Erinnerung zu bringen. Seine kummervolle und bedürftige Lage aber seinem Vater zu verrathen, trug er eben so viel Scheu, als er Scheu trug, sie Karolinen zu erkennen zu geben.

So ging in drückendem Elend ein langes, martervolles Jahr vorüber. Karoline hatte ihre erste Bühne verlassen und war nach Hamburg gegangen, wo ihr Name nun zuerst Ansehn und Glanz erhielt. Achim Wendelin dagegen sank immer tiefer und tiefer, ging beinahe in Lumpen und lebte weit in der Vorstadt, in einer ärmlichen Bodenkammer.

Um im Stande zu sein, das Porto der Briefe an und von Karolinen zu bezahlen, hungerte er oft tagelang. Regelmäßige Mahlzeiten und ordentliches Mittagessen kannte er schon beinahe gar nicht mehr, denn um die Kritiken über seinen ehemaligen Zögling lesen zu können, benutzte er den größten Theil seines spärlichen Verdienstes, um eine Conditorei zu besuchen, wo Theaterblätter und eine Zeitung aus Hamburg auflagen.

Wenn er in dieser Conditorei, in irgend einem Winkel sitzend, die Berichte über seine Schülerin mit den Augen

verschlang, so war das sein höchstes Glück. Seine ganze Seele, Alles, was von Leben in ihm war, concentrirte sich in den Blicken, mit denen er die gedruckten Buchstaben in sich sog. Er hatte nur noch ein Interesse, einen Gegenstand der Antheilnahme in der Welt, und der war Karoline B...., die mehr und mehr berühmt werdende Künstlerin in Hamburg. Was sonst auf Erden existirte oder sich ereignete, kümmerte den armen Comödien-Theologen wenig oder gar nicht. Seinen Eltern schrieb er selten, und trotz aller Anmahnungen seines Vaters, that er auch nicht den mindesten Schritt, um bei dem Ministerium des Cultus und der geistlichen Angelegenheiten seine Anstellung zu betreiben. Sein ganzes Dichten und Trachten ging darauf hinaus, so viel zusammen zu sparen, um damit nach Hamburg pilgern und dort in Karoline B.... das Ideal seiner schönsten Träume bewundern zu können.

Ach, wie lange hätte er sparen müssen, um auch nur die nöthigsten Mittel dazu zusammen zu haben. Wie viel schlaflose Nächte, wie viel Hunger, Durst, Kälte und tausenderlei Entbehrungen würden auszuhalten gewesen sein, um zwanzig oder dreißig Thaler bei Seite zu bringen. Aber er würde das gewiß Alles ausgehalten und endlich entweder sein Ziel erreicht haben oder gestorben sein, wenn nicht plötzlich die Nachricht zu ihm gedrungen wäre: Karoline B.... sei für das königliche Hoftheater in D. engagirt worden.

Von diesem Augenblicke an befand sich Achim Wendelin wie in einem beständigen Taumel und Rausche des Glücks. Zehn Mal des Tages überschlug er seine kleine Baarschaft, indem er berechnete, wie oft er dafür in's Parterre gehen

und Karoline würde bewundern können; nicht minder häufig lief er vor das Schauspielhaus, um die Treppen in Augenschein zu nehmen und die Stufen zu zählen, die in nächster Zeit schon ihr Fuß hinaufsteigen würde.

Endlich, endlich war sie da!

Achim Wendelin hatte sich lange Stunden vor ihrer Ankunft in dem Posthause eingefunden und sie da von dem auf der Intendantur fungirenden Hofrath W. und einigen Collegen in Empfang nehmen sehen.

Wie schön, wie prächtig sah sie aus! Das kleine, schmutzige Mädchen, das er einst von der Straße aufgelesen, eine wie vornehme, wie stolze Erscheinung war es nun geworden! Sie zeigte eine mittelgroße, schlanke Gestalt von angenehmen Formen und herrlichstem Ebenmaß. Ihre Haare erschienen dunkelschwarz und von leuchtendem Glanz, ihre Augen waren kastanienbraun und von jener schwülen Gluth durchleuchtet, die allen Leidenschaften den zupassenden Ausdruck zu leihen versprach. Ihre Nase war edel geformt, ein wenig gebogen, ihr Mund klein und zart geschnitten, mit Zähnen wie Perlen garnirt, anmuthig geschweifte dunkle Brauen gaben dem ganzen, geistigen Adel verkündenden Gesicht ein höchst charakteristisches und fesselndes Aussehen. Man konnte denken eine Königin, incognito, hier aussteigen zu sehen: so waren Anmuth und Würde in jeder Bewegung ihres Körpers, in jeder Miene ihres Antlitzes ausgeprägt.

Die geborene Maria Stuart! konnte sich der Komödien-Theologe nicht enthalten, leise vor sich hinzurufen, als er sie an der Hand des Hofraths vom Wagentritt herab in seidenbauschenden Kleidern nieder auf die Erde gleiten sah.

Ihre Mutter, eine inzwischen sehr corpulent gewordene, kleine Frau, folgte ihr, gleichfalls sehr prächtig gekleidet.

Sobald die beiden Damen festen Boden unter sich hatten, umringten sie die anwesenden Schauspieler und führten sie triumphirend zu einem Hofwagen, der in einiger Entfernung wartete und in welchem die ersten Mitglieder gewöhnlich zu den Proben und Vorstellungen abgeholt zu werden pflegten. Ein paar Minuten darnach sauste das Gespann funkensprühend davon, Achim Wendelin das leere Nachsehen lassend.

Aermlich gekleidet, wie er war, abgemagert und kränklich, war er Niemandem aufgefallen. Weder Karoline, noch ihre Mutter, die ihm doch beide sehr viel, ja, man konnte dreist sagen, Alles verdankten, hatten ihn, traurig in einen Winkel des Posthofes gedrückt, gesehen. Die pomphaft declamirenden Collegen, der zuvorkommende Hofrath W. und seine Artigkeiten, sowie der ganze feierliche Empfang nahmen die beiden Frauen allzuviel in Anspruch, als daß sie noch Muße und Gelegenheit: um sich zu blicken, hätten finden sollen.

Aber auch wenn sie das gethan, würden sie Wendelin schwerlich erkannt haben. Der Candidat hatte sich sehr verändert. Er war magerer, gebeugter, hohlwangiger, spitznasiger, und kurz und gut ganz von jenem unheimlichen Aussehen geworden, das man so oft bei Brust- und Lungenleidenden anzutreffen pflegt, und welches ihn gleichsam nur noch als den Schatten seiner selbst erscheinen ließ.

Als er nun langsam dem Wagen in die innere Stadt folgte, traf er unterwegs vor einer bekannten Delicatessenhandlung einige derjenigen Schauspieler, welche Karoline

B.... an der Post mit empfangen hatten, im Gespräch mit mehreren Elegants und Offizieren an.

Sie ist eine vollkommene Schönheit! Ein großes Talent! Eine entzückende Erscheinung! vernahm er von der einen Seite, und von der andern: Ah, da muß man sie also aufsuchen, sich ihr vorstellen lassen und ihr den Hof machen.

Achim Wendelin lächelte vor sich hin. Die armen Schächer, dachte er sich. Als ob Karoline eine gewöhnliche Komödiantin und nicht meine Schülerin, eine echte Priesterin ihrer Kunst wäre! Bemüht Euch nicht, Ihr glatten seidenen Herren. All' Eure faden Schmeicheleien und Komplimente, alle Eure süßen Redensarten und verliebten Blicke, alle Eure Titel, Orden und stolzen Namen, werden bei meinem Zöglinge ohne Wirkung bleiben.

Wo sie wohl abgestiegen sein mag? fragte er sich selbst, sein Gedankengespräch unterbrechend. Es wird sie gewiß freuen, mich bald zu sehen.

Nun, sie wird wohl zu mir schicken. Sie weiß ja meine Wohnung, tröstete er sich, indem er nun rascher zuschritt, in der festen Ueberzeugung, daheim entweder schon eine Zeile von ihr vorzufinden oder demnächst zu erhalten.

Ehe er oben in sein bescheidenes Dachstübchen trat, fragte er drüben bei seiner Frau Wirthin an, ob nicht ein Billet oder eine Bestellung für ihn angekommen sei.

Nein, lautete die Antwort.

Nun, so wird sie bald eintreffen, sprach er vor sich hin, indem er in seine Kammer trat, und, um sich die Zeit zu vertreiben, bald in seinen Papieren zu kramen, bald hin- und herzugehen begann.

Die Zeit verlief. Eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß Jemand kam. Endlich mußte Wendelin die Hoffnung für diesen Tag aufgeben und sich zu Bette legen.

Er träumte die ganze Nacht von Karoline, wie sie nach ihm fragte und suchte und ihn nicht finden konnte. Er stand hoch oben auf dem Dache eines kolossalen Gebäudes, das ohne Treppen und Stiegen war, und rief zu ihr hinab, die im Menschengewühl, mit fliegendem Haar nach ihm herumirrte. Als er sie zuletzt die Hände ringen und in Thränen ausbrechen sah, konnte er sich nicht länger halten, und, an Nichts als ihre Sehnsucht nach ihm und ihren Schmerz denkend, ihn nicht zu finden, stürzte er sich von der Zinne des Hauses hinab auf das Straßenpflaster. Im Fallen erwachte er.

Aber auch dieser Tag verging und noch ein zweiter dazu, ohne daß seine Schülerin ein Zeichen des Lebens von sich gab.

Es überfiel ihn etwas wie eine qualvolle Angst, wie ein unerwarteter und ihm zugleich unverständlicher gewaltiger Schmerz.

Karoline B.... war, ohne daß er es wußte und ohne daß er es sich je klar gemacht, der Abgott seines Lebens geworden. Alles, was er that, dachte und trieb, trat in eine gewisse Beziehung zu ihr, und was eine solche Beziehung nicht erhalten konnte, das existirte nicht für ihn. Ohne sie vermochte er sich sein Dasein gar nicht zu denken. Sie war ihm wie Sonne, wie Licht und Luft. Er liebte sie, ohne sich sagen zu können, ob mehr als Vater, oder als Bruder, oder als Geliebter, kurz: er liebte sie und nur sie allein, sonst Nichts auf der Welt.

Erst in dem Augenblick, da die Ahnung über ihn kam,

daß er sie verlieren könne, wurde er dessen inne. Es ist ein Götzendienst, den du mit ihr treibst, rief er sich selbst zu, und der Ewige wird dich dafür strafen! fügte er hinzu, indem er die Hände rang, Sühne, Besserung und Umkehr gelobte und doch schon die Gewißheit in sich trug, daß ihm das nicht möglich werden würde.

Ganz mechanisch und ohne recht zu wissen, was er unternahm, hatte er inzwischen auch schon nach seinem Hut gegriffen, ihn aufgesetzt und eilig sein Zimmerchen verlassen.

Spornstreichs zum Theater eilte er und dort zur Stube des Portiers, wo er sich nach der Wohnung von Fräulein B .... erkundigte.

Nachdem er erfahren, daß sie im Hôtel de Rome abgestiegen und bis auf Weiteres dort bleiben würde, machte er sich dahin auf den Weg.

Es war spät am Nachmittag, als er in dasselbe eintrat und nach erlangter Gewißheit, daß sie zu Hause sei, die breiten Steinstufen zu ihr emporstieg. Das Herz pochte ihm, die Augen glühten, sein ganzer Körper zitterte. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten. Ich werde sie sehen, sie umarmen, sie auf die Stirn küssen, wie ein Vater, der seinem Kinde den Segen ertheilt! murmelte er vor sich hin.

Ohne zu wissen, wie er hingekommen, stand er endlich vor ihrer Thür. Wäre er ruhig und bei Besinnung gewesen, so würde er vernommen haben, daß drinnen mehrere Stimmen sprachen und aus Besorgniß, sie zu stören, umgekehrt sein. In dem erregten Zustande, in dem er sich befand, vermochte er indeß keinerlei Wahrnehmung zu machen, und so klopfte er. Ohne darauf zu achten, ob man Herein!

gerufen oder nicht, riß er gleich darauf die Thüre auf und stand in einem Kreise von Menschen, welche die seltsame Erscheinung mit verwundertem Staunen betrachteten.

Wenn Achim Wendelin schon vorher ohne klare Ueberlegung gehandelt, so verlor er nun vollends den Kopf. Bleich wie ein Gespenst, mit geisterhaften Blicken, suchte er in der Gesellschaft, die aus Künstlern, einigen Schriftstellern und Lieutenants bestand, nach Karolinen umher. Als er sie endlich, schön und prächtig, wie eine Königin, auf dem Sopha entdeckt hatte, schritt er auf sie zu, ohne selbst zu wissen, was er thun wollte.

Ehe er ihr indeß nahegekommen, trat die Mutter dazwischen, indem sie mit aufgeblasener Vornehmthuerei sagte: „Entschuldigen Sie, lieber Herr Candidat; in diesem Augenblick ist meine Tochter außer Stande, Sie zu empfangen. Sie hat Besuch, wie Sie sehen. Wir lassen Ihnen wohl sagen, wann wir zu sprechen sind. Unterricht bedarf übrigens Karoline nicht mehr!"

Der so Angeredete vernahm diese Worte wie im Traum, wie aus nebelnder Ferne, wie aus tiefer Nacht heraus. Da seine Augen an Karolinen hafteten, so erkannte er diese noch einen Augenblick, aber wirklich auch nur einen Augenblick, denn als er sah, das sie unbeweglich sitzen blieb, indem sie ihn verlegen, aber auch mit zürnender Kälte betrachtete, da verschwamm ihm Alles ringsum in Finsterniß, und wie, wenn er einen Schlag vor die Stirn erhalten, taumelte er der Thüre wieder zu, zu der er so eben hereingetreten. Als sie hinter ihm ins Schloß fiel, hörte er ein lautes Gelächter und seinen Spitznamen Komödianten-Theologe hinter sich herschallen.

Wie gerne wäre er in rasender Eile davon geflohen und aus dem Hause gestürzt! Aber die Füße versagten ihm den Dienst; er mußte sich an das Treppengeländer halten, um nicht umzusinken.

Wohl zehn Minuten mußte er so ausharren, ohne die Kraft sich zu entfernen. Er mußte hören, wie die Mutter ihr Bekanntwerden erzählte und seine Stellung zu ihr und ihrer Tochter lügenhaft so entstellte, als ob er immer von ihrer Gnade gelebt und nur um sich dankbar zu beweisen, Karolinen einigen Unterricht gegeben habe. Einen Moment lauschte Achim, ob Karoline ihn vielleicht vertheidigen und der Wahrheit ihr Recht geben würde; als sie aber still blieb und kein Wort, keine Silbe zu einer Ehrenerklärung für ihn hatte, da endlich raffte er sich auf, um mit dem Tode im Herzen davon zu schleichen.

Als er in der Dämmerung in seine stille Dachkammer kam, schloß er hinter sich die Thüre zu, holte tief und schwer, wie wenn ihm eine Centnerlast vom Herzen fiele, Athem und sank dann ohnmächtig auf die Dielen hin.

Wer weiß, wie lange er so gelegen haben würde, wenn nicht seine Wirthin am andern Nachmittage etwas auf dem Vorplatze zu thun gehabt und sein schauriges Röcheln vernommen hätte. Sie ging an die Thür und dort lauschend, hörte sie die schrecklichen Töne so deutlich, daß sie augenblicklich die Hand an die Klinke legte und öffnen wollte. Aber das Schloß war zu und auf alles Rütteln und Rufen ward ihr keine andere Antwort, als jene furchtbaren Sterbelaute.

Da übermannte sie die Angst und in die untere Etage stürzend, rief sie nach Beistand und Hülfe. Von diesem Rufe

herbeigelockt, umringten sie bald eine Menge Hausbewohner, deren vereinten Kräften es gelang, das Schloß zu sprengen.

Als man in die Stube eindrang, fand man Achim Wendelin, bewußtlos und im Blute schwimmend, auf dem Boden liegen. Ein Blutsturz hatte ihn an den Rand des Grabes gebracht.

In Eile wurde er nun von einigen mitleidigen Seelen entkleidet und zu Bett gebracht, ein Arzt gerufen, ihm erste Hülfe geleistet und einige Linderung verschafft. Eine Stunde darnach lag er in ruhigem Schlafe und der Doctor meinte, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sei, obschon sein körperlicher Organismus bis ins Tiefste aufgelöst und zerstört erscheine.

Am andern Tage zeigte es sich, daß er in ein hitziges Fieber verfallen. Er phantasirte und sprach irre. Die Armenhaus-Krankenwärterin, die bei ihm wachte, hörte ihn unablässig den Namen Karoline rufen.

Am siebenten Tage kam er etwas zu sich. Er nahm einige Nahrung, blickte mit großen Augen um sich und schien sich zu besinnen.

Nach einer langen Weile der Ueberlegung und Rückerinnerung ersuchte er die Wärterin, ihm ein Gebetbuch zu reichen, das er einst bei seiner Einsegnung von seiner Mutter erhalten und welches er lange nicht in die Hand genommen. Er blätterte darin, bis er die rechte Seite gefunden, dann faltete er die Hände und las wohl eine halbe Stunde lang mit tiefster Andacht.

Als dies geschehen, legte er sich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Gleich darauf fing er leise zu sprechen an. Die Frau an der Seite seines Bettes hörte ihn mur-

meln: „Ich erkenne die Hand des Herrn. Seine Strafe ist nur allzu gerecht. Statt Dich nach den Lehren des Christenthums zu erziehen, erzog ich Dich zur Priesterin einer Kunst, die mehr als billig die Liebedienerin der Sinnlichkeit und der frivolen Welt geworden. Du bist aufgegangen in Ruhmbegier, in Eitelkeit und Flitterkram. Die Kränze, die Beifallstürme, die Hervorrufe haben Dein Herz verhärtet und Deine Seele verdorben. Dein ganzes Sinnen und Trachten ist der Applaus des Publikums. Das Händegeklatsch ist die Kirchenmusik Deines Geistes, der Chorgesang, in dem Deine Empfindung, der Orgelklang, in dem Dein ganzes Innere aufgeht. Ich muß Dich retten, Dir das ewige Heil wieder zu gewinnen trachten!"

Nach diesem Selbstgespräch entschlief er. Als er wieder erwachte, war es Abend und er zum Tode matt, aber so leicht von Gefühl, daß er meinte, es seien ihm während seines Schlummers Flügel gewachsen und er dürfe diese nur ausspannen, um gradaus in den Himmel zu fliegen. Er lächelte selig vor sich hin, indem er murmelte: „Gott da droben wird gnädig mit mir sein und mir meine Verirrung vergeben, wenn ich Sie, die ich mit ins Verderben gezogen, vor meinem Tode noch reuig auf die rechte Straße wieder zurückführe."

„Rasch Frau," wandte er sich nun an die Wärterin, „sendet zu Fräulein Karoline B . . . . im Hôtel de Rome und laßt Sie ersuchen, auf kurze Zeit an das Bett eines Sterbenden zu kommen, der noch Wichtiges mit ihr zu reden habe."

„Zu Fräulein B . . . . der Schauspielerin?" fragte die Frau erstaunt, die da meinte, daß er wieder in Phantasien verfalle.

„Zu Fräulein B.... der Schauspielerin," entgegnete Achim. „Ich bitte Euch, eilt. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Meine Minuten sind gezählt!"

Die Frau ging zur Wirthin und diese besorgte einen Boten, der eilig nach dem bezeichneten Gasthofe lief und seine Bestellung machte.

Karoline B.... hatte von Wendelins Krankheit gehört und sich vorgenommen, ihn zu besuchen und zu seiner Erleichterung etwas beizutragen. Es war aber beim Vorsatz geblieben, denn die Proben, welche nöthig waren, die Besuche, die sie empfing und machen mußte, die mancherlei neuen Kostüme, die sie sich zu beschaffen hatte, kurz der ganze Sturm und Drang eines neuen Engagements und der Debütrollen, nahmen sie so vollkommen in Anspruch, daß Achim, das ihm angethane Unrecht und seine Krankheit bald wieder in Vergessenheit bei ihr gerathen waren. Als jetzt der Bote zu ihr kam und seine Bestellung brachte, fand er sie eben im Begriff ihre Garderobesachen zusammenlegen und nach dem Theater bringen zu lassen, denn sie sollte ihre Lieblingsrolle, die Maria Stuart spielen.

„Ist der Candidat denn wirklich so schwer erkrankt?" fragte sie. „Man sagte mir ja, daß er sich in der Besserung befinde."

„Ach Gott, nein," entgegnete der Befragte. „Es ist wohl bald mit ihm vorbei. Anfangs schien es, als ob er sich wieder erholen wolle. Aber jetzt ist wohl kaum noch Hoffnung da."

„Gut," sagte Karoline. „Grüßen sie einstweilen Herrn Wendelin und versichern Sie ihm, daß ich nicht versäumen werde zu kommen."

„Nur recht bald, Fräulein, nur recht bald!“ bat der Bote, indem er hinzufügte, „seine Wärterin hat mir aufgetragen, recht dringend zu sein. Er habe immerfort Ihren Namen auf den Lippen, erzählte sie, und wie lange diese noch Worte hervorzubringen im Stande sein werden, wäre mit Bestimmtheit nicht abzumessen. Jeden Augenblick könne es vorbei sein.“

„Gut, gut,“ wiederholte die Künstlerin etwas ungeduldig. „Sagen Sie nur ich käme.“

„Willst Du wirklich jetzt zu ihm gehen?“ fragte die Mutter, als der Bote, ein Tischlergeselle aus der Nachbarschaft Wendelins, das Zimmer verlassen hatte.

„Ich habe noch gut eine halbe Stunde Zeit,“ meinte die Tochter, die dem Kammermädchen auftrug, ihr Hut und Mantille zu reichen.

„Der trübe Auftritt wird Dich erschüttern,“ warf Frau B . . . . hin, „Du wirst aus der Stimmung Deiner Rolle herauskommen, und den rechten Ton verfehlen. Bedenke das wohl.“

„Du hast Recht,“ fuhr Karoline in die Höhe. „Es geht nicht. Gerade bei dieser Rolle, auf die so viel ankommt, brauche ich meine Besonnenheit und die volle Herrschaft über mich selbst. Ich will nach dem Theater zu ihm.“

„Oder auch morgen,“ fügte die Mutter lässig hinzu. „Er wird so rasch nicht sterben, und wenn auch — was ist er Dir denn? Ist er Dein Vater, Dein Bruder, Dein Geliebter? Von alledem Nichts! Er hat Dir einigen Unterricht gegeben; gut, dafür kannst Du ihn nun bezahlen. Was bedarf er weiter?“

Karoline schüttelte leise, wie verneinend, mit dem Kopfe,

aber sie sagte Nichts. Sie ließ die Sachen zusammennehmen, hüllte sich in einen Mantel, und huschte unten in den auf sie harrenden Wagen.

Während dessen wartete Achim ihrer mit ungeduldiger Sehnsucht. Er wühlte krampfhaft mit seinen Fingern in der Bettdecke, sah mit gespenstischem Blick der sich senkenden Sonne nach und frug alle Augenblicke, ob die Schauspielerin noch nicht da sei.

Als es gegen sechs Uhr Nachmittag war, hielt er es nicht mehr aus. „Geht, Frau, schickt den Boten noch einmal" sagte er mit hohler, unheimlicher Stimme. „Ich kann nicht sterben, ehe ich sie nicht noch einmal gesprochen."

Der Tischlergeselle wurde noch einmal aus seiner Werkstätte abgerufen und in das Hôtel geschickt.

Als er wiederkam, sagte er, Fräulein B.... sei nach dem Theater, wo sie heut' Abend die Maria Stuart zu spielen habe.

„Die Verblendete," rief Achim, als er das vernahm. „Sie wird sich um das ewige Heil ihrer Seele spielen!"

Nach einer kleinen Pause, während welcher sein Geist mit der hinsterbenden Kraft seines Lebens kämpfte, sagte er plötzlich zur Wärterin: „Gebt mir Papier, Feder und Dinte."

„Um Gottes Willen, Herr Candidat, Sie werden doch nicht schreiben wollen in Ihrem Zustande?" rief die Krankenfrau.

„Ich werde, ich werde," sagte Wendelin mit wunderbarer Festigkeit. „Nur her mit dem Verlangten. Die ewige Seligkeit eines Menschen hängt an einem Federzuge. Der himm=

lische Vater wird mir Kraft genug dazu geben. Nur rasch! Nur rasch!"

Der Wunsch war so kräftig ausgesprochen und das Aussehen des Kranken so willensstark und bezwingend, daß der Tischlergeselle wie die Wärterin ihm zu willfahren eilten. Die Letztere reichte ihm Feder und Dinte, der Erstere hielt ihm auf einer zerrissenen Mappe ein Blatt Papier hin.

Achim richtete sich ein wenig auf und schrieb mit fliegender, zuckender Hand: „Meine Augenblicke sind gezählt. Karoline, Deiner eigenen und meiner himmlischen Seligkeit wegen komm, komm gleich. Du bist in Gefahr unterzugehen in Weltlust und im Beifall der Menge. Der Applaus ist Dein Gott geworden — aber Du sollst keinen falschen Göttern dienen. In einer Stunde bin ich vielleicht nicht mehr. Ein Sterbender fleht. Laß ihn nicht vergebens flehen. Ich kann nicht ruhig von hier, ohne Dich noch einmal gesprochen zu haben. Komm Karoline, komm — sonst wirst Du sterben in Verzweiflung und tödten wird Dich der Applaus!"

Nachdem Wendelin diese Zeilen mit mehr und mehr versagender und machtlos werdender Hand geschrieben, gab er sie dem gutmüthigen Gesellen, dem die Thränen aus den Augen liefen, hin, indem er mühsam stöhnte: „Zum Theater, rasch!"

Das Blatt ergreifen, aus der Thüre sein, die Treppe hinabstürzen und zum Theater fliegen, war das Werk eines Augenblicks. Als er dort ankam, befand sich Karoline schon in ihrem Kostüme und eben in einem Gespräch mit dem Intendanten begriffen.

„Sie werden heut' einen großen Triumph feiern," sagte dieser. „Die Plätze sind fast alle vergriffen und wie ich

habe sagen hören, sind Kränze und Blumensträuße in großer Anzahl ins Haus getragen worden."

Karolinen lachte das Herz im Leibe. „Was wird die F... dazu sagen," dachte sie bei sich. „Die ärgert sich gewiß die Schwindsucht an den Hals."

In diesem Augenblicke pochte es und ein Theaterdiener brachte die Zeilen Wendelins. Als Karoline sie las, erbleichte sie.

„Um Gottes Willen, was giebt's?" fragte der Intendant, und als die Künstlerin, ohne ein Wort hervorbringen zu können, ihm den Zettel des Sterbenden hinreichte, entfärbte auch er sich, indem er sagte: „So müssen wir wohl die Vorstellung abändern und Sie als plötzlich erkrankt anmelden lassen."

Karoline nickte mit dem Kopfe und eilte, um Ueberwurf und Hut zu nehmen, nach einem Tische, neben dem sich ein Stehspiegel befand.

Im Vorüberstreifen sah sie hinein und dieses Hineinsehen war entscheidend, denn sie gewahrte dabei, wie ihr die durch den Schreck verursachte Blässe vortrefflich zu der leidenden Miene stand, die sie in der Rolle der unglücklichen Königin von Schottland zu zeigen hatte. Mit diesem Schmerzenszuge im Gesicht, mit diesem umflorten Blick, mit diesen Thränen in der Stimme, sagte sie im Stillen zu sich selbst, mußt Du unwiderstehlich alle Herzen gewinnen und zum lautesten Beifall hinreißen. Nie bist Du geeigneter zur Maria Stuart und mehr in der Stimmung sie hinreißend zu spielen gewesen, als gerade heute, also spiele sie.

So war sie also entschieden zu spielen.

„Soll abgeändert werden?" fragte der Intendant, indem er nach seinem Hute griff.

„Ich bitte, nein, Excellenz," bat die Schauspielerin. „Es ist mir unmöglich, den Kranken zu besuchen, der überdies, wie alle Brustleidenden, seinen Zustand weit schlimmer ansieht, als er ist. Ich werde mit meiner Mutter nach der Vorstellung zu ihm fahren. Es wäre unverantwortlich von einem neu eintretenden Mitgliede, eine so wichtige Vorstellung zu stören. Lassen Sie das Zeichen geben, ich bin bereit die Bühne zu betreten."

Zu dem Diener sich wendend, sagte sie, nachdem der Hofherr ihre Garderobe verlassen: „Dem Boten des Herrn Candidaten Wendelin sind Sie so freundlich mitzutheilen, daß ich, im Begriff auf der Scene zu erscheinen, nicht mehr über meine Zeit zu verfügen das Recht besäße. Ich würde nach der Vorstellung kommen."

Als Wendelin diese Nachricht mitgetheilt wurde, erbebte er bis in den Grund seiner Seele. „Die Elende!" seufzte er, „Sie kann dem Applause nicht entsagen. Sie opfert meine und ihre eigene Seele dem Händegeklatsch der Gründlinge im Parterre!"

Hiernach schwieg er, indem er die Augen schloß und nach einiger Zeit in einen schweren Schlaf versank. Die Wärterin setzte sich während dessen mit ihrem langen blauen Strickstrumpfe an seinem Kopfende nieder, nestelte mit ihren Nadeln und dachte an allerlei gleichgültige Dinge, an den tauben Sohn einer Nachbarin, der sich zu verheirathen im Begriffe stand, an eine Haube, die sie in Absicht hatte, sich machen zu lassen, an ein Gericht, das sie einmal wieder gerne essen wollte und dergleichen mehr. Dazu tiktakte die kleine

Schwarzwälder Uhr; eine Fliege summte einförmig an der Decke hin; von der Straße herauf scholl Wagengerassel und dann und wann Hundegebell und endlich das einförmige Tröpfeln eines Regens, der sich mild, aber ausdauernd über den Dächern der Stadt zu entladen begonnen hatte.

Wer das gleichmäßige, ununterbrochene Leben draußen und in der, von einer verhangenen, kleinen Studirlampe nur dämmerig erhellten Stube, die gleichgültig dasitzende Wärterin und deren Umgebung beobachtet hätte, der würde schwerlich zu dem Schlusse gekommen sein, daß der im Bett liegende bleiche Mann ein Sterbender sei. Und doch war es so!

Achim Wendelins letzte Stunde war gekommen. Den ruhigen Schlummer, dessen er einige Stunden genossen, schien die Natur ihm nur geschenkt zu haben, damit er die nöthige Kraft zum Tode erhalte. Wie er jetzt aufwachte, blickte er sich groß und klar im Zimmer um und nachdem er sich besonnen, fragte er wie spät es sei und ob Fräulein B . . . . gekommen.

Auf die Antwort: „Es ist halb zwölf in der Nacht und Niemand erschienen,“ schloß er die Augen wieder, eine Zeitlang bewegungslos daliegend. Schon meinte die Wärterin daß er wieder eingeschlafen sei, als sie plötzlich ein convulsivisches Zucken seines Körpers und jenes schaurige Nägelkratzen gewahr wurde, das sich bei Sterbenden gewöhnlich einzustellen pflegt und dessen Bedeutung sie nur allzugut aus jahrelanger Erfahrung kannte. Beängstigt von diesem so plötzlich und rasch nicht erwarteten Zustande, eilte die Frau herbei, den Kopf des Leidenden höher zu legen und ihm so die letzten Athemzüge zu erleichtern.

Wie wenn der Sterbende dankbar für diese Aufmerksamkeit hätte sein wollen, blickte er die um ihn bemühte Pflegerin freundlich an und als sie, erschrocken vor den halb schon gebrochenen Augen, an seinem Bett, die Hände faltend, auf die Kniee sank, begann er mit noch ganz deutlicher Stimme den letzten Vers eines Liedes von J. G. Jacobi zu recitiren, den er oft von seinem Vater hatte beten hören und welcher lautete:

Im Sterben Hoffnung geben
Mag Erdenweisheit nicht;
Jedoch bei Dir ist Leben
Ist Liebeskraft und Licht.
Du siehst der Schöpfung Enden,
Und was Dich Vater heißt,
Das ruht in Deinen Händen:
Empfange meinen Geist!

„Amen!“ sagte die Wärterin, indem sie sich erhob und, so sehr sie an solche Katastrophen auch gewöhnt war, hier dennoch mit einer Art Rührung auf die erstarrenden Züge niederblickte. „Sei ihm gnädig, himmlischer Vater,“ sprach sie, indem sie sich anschickte, ihm die Augen zu schließen. Aber mit unwillkürlichem Beben fuhr sie zurück, als sie Achim hierauf noch sagen hörte: „Himmlischer Vater, sei es auch ihr! Schicke Deine unversiegbare Gnade an ihr weltlich befangenes Herz, mitten durch den Beifall und Jubel der Menge hindurch. Ach, der Applaus, der Applaus!“

Mit diesen Worten schied er, gerade um Schlag Mitternacht.

Während sich dieses traurige Ereigniß im Dachstübchen zutrug, lag Karoline B.... süß träumend auf ihrem seidenen Bett im Hôtel de Rome. Ihre Darstellung der

Maria Stuart hatte stürmischen Beifall gefunden; man hatte sie nach jeder Scene zwei, drei Mal gerufen, mit Blumen, Kränzen und Gedichten wahrhaft überschüttet. Nun lag sie, im Glück ihres Triumphes süß träumend, auf ihrem Lager, über welches ihre Mutter eine Menge von Sträußen und Gewinden hingestreut und geschlungen hatte. Die Nachtlampe goß ein weiches, mildgelbes Licht über ihr schlummerndes Antlitz aus, das sanft wie mit Pfirsichröthe überzogen war und nun selig lächelte. Ihr weißes Nachthäubchen hatte sich verschoben und ließ die Puffen ihres dunklen Haares zum Vorschein kommen, während die Hand des einen schön geformten, weißen Armes, der entblößt über die Decke gelegt war, lässig mit einem Lorbeerkranze spielte.

Die junge Künstlerin gab in dieser Lage ein reizendes Bild ab und mancher ihrer Anbeter würde gern vielleicht Gott weiß was! dafür gegeben haben, wenn er sie so hätte erblicken können. Freilich wäre das liebliche Schauspiel ihm doch nicht lange geboten gewesen, denn eben als es Mitternacht vom Thurme schlug, fuhr die Schauspielerin unruhig aus dem Schlaf empor, weil sie ein lautes Klatschen vernahm.

Sie meinte anfangs, daß sie nur geträumt und wollte sich eben zu neuem Einschlummern auf die andere Seite legen, als sie ganz deutlich das Klatschen und zwar dicht unter ihren Fenstern sich wiederholen hörte.

Ueber diese unermüdlichen Enthusiasten, meinte Karoline leise bei sich selbst; nicht einmal Nachts im Bette lassen sie mir Ruh'. „Mutter, Mutter hör' doch," rief sie der ihr zur Seite liegenden Frau B . . . . zu, „da sind noch einige spät heimkehrende Bewunderer meiner heutigen Darstellung.

Hör' nur, wie sie in die Hände schlagen. Es ist ein Heidenlärm. Es ist ein Klatschen, wie von mehreren hundert Händen. Meinst Du, daß ich aufstehen und mich bedanken soll?"

„Ich höre Nichts!" meinte Frau B.... „und wenn auch, Du könntest Dich erkälten. Lieg' nur und laß sie klatschen."

Nicht lange darnach war die Mutter wieder eingeschlafen und auch Karoline schloß, nachdem sie dem sich von Zeit zu Zeit immer wiederholenden Klatschen noch eine Weile gelauscht, die Augen.

Am andern Morgen lief der Bericht über dieses nächtliche Klatschen, welches die berühmte Schauspielerin gehört haben wollte, durch die ganze Stadt.

Karoline und ihre Mutter, obgleich Letztere, wenn sie aufrichtig sein wollte, noch immer sagen mußte, daß sie eigentlich Nichts gehört habe, waren von der Auffälligkeit dieser Thatsache sehr geschmeichelt. Nachtmusiken und Männergesang hatte man häufig gehabt, aber noch nie ein solches Klatschen, ein solches Ständchen von Applaus; das mußte als ganz was Besonderes und Originelles gelten.

Aber der Applaus wiederholte sich in jeder nächsten Nacht und zwar mit jeder Nacht stärker, wie es schien. Wieder fuhr Karoline auf um Mitternacht und wieder bekannte ihre Mutter ganz leise, daß sie Nichts hören könne.

„Es hilft doch Nichts!" sagte in der vierten Nacht Karoline zu ihrer Mutter, „des Lärmens wird immer mehr. Es scheint doch, als ob sie sich nicht zufrieden geben wollen, bis ich mich bedankt. Also laß mich ihnen nur danken."

Mit diesen Worten sprang sie aus dem Bett, und indem

sie sich ein weißes Kaschmirtuch um Haupt, Schultern und Arme schlug, trat sie an das Fenster, dort die Vorhänge zurückschlagend und das Rouleau in die Höhe ziehend.

Der Mondschein lag hell und klar auf dem Platze vor ihr und ließ Alles so genau erkennen, daß sie die Worte an einem am gegenüberliegenden Hause angebrachten Schilde ohne alle Schwierigkeit inne zu werden im Stande war: V. A. Castelli, Friseur et Parfumeur de Paris, konnte sie ganz deutlich lesen, aber trotzdem gerade jetzt der Applaus unten sehr laut war, vermochte sie doch Niemanden wahrzunehmen, von dem er ausgehen konnte und gegen den sie sich hätte verneigen können.

Einen Augenblick stand sie wie verdutzt und vermochte sich nicht zu fassen; dann aber lief sie rasch an ein anderes Fenster, das nach der auf den Platz ausmündenden Albrechtstraße hinausging, überzeugt, daß die Klatscher hier ständen. Aber auch hier war kein menschliches Wesen zu sehen, trotzdem das Klatschen immer noch weiter dauerte.

Da überkam sie ein Grausen und zitternd am ganzen Leibe, bleich wie der Tod und mit vor Angst aufgelöstem und gesträubtem Haare stürzte sie an das Bett ihrer Mutter, die inzwischen ruhig wieder eingeschlafen war.

„Mutter, Mutter!“ rief sie diese schüttelnd. „Mutter, was ist das? Hörst du nicht auch das Klatschen draußen? Oder ist es nur eine Ohrentäuschung, die ich habe, ich allein?“

Die Mutter richtete sich schlaftrunken in die Höhe, stierte, indem sie ihre Gedanken sammelte, die Tochter verwundert an und sagte nach einer kleinen Weile, während deren sie gelauscht: „Nein, Karoline! Du täusch’st Dich — ich kann Nichts hören. Es ist Alles still.“

„Und doch Mutter," flüsterte Karoline, indem ein Fieberfrost sie schüttelte. „Ich höre es ganz genau. O Mutter, höre nur, wie sie klatschen!"

Die Mutter schwieg, schüttelte mit dem Kopfe und ging dann an das geöffnete Fenster.

„Ich sehe Nichts," sagte sie, „ich höre Nichts! Du bist eine Närrin, Kind —"

Aber trotz dieser zuversichtlichen Worte überlief sie ein eisiger Schauer, wie sie ihre Tochter, mit den Spuren der Seelenqual im Gesichte, bleich und mit aufgelöstem Haare dastehen sah.

„Ich höre es wieder!" rief diese mit stieren Augen. „Da ist es — da — da unten — Ich sehe Niemanden, aber ich höre es — Es ist ein unsichtbares Klatschen, wie von Geisterhänden —"

„Ich glaube der Sache auf der Spur zu sein," sagte Frau B . . . ., auf die fixe Idee der Tochter eingehend, um sie auf diese Weise von derselben zu befreien. „Dein großer Erfolg, Dein Glück hat Dir Neider erweckt. Nun wollen sie Dich ängstigen, Dich um Deinen Schlaf und Deine Ruhe bringen durch diesen unausgesetzten, geheimnißvollen Applaus. Aber sei nur ruhig, mein Kind. Wir wollen den Intriguanten das Handwerk schon legen. Wofür gäbe es denn Polizei?"

Mit dieser Vertröstung nahm die Mutter ihre zitternde Tochter in die Arme und trug sie in das Bett, indem sie sich auf deren Bitten zu ihr setzte und bis gegen den Morgen hin dieselbe zu besänftigen trachtete.

Ganz in der Früh kleidete sich Frau B . . . ., überzeugt, daß wenn sie auch Nichts gehört, doch jedenfalls Etwas an

der Sache sein müßte, an und fuhr zu dem Polizeipräsidenten, dem sie „die schändlichste Kabale, die blasser Neid jemals ersonnen und ausgeführt,“ zur Kenntniß zugleich mit dem Ersuchen brachte: den Urhebern und Thätern dieses schändlichen Skandales nachforschen zu lassen.

Dem Polizeipräsidenten, der ein Freund der Künste und ein großer Liebhaber des Theaters war, leuchtete die Sache ein und entrüstet über den Frevel, der hier begangen wurde, versprach er sogleich die nöthigen Maßregeln zu treffen und die unsichtbaren Klatscher, wo sie auch immer sich verborgen halten möchten, aufspüren und zur Verantwortung ziehen zu lassen.

„Seien Sie versichert, Frau B....,“ sagte er, als er die Mutter der schnell beliebt gewordenen und auch von ihm bewunderten Künstlerin entließ, „wenn das Ganze kein Geisterspuk ist, — und wer möchte in unserem aufgeklärten Jahrhundert an einen solchen glauben können! — sondern ein strafwürdiger Unfug Mißgünstiger, so sollen diese entdeckt und aufgefunden werden und wenn sie sich auch in dem verborgensten Winkel versteckt haben sollten. Sie werden heute die letzte unruhige Nacht haben, denke ich und künftighin mit ihrer Tochter, der ich mich bestens zu empfehlen bitte, im Frieden ihres Schlummers genießen!“

Mit dieser Versicherung schied die, von der Liebenswürdigkeit des alten Herrn ganz entzückte Frau B...., um nach Hause zu eilen und ihrer Tochter von dem glücklichen Erfolge ihres Schrittes Nachricht zu bringen.

Sie fand dieselbe überwacht und müde auf dem Sopha liegen, da alle Besuche abgewiesen und sie sich als unwohl auf der Theaterkanzlei hatte anmelden lassen. Der Theater-

arzt war eben dagewesen, um ihr etwas Beruhigendes zu verschreiben.

„Sei nur guten Muthes," sagte die Mutter, indem sie ihr ihre eben gehabte Unterredung mit dem Polizeipräsidenten mittheilte und dann hinzufügte: „die Parteigänger von Fräulein F... werden heute Nacht ihr Wesen zum letzten Male treiben und ihrer Beschämung und Züchtigung nicht entgehen."

Wirklich waren nach elf Uhr in der Nacht auch eine Menge Polizisten auf dem Platz vor dem Hôtel und in den darauf mündenden Straßen vertheilt, die sorgsam nach allem Verdächtigen umherspäheten und Nichts, selbst das Geringfügigste nicht, außer Acht ließen. Frau B.... und Karoline, die das gewahrten, fühlten sich dadurch wesentlich erleichtert und sahen in Folge dessen mit einiger Ruhe der Mitternachtsstunde entgegen.

Kaum war diese angebrochen — in der That, der letzte Schlag von Zwölf vom nächsten Kirchthurm hatte noch nicht ausgeklungen in der stillen, feuchten Nachtluft — als auch Karoline wieder, leichenblaß und mit verstörtem Auge, von ihrem Bette auffuhr.

„Da ist es wieder!" rief sie. „Da klatscht es — mitten auf der Straße — Nein — jetzt kommt es aus der Luft — jetzt aus einem Keller — jetzt dort aus dem Hause, aus dem obersten Stockwerk — o Mutter, Mutter!"

Dabei fiel sie schluchzend der Mutter um den Hals, welche noch immer Nichts hörte. Auch die Polizeidiener hatten Nichts gehört. Dennoch suchten sie in den von der Gequälten angegebenen Richtungen. Sie suchten in den Straßen, in den Kellern, in dem obersten Stockwerk des

von Karolinen bezeichneten Hauses, aber — sie fanden Nichts.

Mit dem Schlag ein Uhr endlich sagte Karoline: „Jetzt ist es still geworden. Jetzt höre ich Nichts mehr!"

Verdutzt und kopfschüttelnd gingen die Polizeileute nun auseinander. „Wer weiß, was die gehört haben mag! Wenn es nicht die pure Einbildung ist, so muß es ein Spuk sein," sagten sie. Aber sie hatten keine Ahnung davon, daß der Sitz dieses Spukes die eigene, schuldbeladene Seele der Gequälten sei. Gegen solche „Gespenster" kann die Polizei freilich Nichts ausrichten!

Am andern Morgen begab sich der Polizeipräsident selbst zu der so geheimnißvoll belästigten Schauspielerin, um sie einzuladen, die nächste Nacht mit ihrer Mutter in seinem eigenen Hause zubringen zu wollen.

Karoline und Frau B . . . ., die von der Vergeblichkeit der unternommenen Nachforschungen schon Kunde erhalten hatten und durch das schreckliche Klatschen in ewiger Angst und Aufregung blieben, nahmen das ihnen so freundlich gemachte Anerbieten dankbar an und siedelten still und ohne Aufhebens zu machen, ja, ohne es auch nur im Hôtel anzukündigen, gegen Abend in das Haus des Polizeipräsidenten über, wo sie mit größester Artigkeit und Zuvorkommenheit von der Gemahlin desselben empfangen wurden.

Nachdem man ein einfaches Nachtmahl unter abwechselnd heiteren und ernsten Gesprächen eingenommen, begaben sich die beiden von der räthselhaften Erscheinung so peinlich Verfolgten auf die ihnen angewiesenen Zimmer, in denen sie nun endlich einmal Ruhe zu gewinnen hofften. Wirklich schlug es auch zwölf Uhr in der Nacht, ohne daß sich etwas

regte und eben wollten Mutter und Tochter in glückseliger Sicherheit: ihren Peinigern klug entronnen zu sein, die Augen schließen, als plötzlich Karoline wieder aufwachte mit dem Ruf: das unselige Klatschen habe ganz in ihrer Nähe wieder begonnen und zwar ganz so nahe, daß es aus dem nächsten Zimmer oder dem Korridor zu kommen scheine.

Entsetzt sprangen Beide auf, indem sie bleich und mit Blicken des grauenvollsten Kummers einander betrachteten. Was konnten, was sollten sie denken von diesem Vorgange? Niemand außer dem Polizeipräsidenten und seiner Frau wußte von ihrer Absicht, hier zu übernachten; auch die Dienerschaft hatte davon nur im letzten Augenblick erfahren. Durch Herumschwätzerei konnte also ihr Aufenthalt nicht verrathen und das schauerliche Klatschen ihnen nicht auf den Hals gehetzt worden sein. Dies Klatschen mußte von einer eigenen geheimnißvollen Macht ausgehen, die sich ihnen an die Fersen hängte. Dieser Gedanke durchschüttelte beide Frauen und veranlaßte bei Karolinen, daß sie sich mit lautem, verzweiflungsvollen Jammer auf die Erde warf und durch keinerlei Tröstungen mehr zu beruhigen war.

Der Polizeipräsident war andern Morgens zum Höchsten erregt, als er vernahm, daß auch in seinem Hause das Klatschen gehört worden sei, und noch ehe er die geängsteten Damen gesprochen, verfügte er sich zum Generalintendanten, um diesen von dem räthselhaften Vorgange zu unterrichten und ihn aufzufordern, die so mysteriös verfolgten Frauen in aller Stille nach seinem Landsitze P......, ganz in der Nähe von D..... einzuladen.

Diese Einladung erfolgte und ward angenommen; aber auch hier wiederholte sich der Spuk, der inzwischen ein all-

gemeines Stadtgespräch geworden und zu den Ohren jener Wärterin gedrungen war, welche dem armen Achim Wendelin die Augen zugedrückt hatte.

Diese reimte nun selbstverständlich jene nächtlichen Ruhestörungen der Künstlerin sofort mit den Erlebnissen und dem letzten Worte des Sterbenden, dem Worte: „der Applaus, der Applaus!" zusammen und so kam es denn, daß eines Tages eines der D.....'schen Lokalblätter seinen Lesern einen langen Roman und in diesem die genauen Lebensschicksale von Karoline B.... und dem Komödien-Theologen zur Kenntniß brachte.

Einem solchen Schlage konnte die Künstlerin keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Sie fühlte, daß ein furchtbares Mißgeschick über sie hereingebrochen war und daß sie, um die Sympathie beim Publikum gebracht, die Bühne nicht mehr betreten konnte.

Heimlich und still verschwand sie aus Schloß P...... und Niemand hat jemals mit Gewißheit vernommen, wo sie geblieben.

Ein Freund von uns will sie viele Jahre später auf einer Villa am Comersee wieder entdeckt haben. Diese Villa, die ganz in der Nachbarschaft jenes lachenden Hauses liegt, in welchem lange Zeit hindurch die berühmte, jetzt wieder in Paris lebende Tänzerin Marie Taglioni wohnte, fiel allen Besuchern jener Gegend wegen ihrer Tristheit und des Anhauchs von tiefer Trauer auf, der darüber ausgebreitet lag. Keine Blumen, keine blühenden Mandel- und Myrthenbäume, keine Vasen, Statuen und wehenden Fahnen schmückten diesen Sitz, in welchem der Schmerz, die Reue oder gar das Verbrechen sich ein menschenfeindliches Asyl

gesucht zu haben schien. Der Anstrich des Hauses war grau, Fries und Sims sogar schwarz wie auch die Jalousieen, die fast immer geschlossen waren. Ein schwarzes Gitter friedete das von dunklem Rasen und Baumhallen umgebene Besitzthum ein, auf dem man nie Gäste einkehren sah, nie Musik oder sonst ein Zeichen des Lebens vernahm, sondern nur dann und wann zwei Frauengestalten erblickte, welche in Trauergewändern langsam und traurig, still und einsam am Meeresufer entlang wandelten. Und so wird Karoline B . . . ., die einst so hochberühmte und nun vergessene Künstlerin wohl wandeln, einsam und verlassen, bis das Wort des Sterbenden sich an ihr erfüllt und der Applaus sie getödtet haben wird!

# Die Ermordung der Herzogin von Praslin.

Nach den neuesten Zusammenstellungen von Frederic Thomas.

Dieser Prozeß, der auf so tragische Weise, mitten in seiner juristischen Entwickelung unterbrochen wurde, war eins der betrübendsten Ereignisse, welche die letzten Jahre der Regierung Louis Philipp's beunruhigten.

Wenn die historischen Begebenheiten eine so genaue Genealogie hätten, wie die Familien, und wenn die Entstehung der Thatsachen sich mit derselben Gewißheit darthun ließe, wie die Herleitung der Individuen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß unter die Ursachen, welche den Fall der constitutionellen Monarchie in Frankreich veranlaßt haben, besonders gewisse skandalöse Prozesse gerechnet werden müßten, die zu ihrer Zeit die ganze Welt mit Staunen und Abscheu erfüllten.

Die Dujarrier'sche Duell-Angelegenheit hatte dem erstaunten Frankreich unerwartet und plötzlich noch Gebräuche im Schwange gezeigt, die man bereits längst mit dem Jahrhundert Ludwig des Dreizehnten verschwunden glaubte. Durch die Verhandlungen des Gerichtshofes in Rouen hatte die öffentliche Neugier eine gewisse blendende und in

ihrer Weise sehr thätige Jugend durchschauen gelernt, die, ihre stürmischen Mußestunden zwischen den Coulissen, den Fechtböden und den Spielhäusern theilend, es dennoch wagte, durch die Presse Prinzipien der Ordnung und der Moral ans Tageslicht zu bringen, die von solchen Aposteln gepredigt, die Regierung nur compromittiren, aber niemals ihr dienen konnten. Und wenn die Jugend nur allein davon ergriffen gewesen wäre! Aber die Prozesse Teste, Cubières u. s. w. hatten vor dem Pairshofe gezeigt, daß weder die höchsten Stellungen, noch die größten Talente, noch die reifsten Erfahrungen vor den Schwächen noch den ungesetzlichen Erpressungen zu schützen vermochten. Und endlich vermehrte die Ermordung der Herzogin von Praslin, indem sie auf eine der glänzendsten Illustrationen der Pairschaft und des Adels einen unauslöschlichen Schandflecken warf, den allgemeinen Mangel an Achtung, der Alles umfaßte, was man damals „le pays légal“ zu benennen liebte. Die Fluth der allgemeinen Mißstimmung stieg, der Sturm war nahe und Paris begann bereits in seinen Tiefen jene dunklen und geheimnißvollen Laute hören zu lassen, die einem Ausbruch der Revolution immer voranzugehen pflegen.

Die Herzogin von Praslin schien schon im Voraus für ein unglückliches Schicksal bestimmt zu sein. Ihre Mutter, Antoinette Françoise Jeanne de Coigny, war die Cousine jener „jungen Gefangenen,“ die, unter den Riegeln der Schreckensperiode schmachtend, von dem Dichter André Chenier besungen und geliebt wurde.

Die Herzogin von Praslin konnte mit Jean Jaques Rousseau sagen, daß ihre Geburt ihr erstes Unglück war, denn diese Geburt kostete ihrer Mutter das Leben.

Ihr Vater Horace Sebastiani, der spätere Marschall von Frankreich, war damals Gesandter in Constantinopel, wo er sich aufhielt, und dies Familienunglück überraschte ihn mitten in den Verwickelungen eines sehr bewegten Lebens; er hatte soeben an der Spitze der Türken die englische Flotte gezwungen die Dardanellen zu verlassen. Er konnte also unter so schweren Verhältnissen sein Kind, das ihm in so vieler Hinsicht theuer geworden war, in Constantinopel nicht bei sich behalten, und schickte es daher unter der Aufsicht einer Amme und dem Schutze einiger treuen Diener nach Frankreich heim. Diese Reise bot nichts als Gefahren dar. Da die Engländer Herren des Meeres und die Franzosen im Kriege mit Rußland waren, so mußte man weite Umwege machen und viele Beschwerden überstehen, bis es gelang, das Kind und seine Begleitung in Frankreich landen zu lassen.

Der Gesandte empfing mit Entzücken die Nachricht der glücklichen Ankunft seiner Tochter. Hätte der Vater freilich in der Zukunft zu lesen vermocht, vielleicht, daß er Gott alsdann weniger für diese Rettung aus allerlei Gefahr gedankt und vielmehr gewünscht, ein Leben in den Wogen des Oceans untergehen zu sehen, das vom Schicksal auf so traurige Weise durch einen Mord zu endigen bestimmt war. Fanny Sebastiani wurde in Frankreich erzogen. Ihr in seinem Anfange schon so gequältes Dasein hatte ihrem Geist eine etwas trübe Färbung und ihrem Herzen zärtliche und etwas romantische Empfindungen verliehen. Im Jahre 1825, mit 18 Jahren, heirathete sie den einundzwanzigjährigen Herzog von Choiseul-Praslin, und als ob schon von vornherein ein böses Fatum auf der jungen Frau

geruht, haben wir anzuführen, daß ihre Hand Anfangs nicht dem Herzoge von Praslin, sondern vielmehr dem Herzoge von Fitz-James bestimmt war, und daß nur Geldinteressen den Bruch einer Verbindung herbeiführten, die sonst so vollkommen passend für sie gewesen wäre.

Die junge Frau brauchte indeß während langer Zeit ihr Bündniß mit der Familie Praslin nicht zu bedauern. Die ersten Jahre nach ihrer Heirath waren sehr glücklich, und zehn Kinder, von denen neun am Leben blieben, besiegelten diese glückliche Ehe.

In jedem Jahre, nachdem die Herzogin im Winter in der vornehmen Pariser Welt geglänzt, ging sie mit ihrer zahlreichen Familie die schöne Jahreszeit der Blumen und der Sternennächte unter den alten Bäumen des Schlosses Vaux-Praslin zu genießen, nach diesem Landsitze ab, der übrigens auch seine sehr trüben Erinnerungen hatte; er hatte einst dem Oberintendanten Fouquet gehört, durch dessen Sturz in der Gunst seines Herrn und der Welt er allerdings weniger berühmt geworden ist, als durch die Trauer der Madame de Sévigny, die Beredsamkeit Pelisson's und La Fontaine's Elegien.

In diesem fürstlichen Schlosse setzte die gute Herzogin die dort traditionellen Handlungen der Großmuth und Wohlthätigkeit mit dem hingebendsten und regesten Eifer fort. Sie war so zugänglich und so hülfreich, daß die erfindungsreiche Dankbarkeit der Armen ihr in der Umgegend den Beinamen: „Notre Dame de Praslin" gegeben hat. Indeß währte dies friedliche Glück nicht allzulange. Der etwas trübsinnige Charakter der Herzogin und ihre argwöhnische Eifersucht, die durch einige Leichtsinnigkeiten ihres

Gatten wach gemacht worden war, umwölkten nur allzurasch einen bis dahin hellen und klaren Himmel. Völlig verfinstert und umnachtet wurde er indessen erst, als am 1. März 1841 eine junge reizende Gouvernante, Henriette Deluzy-Desportes, in die Familie eingeführt wurde. Diese glänzende, kaum dreiundzwanzigjährige Dame besaß viel von jenen geistigen Eigenschaften und körperlichen Reizen, die unwillkürlich Sympathie erwecken und nicht selten maßgebenden Einfluß verschaffen. Pariserin von Geburt und Erziehung, besaß sie jenen Stempel des ungezwungenen Wesens und der Grazie, den das moderne Athen den Frauen aufdrückt, deren Geburt und geistige Entwickelung es mit angesehen und geleitet hat. Sie war von mittlerer Größe und ihr Gesicht hatte jene blendende Weiße, welche die Natur den Blondinen zu geben pflegt, dabei aber zugleich auch sehr pikante und entschlossene Züge. Dieser Ausdruck sprach sich in den kleinen, aber lebhaften Augen aus, die ihr, von herrlichen langen Locken eingefaßtes Antlitz belebten. Außerdem besaß sie die glücklichsten Anlagen für die Künste, von denen sie in der Malerei und in der Musik wahrhaft Ausgezeichnetes leistete.

So kam sie durch Vermittelung der Frau von Flahaut, ausgestattet mit vielen Vorzügen und nicht geringem Ehrgeiz in blühendster Jugend zu einer bereits vierunddreißigjährigen, an Frische und Schönheit verlierenden Familienmutter. Natürlich wurde die Eifersucht der Letzteren hier sogleich und ohne Weiteres rege gemacht, und dieses Gefühl wuchs, als die junge Lehrerin nur zu bald, wie sich zeigte, über ihre Zöglinge und deren Vater eine Herrschaft auszuüben begann, durch welche die arme Frau nicht nur jeder

Autorität über die Leitung ihrer Kinder beraubt wurde, sondern auch nach und nach ihren Mann sich so weit entfernt und entfremdet fand, daß sie sich der Langenweile und der Demüthigung, ja der vollkommensten Isolirung, mitten im Schooß ihrer eigenen Familie, erbarmungslos überliefert sehen mußte.

Die unglückliche, auf diese Weise verlassene Mutter ließ während langer Zeit ihre Klagen und Schmerzen entweder nur in Briefen, die sie ihrem Manne schrieb, um ihn zurück zu bringen, oder in geheimen Memoiren aus, die man später gefunden hat, und welche die Ueberschrift trugen: „Meinem Gatten, dem Herzoge von Praslin und zwar nur Ihm allein."

Da ihre Schmerzen immer aus denselben Ursachen entstanden, so ist natürlich wenig Abwechslung in den rührenden Ergießungen der armen Frau zu finden, und wir glauben daher mit Recht, daß einige sorgfältig gewählte Bruchstücke hinreichen werden, einen vollkommenen Begriff von dem Ganzen zu geben.

Im Juni 1841 schrieb sie an den Herzog:

„Sei nicht taub für die Bitten und die Schwüre Deiner Gattin, die Dich liebt und deren ganzes Leben nur Verehrung und Dankbarkeit für Dich athmen will. Du stößest sie wie eine Schuldige zurück; sie wagt es nicht, vor Dir zu erscheinen, Dir ihr Herz zu öffnen, Dich mit Liebkosungen zu bedecken, ihre Bitten an Dich zu richten. Du hast sie von Deiner Seite, aus Deinem Herzen vertrieben. Würdest Du mehr thun können, wenn sie treulos wäre? Sie weint Tag und Nacht; sie wartet vor Deiner Thür und sie wagt nicht hineinzutreten, aus Furcht, von Dir

Vorwürfe darüber zu erhalten. Mein Freund, bei allen Erinnerungen, die Dir theuer sind und die Du mich so oft angewiesen hast, anzurufen, im Fall Du mir wirklich böse wärest, stoße mich nicht mehr zurück! Gieb mir Dein Vertrauen, Deine Liebe wieder; willige darein, die zärtlichen Sorgen, die Tröstungen einer Frau anzunehmen, die nur lebt, um Dich zu lieben. Mein Herzensgeliebter, weshalb zürnst Du mir, wenn nicht wegen meines Argwohns, wegen meiner Heftigkeit? Waren diese je so stark, daß sie durch eine Liebkosung nicht sogleich hätten beschwichtigt werden können? Gieb nicht dem Gefühl des Zornes und der Rache nach; sei nicht unbeugsam. Mein Herz bricht, Theobald. Erbarmen, Erbarmen für diejenige, die Dich liebt! Vertraue mir Dein Glück, wie ich das meinige Dir vertraue."

Unter dem 13. Januar 1842 schreibt sie: „Jetzt, da ich weiß, daß Du mich durchaus nicht mehr liebst, denn Alles beweist es mir, nimmst Du mir auch noch meine Kinder, um sie alle ohne Ausnahme einem jungen leichtsinnigen Mädchen zu geben, das durchaus keine religiösen Grundsätze hat und welches Du selbst erst seit acht Monaten kennst.

„Theobald, denke an den Schmerz, an die Niedergeschlagenheit, in welche Dich der Tod Deines Vaters versetzt hat; ich habe mehr, ich habe meinen Mann, meine Kinder verloren; alles auf einen Schlag; ich bin nahe bei ihnen und es ist mir doch nicht erlaubt, das Glück ihres Umganges zu genießen; ach, ich weiß, ich fühle nur zu wohl, daß ich Euch Allen nur wie eine unerträgliche Last erscheine. Ich müßte mich sehr verstellen können, wenn ich bei so bittern Schmerzen, liebenswürdig und vergnügt zu sein vermöchte. Die Ruhe, die ich ja noch etwa zur Schau trage, verdanke

ich dem Opium und den entsetzlichsten Anstrengungen vor der Welt, die ich durch nervöses Zittern und unaussprechliche Schwäche bezahle, sobald ich allein bin. Ach, wie viel Mal hätte ich seit fünf Jahren aus dem Salon fliehen mögen, weil ich empfand, daß ich nicht mehr die Kraft besaß, mein Schluchzen unter gleichgültigem Lächeln oder dem vorgenommenen Taschentuche zu verbergen."

An einer andern Stelle vom 23. April 1842 lautet es: „Alle Waffen, die ich gegen Andere in die Hand nehme, wenden sich gegen mich selbst. Da ich mich heute empört fühlte, ihn wieder in einem tête á tête mit Fräulein Deluzy zu finden, glaubte ich einen Meisterstreich auszuführen, indem ich davoneilte, ohne etwas zu sagen, in der Meinung, dadurch einen Auftritt zu vermeiden. Guter Gott! wie weit entfernt war ich, die furchtbare Wuth zu ahnen, in welche meine unglückliche Sanftmuth ihn versetzt hat. Gewiß hätte keine Heftigkeit meinerseits ihn weiter bringen können, als mich auf den Treppen zu verfolgen, mit lauter Stimme Beleidigungen auszustoßen und verächtliche Gesten hinter mir her zu machen, und nachdem er sich in seinem Zimmer wenige Minuten gesammelt, zu mir zu kommen, um meine Vasen von sächsischem Porzellan, meine silberne Wasserkanne, oder vielmehr diejenige Horacens zu zerbrechen und mir zwei Geschenke wegzunehmen, von denen ich so viel hielt. Er hatte sie mir einst geschenkt, als ich mich von ihm noch geliebt glaubte, mein rosa Theebrett und meine kleinen Emailvasen. Wenn er sie nur nicht ihr oder einer Andern gegeben hat. Neulich, um mich für die Heftigkeit zu strafen mit aller Gewalt zu ihm zu wollen, wo sie, so viel sie will, Zutritt hat, hat er alle meine

Sonnenschirme zerbrochen; heute, weil ich still davoneile, um eine Scene zu vermeiden, zerbricht er meine werthvollsten Gegenstände, entwendet er mir die Erinnerungen einer Liebe, die mein ganzes Glück ausmachten. Er hat mich schon seine Briefe, die Zeugnisse und einzigen Ueberbleibsel seiner Zärtlichkeit verbrennen lassen, er hat mir meine Kinder entrissen, er hat mich für das gegenwärtige Leben zu allen Schmerzen verdammt, ohne mir die Hoffnung für eine bessere Zukunft zu lassen und nun nimmt er mir auch noch meine Vergangenheit. O, mein Gott! ich liebte ihn zu sehr; Du hast mich strafen wollen, Du hast mich recht getroffen; ich konnte Alles mit Muth, mit Ergebung, mit Freude verlieren, so lange als seine und meiner Kinder Liebe mir blieb; jetzt habe ich nicht einmal mehr ihre Achtung. In der Bitterkeit meines Schmerzes fühle ich den Beweis Deiner Liebe für mich durch die Größe der Prüfung; o mein Gott, ich fühle es im Innersten meiner Seele, daß jeder neue Schmerz ein neues Versprechen ist, einst in Deinen Armen mit ihnen wieder vereinigt zu sein. Triff mich, triff mich, mein Gott und erhöre mein Gebet; verleihe mir die Kraft auf dieser Welt, Alles, was Du willst nach Deinem Willen zu ertragen."

Diese Herzensergießungen enthüllen uns die ganze Zerrissenheit und alle traurigen Geheimnisse dieses auf der Oberfläche so blendenden, aber im Innern so dunkeln Daseins. Die arme Herzogin nahm zur Frömmigkeit ihre Zuflucht, um sich vor ihrer Liebesverzweiflung und vor dem Märtyrerthum ihrer Würde zu retten. Nach und nach bemächtigten sich ihrer trübe Gedanken und sie sah sich gleichsam von traurigen Ahnungen überfallen, über die sie zuweilen Aeußerungen hören ließ.

So sagte sie einst in schmerzlichem Tone zu ihrem Manne, als dieser sie einlud, die Leichengewölbe des Schlosses von Praslin zu besehen, die er mit großer Pracht hatte wieder herstellen lassen: „Wozu das! Werde ich nicht bald und zwar für immer dort hinuntersteigen?“ Diese Lage war nicht auszuhalten; und ohne öffentliches Aufsehen zu erregen, konnte sie nicht lange mehr währen. Da die Arme nicht wollte, daß ihr trauriges Leben, wie sie in einem Brief sagt, dem neuen Liebesglücke ihres Mannes zur Folie diene, so beabsichtigte sie eine Trennung von Tisch und Bett. Um dieses Aeußerste zu verhindern, trat indeß Marschall Sebastiani vermittelnd bei dem Herzoge ein und der Abbé Gelarde und ein gewisser Riant, Notar der Herzogin, thaten Schritte bei Henriette Deluzy, so daß am Ende eine freundschaftliche Uebereinkunft erfolgte, nach welcher die Frau vom Prozesse abstehen und der Mann die Lehrerin verabschieden wollte.

Frau von Praslin giebt uns über diese häusliche Angelegenheit traurige Mittheilungen, die um so ergreifender sind, weil sie sie in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni in demselben Zimmer schrieb, in dem sie zwei Monate später erdrosselt wurde. Folgendes ist das Document, das ein so trauriges Interesse hat.

„Am 17. Juni 1857. Paris.

„Ich muß es mir alle Stunden wiederholen, daß ich meinen Töchtern gegenüber eine heilige Pflicht erfüllt habe, indem ich mit meinem Vater vereint alles Mögliche that, um diese Person aus dem Hause zu schicken. Es hat mich große Ueberwindung gekostet. Ich hasse das öffentliche Aufsehen, aber endlich sagte mir alle Welt und mein Ge-

wissen auch, daß es meine Schuldigkeit wäre. Mein Gott! Wie wird die Zukunft sein? Wie aufgebracht er ist! Alle Welt sagt mir, daß ich am Ende doch auch ihm einen Dienst geleistet und er dies mit der Zeit erkennen müßte; aber ich weiß, daß er ihn mir nie verzeihen wird, diesen Dienst, und daß er sich täglich, stündlich, zu jeder Minute, dafür an mir rächen wird. Der Abgrund zwischen uns wird immer größer werden; jemehr er nachdenkt, je schuldiger wird er sich fühlen, je böser wird er auf mich werden, je schwerer wird seine Rache auf mich niederfallen. Die Zukunft ängstigt mich; ich zittere, wenn ich daran denke; ich fühle mich recht schwach. O mein Gott! verleihe mir die Kraft, diese neuen Prüfungen nach Deinem Willen zu tragen."

Henriette Deluzy verließ das Hôtel Sebastiani, wo die Familie Praslin wohnte, am Sonntag Abend den 18. Juli 1847, genau einen Monat bevor das Verbrechen begangen wurde.

An demselben Tage, den 18. Juli, reiste die ganze Familie nach dem Schlosse von Vaux-Praslin, um erst am 17. August wieder nach Paris zurückzukehren. Während dieses Monats kam der Herzog drei Mal nach Paris, wo er jedes Mal einen oder zwei Tage blieb. Diese drei Reisen unternahm er am 2., am 9. und 11. August, und er unterließ nie bei diesen Gelegenheiten Henriette Deluzy in ihrer neuen Wohnung, Straße Harlay du Marais, in der Pension der Madame Lemaire, einen Besuch zu machen.

Am 17. August verließ, wie gesagt, die ganze Familie das Schloß Vaux-Praslin, um sich nach den Bädern von Dieppe zu begeben; man wollte Paris nur passiren und dort vor der Reise ans Meer einen einzigen Tag zum

Ausruhn bleiben. So kamen also am 17. August, Abends vor neun Uhr alle Glieder der Familie Praslin auf dem Bahnhofe der Eisenbahn von Orleans an. Miethkutschen waren im Voraus bestellt. Der Herzog fuhr mit zwei von seinen Töchtern und ließ durch die Diener den größten Korb mit Obst, den sie von Praslin mitgebracht hatten, in den Wagen stellen. Die Herzogin ihrerseits stieg mit ihren Söhnen in einen andern Wagen; aber während die Herzogin sich sogleich nach ihrem Hôtel begab, ließ der Herzog sich zu Henriette Deluzy fahren.

Bei dieser Zusammenkunft sprach die junge Lehrerin von Schwierigkeiten, die sie fände, zu einer festen Stellung in der Pensionsanstalt der Madame Lemaire zu gelangen. Die Directrice verlangte, ehe sie sie installirte, daß sie von der Herzogin von Praslin einen Brief aufweise, der zu gleicher Zeit ein günstiges Zeugniß für die Lehrerin und zweitens ein formelles Dementi für alle die unangenehmen Gerüchte enthielte, die sich verbreitet hatten. Der Herzog versprach, daß seine Frau den von Madame Lemaire beanspruchten Brief schreiben werde, und um ihn zu erlangen, wünschte er nur, daß Henriette am andern Tage selbst kommen und ihn sich in bescheidenem Ton von der Herzogin erbitten solle.

Mit diesen Verabredungen trennte man sich und der Herzog begab sich in sein Hôtel, wo er gegen elf Uhr anlangte. Schon eine Stunde früher war die Herzogin dort eingetroffen. Da sie hungrig war, verlangte sie Bouillon zu haben, die man ihr indeß nicht geben konnte. Sie nahm darauf etwas Brot und Salz auf einem Teller nach einer Gewohnheit ihrer Kindheit; außerdem servirte man ihr eine

Flasche Orgeade. Mad. Leclerc, ihre Kammerfrau, verließ sie erst, nachdem sie ihr das Haar gemacht und wie gewöhnlich bei der Nachttoilette geholfen. Es war ein Viertel nach zehn Uhr; um elf Uhr kam sie indeß wieder dahin zurück, zunächst, um wie gewöhnlich eine Nachtlampe in den Kamin zu setzen und dann, um die Befehle ihrer Herrin für den nächsten Tag zu erfragen. Frau von Praslin empfahl ihr, sie um sechs Uhr zu wecken. Sie hätte, wie sie sagte, noch viele Wege zu machen und sie müßte früh damit anfangen, um keinen zu versäumen.

Dies sind die letzten Worte der Frau von Praslin, die das Gericht hat in Erfahrung bringen können. Diejenigen, die in der Nacht und während des schrecklichen und schauderhaften Kampfes am Morgen gesprochen wurden, sind ein Geheimniß zwischen dem Mörder und seinem Opfer geblieben, und werden wohl niemals ans Tageslicht kommen. Nur so viel scheint gewiß, daß der Herzog sich noch spät in der Nacht zu seiner Gemahlin begeben, vielleicht um sie auf den Besuch und die Bitte der Henriette Deluzy vorzubereiten.

Was die Unglückliche hierauf entgegnet und welcher Auftritt dabei stattgefunden, ist nie enträthselt worden. Genug, der Herzog verließ seine Frau wieder und suchte sein Lager. Aber düstere, wilde Aufgeregtheit, verbrecherische Absichten nahmen ihm Ruhe und Schlaf. Kaum niedergelegt, erhebt er sich wieder.

Es ist fünf Uhr in der Frühe; der Morgen dämmert langsam und trübe über Paris, aber im Innern des Hôtels herrschen noch Stille und Finsterniß. Um diese Zeit stiehlt sich ein Schatten durch die Krümmungen der Gänge, durcheilt das Vorzimmer, dann das Toilettenzimmer und schlüpft

endlich in das Schlafzimmer der Herzogin hinein. Hier nimmt er die Lampe, welche in dem Kamine brannte und setzt sie auf ein Tischchen im Toilettenzimmer. Heimlichkeit und Dunkel erschienen dem Missethäter nöthig, um das furchtbare Drama, das diese friedliche Wohnung beflecken sollte, zu verhüllen.

Als es auf diese Weise ringsumher Nacht geworden, schleicht sich der Herzog von Praslin, denn er selbst ist der nächtliche, im Hôtel umwandelnde Schatten, auf den Fußspitzen aufs Neue zum Bette, in dem seine Gattin schläft. Dort, während er mit einer Hand sich von der Lage seines Opfers in Kenntniß setzt und dann versucht ihm mit derselben die Kehle zuzupressen, hebt er mit der andern den Dolch in die Höhe. Der erste, schlecht geführte Stoß, traf die Herzogin in den Hals. Durch den Stoß und den Schmerz plötzlich aufgeweckt, fährt sie mit der einen Hand instinktmäßig zuerst nach dem Halse, sucht dann den Mörder abzuwehren und ergreift mit der andern den Glockenzug, der an der Seite ihres Bettes hängt und klingelt so heftig, daß er zerreißt.

Während dessen stößt der Mörder lautlos und unausgesetzt auf sein Opfer los. Die vielfach verletzte Frau wälzt sich, außer sich vor Schmerz, unter den Händen ihres Peinigers, aus dem Bette heraus, überschwemmt den Fußboden mit ihrem Blute und entflieht nach der Thür des Salons. Bei ihrem Versuch, sich den tödlichen Streichen zu entziehen, wirft sie einen Tisch und einen Stuhl um. Die Thür des Salons, wohinein sie fliehen zu können erhofft, ist aber verschlossen und widersteht den Anstrengungen, die sie macht, sie zu öffnen. Der Herzog, der während eines Augenblicks in seiner blinden Wuth, die Spur seiner Frau verloren,

hört ihr ohnmächtiges Rütteln und holt sie bei der Thür wieder ein, wo sich nun zwischen den beiden Gatten ein Kampf, oder besser gesagt, ein verzweifeltes Ringen entspinnt; denn die Herzogin ist nicht ohne Kraft und fühlt dieselbe ohne Zweifel durch den Erhaltungstrieb, die Todesfurcht und den Gedanken an ihre Kinder und ihren Vater verdoppelt. Es gelingt ihr hier denn auch wirklich, sich noch einmal loszumachen und sich blutend zum Kamin zu schleppen, auf ihrem Wege einen anderen Tisch zu Boden werfend. An der Hand, am Hals, am Kopf, an der Brust, kurz überall verwundet, stützt sie sich auf einen kleinen Schreibtisch mit einer weißen Marmorplatte, auf dem Briefe lagen, die sie am Abend vorher vor dem Schlafengehen geschrieben, und unter denen auch einer an ihren alten Vater gefunden worden ist, der aber so mit Blut befleckt war, daß es unmöglich war, ihn zu lesen.

An diesem Schreibtische war es, wo sie versuchte, an den links vom Kamin angebrachten Glockenzug zu gelangen. Aber sie erreicht ihn nicht mehr und zwei Spuren unterhalb des Glockenzuges beweisen ihre ohnmächtigen Kraftanstrengungen, ihn zu erfassen. Dann immer verfolgt von dem Ungeheuer, das blindlings auf sie losticht und schlägt, schleppt sich die arme Frau, indem sie sich am Marmor des Kamins festhält, bis zum Glockenzug zur Rechten, den es ihr gelingt in Bewegung zu setzen. Dann, nach dieser äußersten Kraftanstrengung, sinkt sie sterbend auf eine Causeuse, auf welcher der Herzog sie vollends tödtet, indem er ihr mit seinem Pistolenkolben Schläge auf den Kopf versetzt.

Der Schall der Glocke, das Geschrei des Opfers und der Lärm des Ringens, hatte während dessen allmälig das

Haus in Aufruhr gebracht; die Dienerschaft eilte herbei, konnte aber, der verschlossenen Thüren wegen, erst auf Umwegen und gewaltsam in das Zimmer, in dem die Tragödie sich ereignet und das einen Grausen erregenden Anblick darbot, eindringen.

Frau von Praslin lag auf den Knieen, den Kopf auf die Seitenlehne der Causeuse gestützt. Sie war in ihrem Blut gebadet und nur mit dem Hemde bekleidet. Das Gemach zeigte die schauderhafteste Unordnung, die man sich denken kann; das Bett war gänzlich durchwühlt, die Betttücher zur Hälfte auf den Tritt gezogen; die Kissen, die Mousselinevorhänge, sogar das Holz trugen zahlreiche Blutspuren. Auch auf dem Kamine, auf den Meubeln und hauptsächlich auf dem Boden waren rothe Flecken. Indem man durch das Toilettenzimmer hinausging, wurde man durch die blutige Spur, die der Mörder beim Zurückziehen hinterlassen hatte, bis zum Zimmer des Herzogs von Praslin geführt, der erst zuletzt, als schon die ganze Dienerschaft des Hauses herbeigeeilt war, zum Vorschein kam; er stellte sich überrascht und schmerzlich berührt; aber sein erstes Wort war die Frage: Lebt sie noch? Erst als dies verneint, befahl er Aerzte zu holen und die Leiche auf die Causeuse zu tragen, die bald von dem Blute überschwemmt war, das aus dreißig Wunden floß, die das arme Opfer erhalten hatte.

Die Polizei wurde eben so früh, als die Wissenschaft benachrichtigt. Ein Viertel vor sechs waren schon drei Aerzte und zwei Polizeicommissaire an der Unglücksstätte. Etwas später kamen der Procurator des Königs, der Instructionsrichter, der Generalprocurator und der Polizeipräfect.

Die ersten Nachforschungen der Commissaire und der

Magistratspersonen waren auf das Aeußere des Hôtels gerichtet, um zu entdecken, auf welchem Wege der Uebelthäter hatte eindringen und entfliehen können. Aber alle Thüren und Fenster waren geschlossen und man fand durchaus keine Spuren von Tritten im Garten, noch vom Uebersteigen an der Mauer. Es wurde daher sogleich erwiesen, daß das Verbrechen nicht von Jemandem, der von außen eingedrungen, begangen worden sein konnte.

Der erste Verdacht auf den Herzog wurde von dem Chef des Sicherheitsdienstes ausgesprochen, der den Polizeipräfecten begleitet hatte. Er äußerte bei der einfachen Besichtigung der Wunden, daß der Mord nicht das Werk eines Missethäters von Profession sein könne. Diese Leute verstehen sich besser darauf, sagte er. Von diesem Augenblicke an wurden alle Leute, die im Schlosse wohnten, darin consignirt, der Herzog aber, mit den Andern inquirirt, bald von den Agenten scharf ins Auge gefaßt. Daß er der Mörder, ward Allen nur zu bald offenbar! Und nicht nur den Untersuchungsrichtern, den Polizeibeamten und der Dienerschaft drinnen in dem traurigen Hause selbst, sondern auch draußen der dumpf murmelnden Menge, die das Gerücht der gräßlichen Schandthat bald um das Palais versammelte, während die Freunde der Familie mit Angst darüber nachdachten, wie sie die Verwandten des Opfers und des Mörders von der schrecklichen Nachricht in Kenntniß setzen sollten. Der Vater der Herzogin, der Marschall Sebastiani, war verreist, und man wußte seinen damaligen Aufenthalt nicht ganz genau. Vier Couriere wurden nach verschiedenen Richtungen abgeschickt, damit die Erzählung eines so großen Unglücks ihm nicht durch irgend einen

Gleichgültigen oder durch das Lesen einer Zeitung zugetragen würde. Die Vorsicht war nützlich, und in Vevay in der Schweiz erfuhr der Marschall in der That zuerst durch einen der Abgesandten die Schreckensnachricht. Man hatte gehofft, sie der Mutter des Herzogs, der Herzogin Wittwe von Praslin wenigstens in ihrem gräßlicheren Theile verbergen zu können, weil die Dame bereits sehr alt und beinahe blind war. Man zeigte ihr also an, daß ihre Schwiegertochter, die sie zärtlich liebte, von Dieben ermordet wäre. Aber nach den ersten Augenblicken der Bewegung ließ das Nachdenken sie verstehen, daß das noch nicht ihr ganzes Unglück sei. „Wenn dem so ist," rief sie mit Angst, „weshalb ist denn mein Sohn nicht hier, um mit mir zu weinen?" Und ihren dringenden Bitten und ihrer Untröstlichkeit gegenüber war es unmöglich, länger die schreckliche Wahrheit zu verheimlichen.

Auf königlichen Befehl vom 19. August kam die Sache vor den Pairshof, und der Kanzler erließ den Befehl, daß der Herzog nach dem Gefängnisse des Luxembourg gebracht werden sollte. Dieser Befehl, der schon am Morgen des 20. August ausgeführt werden sollte, wurde erst am Morgen des 21. August aus Ursachen der öffentlichen Sicherheit, die in dem Bericht enthalten waren, den der Kanzler in der geheimen Sitzung des 21. dem Pairshofe abstattete, vollstreckt. Die Erbitterung, die in den Gemüthern durch die Abscheulichkeit des Verbrechens hervorgerufen worden, war so groß, daß die Ruhe nur schwer hätte aufrecht erhalten werden können, wenn die Person, welche die öffentliche Meinung als den Urheber dieser Missethat bezeichnete, während des Tages, in Gegenwart

so zahlreicher Zusammenrottungen, die sich in der Umgegend des Hôtel de Praslin gebildet hatten, fortgebracht worden wäre. Man hat also die Nacht erwarten müssen, um den Angeklagten in das Gefängniß des Luxembourg abzuführen.

In der That präsentirte sich am Sonnabend den 21. vier Uhr Morgens einer der Huissiers des Pairshofes im Hôtel Sebastiani, der der Ueberbringer des Verhaftsbefehles war. Der Herzog von Praslin, der seit dem ersten Tage der Entdeckung des Verbrechens Spuren von Vergiftung gezeigt hatte, war in einem Zustande der Erschlaffung und Abspannung, die kurze Zeit befürchten ließen, daß er die Abführung nach dem Luxembourg nicht überleben würde. Auch war er in der That so schwach, daß man ihn in und aus dem Wagen tragen mußte und seine Transportirung nur mit großer Vorsicht bewerkstelligen konnte.

Der Zug, welcher ihn führte und der sich im Schritt durch die öden Straßen fortbewegend vom Hôtel Sebastiani bis zum Palast Luxembourg eine volle Stunde brauchte, hatte etwas unbeschreiblich Geheimnißvolles und Trauriges zugleich. Die Arbeiter, welche früh Morgens an ihre Arbeit gingen, sahen ihn mit Neugier an, und Viele, die vielleicht die glänzende, mit Wappen geschmückte Equipage (es war die des Herzogs von Decazes) mit einem neidischen Auge anstierten, ahnten nicht, daß sie einen Herzog und Pair in ein Gefängniß bringe, das für ihn die erste Stufe zum Schaffot gewesen wäre, wenn ihn nicht der von eigener Hand und durch das genommene Gift herbeigeführte Tod demselben entzogen hätte. Nachdem er nämlich zweimal im Luxembourg inquirirt worden war, erlag er den schrecklichen Leiden, die ihm Arsenik verursachte, von dem er eine sehr

starke Dosis zu sich genommen hatte, wie die an seiner Leiche angestellte Secirung bewies.

Am 26. August, eine halbe Stunde nach Mitternacht, als die lebhaften und zahlreichen Gruppen, die die Pairskammer umstanden, sich zerstreut hatten, fuhr ein ordinärer Leichenwagen still durch das Gitter der Straße Fleurus in den Garten des Luxembourg hinein, und hielt vor der inneren Thür des in demselben befindlichen Gefängnisses an. Einen Augenblick darauf wurde die Leiche in ein Leichentuch eingehüllt und in einen Sarg von Eichenholz gelegt, der auf einer Bleiplatte die Nummer 1054 trug, von vier Männern in diesen Wagen hinein getragen, der kaum mit seiner Last versehen, den Weg zum Kirchhofe Mont-Parnasse nahm, wo schon am Abend vorher, nach der Schließung der Kirchhofsthüren, von zwei Todtengräbern in einem der entlegensten Winkel ein Grab zugerichtet worden war, ohne daß sie wußten, welchem Gaste diese letzte Zufluchtsstätte bestimmt sein sollte.

Um zwei ein halb Uhr war die Beerdigung beendigt.

Bei der Eröffnung der Kirchhofsthüren bemerkten einige Neugierige, als sie sich in den von Platanen und Linden beschatteten Theil des Gottesackers begaben, mit Erstaunen, ein ganz frisches Grab, auf dem sich nicht einmal ein schwarzes hölzernes Kreuz befand, das doch sonst die letzte Wohnung eines Armen, ja selbst des verlorensten Sterblichen zu bezeichnen pflegt.

Es war dies das Grab eines Herzogs und Pairs von Frankreich, das Grab des Duc de Choiseul-Praslin.

# Der graue Kämpe.

## Nach Nathaniel Hawthorne.

Es gab eine Zeit, in der Neu-England unter dem Drucke schwereren Unrechts seufzte, als das war, welches die Revolution heraufgeführt hat. Jakob der Zweite, der bigotte Nachfolger Karls, des Wollüstlings, hatte die Privilegien aller Colonien aufgehoben und einen rauhen und gewissenlosen Soldaten abgeschickt, Amerika's Freiheiten zu vernichten und seine Religion in Gefahr zu bringen. Die Verwaltung von Sir Edmund Andros entbehrt kaum eines einzigen Zuges der Tyrannei: ein Gouverneur und ein Beirath, ihr Amt vom König habend und gänzlich unabhängig vom Lande, machten Gesetze und erhoben Steuern, wie es ihnen beliebte und ohne weiter das Volk unmittelbar oder durch seine Abgeordneten darüber zu befragen; die Rechte aller Staatsbürger wurden verletzt und sämmtliche Ansprüche auf Ländereibesitz für ungültig erklärt; die Stimme der Klage erstickten die Einschränkungen, welche die Presse erlitt und was endlich das allgemeine Mißvergnügen betrifft, das sich überall Luft zu machen Luft

bezeigte, so wurde dieses durch Miethlings-Truppen niedergehalten, welche damals zuerst den freien Boden Amerika's betraten.

Zwei Jahre lang wurden die Bewohner der Colonie in dumpfer Unterwürfigkeit und zwar zumeist durch jene Kindesliebe erhalten, welche ihre unveränderliche Lehenspflicht zu dem Mutterlande fest erhielt, ganz gleich, ob dessen Oberhaupt ein Parlament, ein Lord Protektor oder ein papistischer König war. Bis zu dieser bösen Zeit indessen war diese Lehenspflicht eigentlich nur nominell gewesen und die Colonien hatten sich eigentlich selbst regiert und bei dieser Selbstregierung weit mehr Freiheit genossen, als sie noch eben jetzt die Constitution den eingeborenen Unterthanen Groß-Britanniens gestattet.

Zuletzt gelangte ein Gerücht an die amerikanische Küste, daß der Prinz von Oranien eine Landung gewagt, von deren Erfolg der Sieg der bürgerlichen und religiösen Rechte sowie das Heil von Neu-England abhängen würde. Aber das Ganze war nur eine höchst zweifelhafte Sache; die Nachricht konnte falsch sein oder das Wagniß konnte auch fehlschlagen; in jedem Fall mußte der Mann, der sich gegen König Jakob unglücklich empörte, seinen Kopf verlieren. Doch machte die Mittheilung einen bemerkenswerthen Eindruck. Das Volk lächelte geheimnißvoll in den Straßen und warf kühne Blicke auf seine Unterdrücker; aber eine so schweigsame und bezähmte Erregung es immer auch sein mochte, das fühlte doch Jeder, daß es nur eines Winkes bedürfen würde, um das ganze Land aus seinem unterdrückten Zustande auffahren zu machen.

Ihre Gefahr ahnend, entschlossen sich die Unterdrücker,

sie durch eine imponirende Entfaltung ihrer Macht abzuwenden und wenn irgend möglich ihren Despotismus durch noch härtere Maßregeln zu befestigen.

An einem schönen Nachmittage im April 1689, als Sir Edmund Andros und seine Räthe bei Tisch dem Weine gut zugesprochen hatten, ließ der Erstere daher die Rothröcke seiner Garde zusammentrommeln und in stolzem Aufzuge durch die Straßen von Boston ziehen. Es war zur Zeit des Sonnenuntergangs, als dieser Straßenmarsch begann.

Das Trommelgewirbel schien in jenen bewegten und unruhigen Tagen weniger wie eine Militärmusik durch die Gassen zu tönen, als vielmehr ein Zusammenberufungs-Signal für die Bewohner derselben zu sein. Eine große Menge von diesen, die aus verschiedenen Quartieren herbeigeströmt waren, versammelten sich in der Königsstraße, welche, beinahe ein Jahrhundert später, noch einmal der Schauplatz sein sollte, auf welchem britische Truppen mit einem Volk, das sich gegen seine Tyrannen erhebt, ins Handgemenge geriethen. Obschon mehr denn sechszig Jahre verflossen waren, seitdem die ersten Pilger von jenseits des Oceans angekommen waren, so zeigte dennoch dieser Haufen ihrer Abkömmlinge noch die strengen und düsteren Züge ihres Charakters und vielleicht bei dieser traurigen Gelegenheit mehr, als sonst bei glücklicheren Anlässen. Da bemerkte man noch die saubere Tracht, den strengen Ernst der Mienen, den düsteren, aber unverzagten Ausdruck, die biblische Art zu sprechen und den Glauben an den Segen des Himmels in gerechter Sache, welcher auch ehedem stets eine Rotte der alten, ursprünglichen Puritaner kennzeichnete, sobald irgend eine Gefahr der Wildniß sie bedrohte. In

der That war in damaliger Zeit der alte, gute Geist noch durchaus nicht erloschen, denn es befanden sich noch Leute genug an jenem Tage auf der Straße, die lange unter Bäumen inbrünstig gebetet, bevor sie ein Haus zur Ehre des Glaubens zu errichten Erlaubniß hatten, um dessen Willen sie ausgestoßen worden waren. Auch alte Soldaten befanden sich darunter, die grimmig bei dem Gedanken vor sich hinlachten, daß ihre vom Alter erschlafften Arme wohl noch einen zweiten Schlag gegen das Haus der Stuarts zu führen Gelegenheit erhalten könnten. Es waren Veteranen aus dem Kriege mit König Philipp, welche Dörfer verbrannt und Alt und Jung in religiöser Wildheit hingemordet hatten, nur weil die frommen Seelen dem Lande mit Gebet zu Hülfe kommen wollten.

Auch mehrere Prediger befanden sich in diesem Haufen mitten inne, welcher, ungleich allen andern Volkszusammenrottungen, dieselben mit solcher Ehrfurcht betrachtete, als wären sie in ihren Gewändern die Heiligkeit selbst. Diese so verehrten Männer wendeten ihren ganzen Einfluß wohl dazu an, das Volk ruhig zu erhalten, forderten es jedoch keineswegs auf, sich zu zerstreuen. Die Absicht des Gouverneurs aber, in einem Momente zur Ausführung kommend, wo auch der geringste Umstand hinreichend erscheinen konnte, das Land in Gährung zu versetzen, mußte natürlich allgemeinen Anlaß zur Nachforschung geben und vielfache Auslegungen nach sich ziehen.

„Der Teufel will gegenwärtig seinen Meisterstreich ausführen," riefen Einige, „weil er nur zu gut weiß, daß seine Zeit eine äußerst knapp zugemessene ist. Alle unsere guten Pastoren sind in Gefahr, ins Gefängniß geworfen zu

werden. Wer weiß, wie bald wir sie auf einem Holzstoß in der Königsstraße erblicken sollen!"

Hierdurch besorgt gemacht, schlossen sich die Gemeinden nur um desto enger an ihre Seelsorger an, die ruhig zum Himmel aufblickten und eine um so größere apostolische Würdigkeit erhielten, je näher ihnen die Aussicht rückte, sich zur Ehre ihrer heiligen Mission mit der Märtyrerkrone bedacht zu sehen. Es war in jener Zeit wirklich die Meinung verbreitet, daß Neu-England seinen eigenen John Roger's erhalten könne, damit er den Ehrenplatz im Gebet einnehme.

„Der Papst in Rom hat den Befehl zu einer neuen St. Bartholomäusnacht gegeben," riefen Andere: „Wir sollen Alle, Männer und Knaben, massakrirt werden!"

Es gab nichts in der Welt, was diese Gerüchte ganz zu entkräften vermochte, obschon die bessere Klasse des Gouverneurs Vorhaben allerdings viel weniger verabscheuungswürdig vermuthete. Sein Vorgänger unter der alten Verfassung, Bradstreet, ein ehrwürdiger Kampfgenosse der ersten Ansiedler, befand sich, wie man allgemein wußte, in der Stadt. Es war daher Grund genug anzunehmen, daß Sir Edmund Andros sich nicht mit dem bloßen Schrecken, den die Entfaltung der Militärmacht verursachen mußte, begnügen, sondern auch versuchen würde, durch Festnehmung dieses ihres Hauptes sofort die Widerstandspartei zu vernichten.

„Haltet standhaft zu dem Gouverneur der alten Verfassung!" rief die Menge, indem sie von dieser Idee ergriffen wurde. „Auf, zu dem guten, alten Gouverneur Bradstreet!"

Noch ehe indeß diesem lauten Rufe Folge geleistet werden konnte, ward das Volk durch die Erscheinung des

Gouverneur Bradstreet selbst überrascht, der, ein Patriarch von nahezu neunzig Jahren, plötzlich vor die erhöheten Stufen einer Hausthür trat und mit der an ihm gewohnten Ruhe und Milde die Menge dahin ermahnte, sich der ihr vorgesetzten Obrigkeit in Ergebung zu unterwerfen.

„Laßt Euch um Gottes Willen zu keiner Uebereilung hinreißen, meine Kinder," schloß der ehrwürdige Greis seine Ermahnung. „Schreit vor allen Dingen nicht so laut, sondern betet lieber im Stillen für das Heil Neu=Englands und erwartet in Geduld, was der Herr in dieser Sache über Euch verhängt."

Die Entscheidung war nahe. Während das, was im Vorhergehenden berichtet worden, sich ereignete, hatte sich der Trommelwirbel von dem Stadttheil Cornhill her, bald leiser, bald lauter ertönend, dem Schauplatz unserer Begebenheit genähert; bald darauf erschien eine doppelte Reihe von Soldaten mit schußfertig gemachtem Gewehr, die ganze Breite der Straße einnehmend und mit so gleichmäßigem und entschlossenem Schritte marschirend, daß es aussah, als wollten sie Alles, was sich ihnen etwa in den Weg stellen möchte, unter die Füße treten. Hinter ihnen her, sich langsam fortbewegend und ein verworrenes Getöse von Hufen auf dem Steinpflaster verursachend, kam ein Haufen berittener Gentlemen, in deren Mitte sogleich Sir Edmund Andros, ein ältlicher, steif und militärisch aussehender Mann, erkennbar wurde. Seine Umgebung bestand aus seinen vertrautesten Räthen und den erbittertsten Gegnern Neu=Englands. Zu der Rechten des Gouverneurs ritt da unter Anderen Edward Randolph, unser Erzfeind, der „verderbliche Schuft," wie ihn Cotton Mather nennt, welcher

den Umsturz unserer alten Verfassung vollendet hatte und dafür später von einem schrecklichen Fluche belastet elend ins Grab sank. Auf der andern Seite befand sich Bullivant, der Spaß- und Witzworte nach allen Seiten hin um sich streute. Gleich hinter ihm kam Dudley, mit niedergeschlagenem Blick und fürchtend, dem unwilligen Auge des Volkes zu begegnen, das in ihm den einzigen Landsmann durch Geburt unter den Feinden des Landes sah. Außerdem waren auch noch der Capitän einer Fregatte im Hafen und mehrere andere Offiziere der Krone vorhanden. Aber die Gestalt, die am meisten die Blicke auf sich zog, war der bischöfliche Geistliche der Kapelle, der in seinen priesterlichen Gewanden hoch zu Roß unter dem Haufen ritt und somit das schlagende Bild der Vereinigung von Staat und derjenigen Kirche vergegenwärtigen half, die mit allen ihren abscheulichen Bedrückungen die Puritaner in die Wildniß getrieben hatte. Ein anderer Trupp Soldaten in doppelter Reihe machten den Nachtrapp aus.

Dieser ganze Auftritt war nicht nur ein Bild der Lage und des damaligen Zustandes von Neu-England, sondern belegte auch schlagend die Ungemäßheit einer Regierung, die weder der Natur der Dinge, noch dem Charakter des Volkes entsprach. Auf der einen Seite eine gottesfürchtige Menge mit verdrossenem Gesicht und dunkler Kleidung, und auf der andern eine Gruppe despotischer Regierungsbeamter mit dem Geistlichen der Hochkirche in der Mitte, hier und da ein Crucifix auf ihrer Brust, alle prächtig gekleidet, geröthet vom genossenen Weine, stolz auf ihre unrechtmäßige Autorität und mit Hohn auf den allgemeinen Mißmuth niedersehend. Dazu die Miethlingstruppen, die nur war-

tend auf den Befehl, um die Straßen mit Blut zu überschwemmen, deutlich genug die Mittel zeigten, durch welche allein der Gehorsam noch bewahrt werden konnte.

„O Herr der himmlischen Heerschaaren," rief da plötzlich eine Stimme aus der Volksmenge, „sende Deinen Getreuen einen Anführer und Mitkämpfer gegen diese ihre Unterdrücker!"

Dieser Ausruf, der laut und vernehmlich über die Versammelten hinscholl, erschien wie der Heroldsruf für eine höchst seltsame und auffallende Persönlichkeit, die plötzlich und unerwartet auf dem Schauplatze erschien. Das Volk war, durch die Soldaten zurückgedrängt, in sich selbst zusammengeknäult, bis an das Ende der Straße zurückgewichen. Hier befand sich zwischen ihm und dem Militär ein leerer, gepflasterter Zwischenraum, der von hohen Gebäuden umragt, um diese Zeit schon wie im Zwielicht lag. Auf einmal und gleich nach jenem Ausruf ward darauf die Gestalt eines alten Mannes sichtbar, der aus den Reihen des Volkes herzukommen schien und allein in die Mitte der Straße tretend, der bewaffneten Masse sich gegenüberstellte. Er trug die Kleidung der alten Puritaner, einen dunklen Rock und einen jener hohen Hüte, wie sie zuletzt vor etwa fünfzig Jahren Mode waren; an seiner Seite erblickte man ein schweres, breites Schwert und in seiner Hand einen Stock, um den unsicheren Gang des Alters zu stützen.

Sobald dieser alte Mann in eine gewisse Entfernung von der Menge gekommen war, drehte er sich langsam um und zeigte jener ein Antlitz von wahrhaft antiker Majestät, das doppelt ehrwürdig durch einen eisgrauen, langen Bart erschien, der bis auf die Brust hinunterging. Er machte eine

Geste, die Ermuthigung und Warnung zugleich bedeutete, wendete sich dann und schritt seines Weges weiter vor.

„Wer ist dieser graue Patriarch?“ fragten die jungen Leute ihre Väter.

„Wer ist dieser ehrwürdige Bruder?“ fragten sich die Alten unter einander.

Aber Niemand konnte Auskunft ertheilen.

„Woher kommt er? Was kann er wollen? Wer kann dieser alte Mann sein?“ so flogen die Fragen unter der versammelten Menge hin und her.

Während dessen verfolgte der seltsame Fremde, den Stock in der Hand, ruhig seinen Weg in der Mitte der Straße weiter. Als er den vordringenden Soldaten ziemlich nahe gekommen war und der Schall ihrer Trommeln mit voller Gewalt sein Ohr berührte, nahm der alte, graue Mann auf einmal eine viel stolzere Miene an und es schien, als ob die Hinfälligkeit des Alters wie ein Mantel von seinen Schultern fallend, ihn nun in ergrauter, aber ungebrochener Manneswürde erblicken ließ. Von nun ab marschirte er auch in einer wahrhaft kriegerischen Haltung vorwärts, indem er streng den Tact der Militärmusik beobachtete.

So bewegte sich die betagte Gestalt von der einen Seite her und von der andern die Schlachtreihe der Soldaten mit den Regierungsbeamten dahinter. Als beide nur etwa noch sechszig Schritt auseinander waren, nahm der alte Mann seinen Stock und hielt ihn in der Mitte gepackt, gleich dem Commandostab eines Generals in die Höhe.

„Halt!“ rief er.

Das Befehlende seines Auges, seines Gesichtes und

seiner ganzen Haltung, der feierliche, kriegerische Schall seiner Stimme, die durchaus befähigt schien, sowohl ein Heer auf dem Felde der Schlacht zu leiten, als auch die Herzen im Gebete zu Gott emporzutragen: das Alles erschien von unwiderstehlichem Einfluß. Auf des alten Mannes Wort und ausgestreckten Arm hin hörte plötzlich der Trommelwirbel auf und die vordringende Colonne der Soldaten stand wie durch Zauber gebannt auf einmal still. Ein herzergreifender Enthusiasmus bemächtigte sich der Menge. Diese stattliche Gestalt, den Feldherrn und den heiligen Mann der Schrift in sich zu gleichen Theilen vereinigend, so grau, so unscheinbar und veraltet gekleidet, konnte allein einem alten Kämpen der gerechten Sache angehören, den der Trommelklang der Willkür aus seinem Grabe auferweckt haben mußte. Diese Ueberzeugung in sich fühlend, stieß die Masse der Bürger, die nun an der Befreiung Neu-Englands nicht mehr zweifelte, ein lautes Freudengeschrei aus.

Der Gouverneur und seine Umgebung, auf einen Augenblick durch die Ueberraschung selbst zu einem kurzen Stillstande gebracht, erholten sich jedoch rasch und ritten nun eilig vorwärts auf die graue Erscheinung zu, gleich als ob sie sie mit ihren schnaubenden und erschreckten Pferden wie einen Schemen in bloße Luft auflösen oder zertheilen könnten. Sie aber wich auch nicht um einen Zoll breit zurück, sondern blickte fest mit ihrem strengen Auge die Gruppe an, das, sie rasch überschauend, zuletzt starr und unbeweglich auf Sir Edmund Andros haften blieb. In dieser Stellung schien es, als ob der graue, alte Mann das eigentliche befehlende Element des Landes sei und der Gouverneur und

seine Räthe, mit allen ihren Soldaten im Rücken, die ganze Machtvollkommenheit und Autorität der Krone vertretend, doch nichts Anderes als Gehorsam zu üben hätten.

„Was will denn dieser alte Kerl hier?" schrie Edward Randolph wüthend. „Drauf, Sir Edmund!" fügte er, sich zu Andros wendend, hinzu. „Befehlt den Soldaten, vorwärts zu marschiren und gebt dem alten Faselhans da dieselbe Wahl, die Ihr allen Leuten jenes Gelichters gebt — aus dem Wege zu gehen oder in Grund und Boden getreten zu werden!"

„Nicht doch, nicht doch," sagte Bullivant lachend, „laßt uns diesem alten Großpapa da unsere Ehrfurcht beweisen. Seht Ihr denn nicht, daß er ein Würdenträger der alten rundköpfigen Puritaner ist, der gut seine dreißig Jahre verschlafen und Nichts von dem weiß, was sich in dieser Zeit verändert hat. Ohne Zweifel glaubt der alte Schwerenöther uns mit dem Namen von Old Noll niederzudonnern!"

„Bist Du verrückt, Graukopf?" fragte Sir Edmund Andros in lautem und barschem Tone. „Wie darfst Du Dich unterstehen, dem Gouverneur und Stellvertreter des König Jakobs den Weg zu vertreten?"

„Ehedem habe ich mich wohl auch einem Könige selbst in den Weg zu stellen den Muth gehabt," erwiderte die graue Gestalt in festem Tone. „Ich bin hier, Herr Gouverneur, weil der Schrei eines unterdrückten Volkes mich aus dem stillen Orte meiner Verborgenheit aufgescheucht; da es auf zum Himmel um ein Zeichen der Gnade flehte, ward mir die Sendung, noch einmal zum Heil der guten Sache und ihrer Getreuen auf der Erde zu erscheinen. Was aber sprecht Ihr vom Könige Jakob? In diesem Augenblicke

giebt es keinen papistischen Tyrannen mehr auf dem Throne Englands. Von Morgen Nachmittag an wird sein Name nur noch eine sprüchwörtliche Bedeutung in dieser Straße haben, in der Ihr ihn zum Schreckenswort machen wollt. Zurück, Du, der Du der Gouverneur dieses Landes warst und nicht mehr bist, zurück! Mit dieser Nacht erlischt Deine Macht und morgen, morgen — erwartet Dich das Gefängniß, oder wenn Du Deine Schritte nicht wendest, ich prophezeihe es Dir — das Schaffot!"

Das Volk war während dieser Rede näher und näher gedrungen und schwelgte in den Worten seines Kämpen, der zwar in einer Weise sprach, die mit einer längst zu Grabe getragenen Zeit verschollen gegangen war, aber noch immer doch sein Herz und seine Seele begeisterte. Es stellte sich den Soldaten gegenüber und zeigte sich bereit, durchaus nicht ganz unbewaffnet, auch die Steine der Straße noch, wenn es sein müsse, zum Werkzeuge des Todes zu machen.

Sir Edmund Andros stierte lange den alten, grauen Mann wie eine Geistererscheinung an, ließ dann sein durchdringendes und grausames Auge über die Menge schweifen und endlich zurück auf die betagte Gestalt gleiten, die noch immer vor ihm in dem Dunkel des freien Raumes stand, in den weder Freund noch Feind sich inzwischen eingedrängt hatten. Was auch immer seine Gedanken sein mochten, kein Wort verrieth sie. Entweder jedoch wurde der Unterdrücker durch den magischen Blick des grauen, geisterhaften Kämpen in Furcht gesetzt oder die drohende Haltung des Volkes erschreckte ihn, genug, er selbst wich zurück und gab auch seinen Soldaten Befehl, langsam und vorsichtig den Rückzug anzutreten.

Ehe die Sonne zum andern Mal niederging, befanden sich der Gouverneur und sein ganzes so stolzes Gefolge im Gefängniß, denn seltsam genug, lange bevor, ehe Jakobs Thronentsetzung bekannt wurde, hatte man durch ganz Neu-England Wilhelm von Oranien zum Könige ausgerufen.

Wo aber blieb der graue Kämpe? Einige Angaben besagen, daß, als die Truppen die Königsstraße verlassen hatten und das Volk ihnen lärmend nachdrängte, Bradstreet, der betagte Gouverneur von ehedem gesehen worden sein soll, wie er einen noch älteren Mann, als er selbst einer war, umarmte. Andere zuverlässige Mittheilungen behaupten, daß während man nach dem Rückzug der Unterdrücker noch immer ehrfurchtsvoll den alten Mann angestaunt, dieser langsam wie ein Schatten sich in die Schleier der Dämmerung hinein verloren habe, so daß, als man an die Stelle kam, wo er gestanden, nur einen leeren Platz wahrzunehmen vermochte.

Bei Tag und Nacht haben Alle, die diese Erscheinung mit erlebten, sich angestrengt Mühe gegeben: sie irgend wieder einmal zu entdecken. Nie aber ist wieder eine Spur von dem grauen, alten Manne aufgefunden worden. Niemand weiß: weder wo er begraben liegt, noch welcher Stein seine sterbliche Hülle deckt.

Nun liegt die andere Frage nah: wer ist dieser graue Kämpe gewesen? Vielleicht könnten darauf die Akten jenes hohen Gerichtshofes Antwort ertheilen, welcher einen Urtheilsspruch erließ, der zu machtvoll für das herrschende Jahrhundert, aber glorreich für die Nachwelt, den Monarchen eine Demüthigung, den Unterthanen jedoch ein ermunterndes Beispiel gab. Man hat munkeln gehört, daß jedes

Mal, wenn die Nachkommen der Puritaner den Geist ihrer Vorfahren anriefen, der alte, graue Mann wieder erschienen sei.

Achtzig Jahre später ward er noch einmal in der Königsstraße sichtbar. Wieder fünf Jahr später sah man ihn in der Morgendämmerung eines Apriltages auf dem Rasenplatze neben dem Versammlungshause von Lexington stehen, wo jetzt der Granitobelisk mit einer eingelegten Schiefersteinplatte steht, auf welcher die zuerst in der Revolution Gefallenen mit Namen eingezeichnet worden sind. Und als die Amerikaner an der Brustwehr auf Bunker's Hill im Schweiß ihres Angesichts arbeiteten, will man denselben ergrauten Mann die ganze Nacht die Arbeitenden umschreiten gesehen haben.

Lange nun aber mag es dauern, ehe er wieder erscheint! Die Stunde, in der er kommt, ist eine Stunde der Betrübniß, der Noth und der Gefahr. Sollte jedoch ein heimischer Tyrann Amerika unterdrücken oder der Fuß eines fremden Eroberers seinen Boden betreten, dann mag der graue Kämpe wieder zum Vorschein kommen. Ist er doch der Typus von Neu-Englands sich forterbendem Geiste und sein auftauchender Schatten am Vorabend einer Gefahr die Bürgschaft, daß die Söhne der Republik ihrer Ahnen immer eingedenk sein und sie vertheidigen werden.

# Eine Prophezeihung.

Das Unwetter begann. Schwere Regentropfen, die sich tief in den Staub der Straße einwühlten, ließen in seltsamen Kreisen und Figuren ihre Eindrücke darauf zurück. Ein heftiger Wind schüttelte die Aeste der Bäume und riß die gerötheten und welk gewordenen Blätter davon ab, welche der Herbst, nachdem er sie mit dem Purpur der untergehenden Sonne gefärbt, bereits dürr und trocken zu machen begonnen hatte. Die Eulen ließen ihre drei düsteren Töne vernehmen und die kleineren Vögel suchten ängstlich in den noch vorhandenen Gebüschen eine Zuflucht zu finden. Was die Erde noch an sommerlichem Schmucke besaß, das zitterte unter den Donnerschlägen der Luft.

Alles verkündete einen fürchterlichen, aber rasch weiterziehenden Sturm, wie er gewissermaßen als Herold oft genug dem Winter vorauszuziehen pflegt.

Der Weg am Ufer der Rhone war öde und traurig. Von Zeit zu Zeit entschlüpfte, wie in tollem Uebermuthe, ein bleicher und flüchtiger Strahl dem dunklen Schooß der Wolken, um rasch und wie neckend die gelben Pfützen zu streifen, die sich neben den Gräben gebildet hatten.

Ein kleines Wägelchen, das Zigeunern gehörte, bewegte sich unbeirrt durch dieses Unwetter auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiter, mehr durch den daher fegenden Wind, als das schwarze und magere Maulthier getrieben, das davor gespannt war. Unter dem zweifelhaften Halblicht der Dämmerung erschien es, dann und wann vom Blitzstrahl beleuchtet, wie ein auf einer Laache her- und hingeworfener Kahn.

Das Zelt oder Deck von grober Leinewand, das im Halbbogen von einem Rade zum andern aufgespannt war, flog von Zeit zu Zeit, vom Winde überrascht wie ein Segel, oder auch nur an einer Seite gehoben, wie eine Fahne in die Luft.

Mitten in diesem Sturme der Elemente war das phantastische Fahrzeug in Gefahr, sich wie eine Vision Hoffmanns in den Tabaksrauch seiner Pfeife hinein aufzulösen. Um es an der Erde, wie einen Ballon, der aufsteigen will, fest zu halten, ging neben ihm ein Mann hin, der ein Paar vielfach geknotete Zügel in der Hand haltend und allen Zufälligkeiten des Weges folgend, hier ziehend, dort selbst gezogen, das Rad bald mit der Schulter hebend, bald dem Maulthiere einen Fußtritt gebend, nicht nur das Gleichgewicht der Equipage mit großer Geschicklichkeit aufrecht erhielt, sondern auch mit Vorsicht dieselbe in dem Fahrgeleise zu erhalten wußte.

Zum Glück war der Fond der kleinen Karrete durch seinen Inhalt vor dem Auffliegen genügsam geschützt und die Hauptsorge des Lenkers blieb zunächst nur darauf beschränkt: das Umwerfen derselben zu verhüten. So oft ein Windstoß das Deck lüftete oder aufrollte, gewahrte man

nämlich eine Gruppe von Köpfen und Gliedmaßen, die über Bündel, Kisten und Kasten zusammengeknäult, ein gar seltsames und überraschendes Durcheinander bildeten. Voran, an der Ausmündung der Plaue und dieselbe beinahe ganz ausfüllend, kauerte eine Matrone, die in ihrer starren Unbeweglichkeit wie eine ägyptische Isis erschien.

Gleichsam als Seitenstück zu dem Lenker des Maulthieres ging auf der andern Seite des Fuhrwerks ein großes, stattliches Mädchen, das, obschon es mit nackten Füßen und wildfliegendem Haar dahinschritt, doch eine gewisse Hoheit und Würde zeigte und wohlangethan schien, einer der Horen als Modell zu dienen, die auf der Freske Guido Reni's im Palast Rospigliosi den Wagen Aurora's begleiten.

Aber anstatt Aurora's und ihrer erleuchtenden Heiterkeit gab es hier ein dunkel gährendes Unwetter, das Millionen feurige Pfeile aus der Höhe niederfallen und die Erde durch seine Donner erbeben machte.

Unter dem Schauer dieser Naturbegebenheit hinweg zog die abenteuerliche Karawane, die wir eben beschrieben haben, schweigsam und beinahe gespensterhaft fort, ihren etwaigen Beschauer an die Nachtrunde von Rembrandt erinnernd, die im Museum zu Amsterdam hängt und auf welcher sich, man weiß nicht was für Figuren unter einer Beleuchtung bewegen, von der sich nicht errathen läßt, woher sie kommt.

Bei einer plötzlichen Wendung des Weges stutzte das Maulthier vor dem schwarzen Schatten eines Felsens und der natürlichen Halsstarrigkeit seines Charakters gemäß war es von da ab auch nicht zum kleinsten Schritt nach vorwärts zu bewegen. Ueberdies schien es durch die niederstürzende Sündfluth auch beinahe unmöglich, den Weg fortzusetzen.

Das große Mädchen, welches dies so gut wie der Mann auf der anderen Seite des Wagens einsah, schritt schnellen Entschlusses bis unter den Schatten des Felsens hin und kam gleich darnach mit der Meldung zurück, daß sich da wohl ein Schutzplatz vor dem Unwetter finden lasse.

Augenblicklich spannte der Mann das Maulthier aus, das, in Freiheit gesetzt, sich wiehernd schüttelte und dann allem Anscheine nach sehr vergnügt sich unter ein Wachholdergebüsch verlor.

Nachdem dies geschehen, begann auch das Weib unter dem Deck des Wagens sich zu strecken und nachdem sie ihre ziemlich langen Beine herabgelassen, hoch auf der Erde sich aufzurichten. Kaum selbst auf dem festen Boden, langte sie nun auf gut Glück in das Innere ihres auf Rädern dahinrollenden Palais hinein und zog bald an Armen, Füßen oder Haaren, je nachdem es sich machen wollte, ein halbes Dutzend kleiner Burschen und Mädchen hervor, von denen einige sich sogleich unter die Bäume flüchteten, andere rathlos an zu schreien fingen und das Jüngste sich wimmernd an den kurzgeschürzten Rock der großen Dirne hing.

Mit Hülfe der älteren Frau schob der Mann nun die Karrete, die hier Caesar's Glück und seine Familie enthielt oder enthalten hatte, so nahe als möglich unter den Bergüberhang, um sie vor gänzlicher Ueberschwemmung, so viel, als es die Umstände erlaubten, zu schützen. Hierauf nahm er einen Sack und einige Lappen und begab sich dem Zuge voran in die Vertiefung der Felsen hinein.

Die übrige Bande folgte und einige von ihr brachten abgefallene Zweige mit, die man schon früher gesammelt haben mochte, mit denen aber jetzt, da man trockenes Moos

und abgedörrte Blätter in der Höhle vorfand, sogleich ein Feuer angemacht ward, um welches sehr bald die Zigeuner groß und klein sich lagerten, indem eines nach dem andern Stücke von schwarzem Brote zu verzehren begann.

„Es ist ein rechtes Unglück," sagte nach einer Weile der Mann, „daß der Valentin in Savoyen durch die königlichen Grenzwächter eingefangen worden ist! Ich habe immer eine schlechte Meinung von den Savoyarden gehabt. Ein Bischen Contrebande, das ist das einzige Geschäft, das man am Ende in ihren Bergen treiben kann. Und dafür zehn Monate brummen zu müssen, das ist wahrhaftig hart! Der arme Valentin! Wann werden wir ihn wiedersehen? Und ohne ihn, was fangen wir an? Zum Teufel," fuhr er, sich zu dem großen Mädchen wendend, fort, „zum Teufel, Zingara, Du bist Schuld, daß ich ihn auf dem Bergpfade nicht begleitet habe."

„Er ist groß genug, um es mit den Grenzwächtern aufnehmen zu können," entgegnete die Dirne lässig und indem sie die Nase rümpfte. „Ein Contrebandist muß sich mehr auf seine Flinte, als auf seine Fersen verlassen."

„Wie dem nun auch sei," warf die Matrone dazwischen, „Valentins Abwesenheit ist ein großer Verlust für uns. Es braucht zwanzig Jahre, um aus einem Kinde einen Mann zu machen. Ein Kind ist leicht geboren, bald verschmerzt. Mit einem erwachsenen Menschen ist es etwas Anderes; der geht nicht auf wie der Salat an einem Sommertage; der braucht der Zeit wie die Eiche, der braucht Regen und Sonnenschein, Sommer und Winter zu vielen Malen!"

„Zu was das Klagen!" sagte Zingara. „Geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Also tragen wir's!"

„Tragen, tragen!“ rief der alte Zigeuner, indem er die Achsel zuckte. „Du hast gut schwatzen, Mädel! Tanzen und singen bringt Einem nicht immer durch die Welt. Und Du, was thust Du, als das? Mir scheint, daß Du das Kind einer Nachtigall oder Lerche, einer Geige oder Harfe bist. Zu Nichts bist Du zu gebrauchen. Nicht einmal dazu warst Du zu bringen, Dich zu lebenden Bildern benutzen zu lassen, und während Du auf der freien Straße Deinen Fuß von Stahl und Deine Brust von Bronze jedem Gaffer Preis giebst, wolltest Du in dem Schlosse neulich nicht in den prächtigsten Kleidern Dich sehen lassen. Da ist Valentin ganz anders. Der hat zu Allem Beruf und Geschick. An einem und demselben Tage zeigt er sich als Seiltänzer, als Fechter, Trompeter, Taschenspieler und Lustigmacher. Einmal in Italien drüben, was fangen wir ohne ihn an? Die Kleinen können uns noch bei Nichts unterstützen!“

„Wir werden singen,“ sagte Zingara, indem sie sich pathetisch in einen alten Teppich hüllte, der ehemals bunt und prächtig gewesen war, jetzt aber nur noch wenig von seiner ehemaligen Herrlichkeit verrathen konnte.

Eben wollte der Zigeuner und das alte Weib gegen die gelassene Bemerkung des großen Mädchens Einspruch thun, als sich plötzlich in der Ferne das Geräusch von nahenden Fußtritten vernehmen ließ.

„Es kommt da Jemand!“ sagte der Mann.

Und in der That war ganz deutlich zu hören, daß sich eilige Schritte der Grotte näherten. Einen Augenblick darnach sah man am Eingange derselben denn auch bereits einen Menschen erscheinen, der kaum, daß er einen Blick auf

die um das Feuer hockende Gruppe geworfen, lebhaft zu rufen begann:

„Oh, Ihr da! Ist's erlaubt sich zu Euch zu setzen?"

„Es ist noch Platz genug", entgegnete der Zigeuner.

Der Fremde machte nach dieser Antwort weiter keine Umstände und stieg die Felsenstufen leicht und gewandt, wie Jemand, der sie zu erklimmen gewohnt ist, herauf, einen Augenblick darnach sich zwischen der Matrone und dem Mädchen am Feuer niederlassend.

Seine hohen Ledergamaschen waren von oben bis unten mit Schmuz bedeckt. Seine Blouse, welche die Nässe des Regens dicht an seinen Leib anschmiegen machte, zeichnete Brust und Schultern ganz in derselben Art ab, wie die feuchten Linnen das zu thun pflegen, welche Bildhauer ihren Modellen umlegen, um den Faltenwurf zu studieren. Sie schienen gedrungen und fest und eine energische Constitution zu verrathen.

Sein gebräuntes Gesicht war scharf geschnitten und zeigte die Unveränderlichkeit einer Maske. Nur die dunkeln Augen glühten.

Nachdem diese Erscheinung, etwas erstaunt über ihre Umgebung, sich dieselbe mit musterndem Blicke angesehen, sagte sie mit einem gewissen sardonischen Lächeln auf den Lippen:

„Ihr seid da in ein übles Wetter gekommen, Leute, und wenn die Natur nicht diesen Schlupfwinkel geschaffen, möchte es schlimm um Euer Unterkommen gestanden haben, so philosophisch Ihr zu leben auch gewohnt sein mögt!"

„Wir sind auf dem Wege nach Italien", unterbrach das große Mädchen mit den schwarzen Haaren seine Rede.

„Das ist ein herrliches Stück Erde", entgegnete der Fremde; „da blühen die Kunst und die Schönheit. Da wird es Euch wohlgehen und vor Allem Dir, schönes Kind, die Du wie eine Nymphe des Michel Angelo aussiehst und jedem Künstler zum Modell dienen könntest."

„Ist der Herr vielleicht ein Maler?" fragte die Alte.

Was der Fremde hierauf erwiederte, hörte man nicht, denn ein heftiger Donner verschlang seine Worte.

Nachdem er verhallt war, begann endlich auch der ältere Zigeuner seine Erkundigungen einzuziehen.

„Wo wollt Ihr denn hin?" frug er den Gast am Feuer.

„Ich gehe den Wolken, ich gehe dem Winde nach", antwortete dieser. „Vielleicht führen sie mich nach Frankreich ... vielleicht nach Italien, wohin Ihr jetzt wollt. Ich weiß es nicht."

Nach diesen Worten versank der Fremde in ein tiefes Nachdenken.

Auch der Zigeuner schwieg und jeder nur einigermaßen aufmerksame Beobachter hätte wahrnehmen müssen, daß ihm etwas durch den Kopf ging. „Vielleicht nach Italien", murmelte er, und dabei sah er, wie prüfend, den Fremden an. Augenscheinlich verglich er ihn mit dem gefangenen Valentin und überlegte: ob der vor ihm Sitzende ihm diesen wohl ersetzen könne. Nach einer kleinen Zögerung, die nicht zum Nachtheile des Gastes ausgefallen zu sein schien, sagte er: „Ihr scheint nicht zu wissen, was Ihr anfangen sollt. Ist's Euch recht, so schließt Euch uns an. Ihr dünkt mich

ein Mann zu sein, wie wir ihn brauchen. Ihr seht aus wie Einer, der mit dem Leben gekämpft und dem Schicksal trotzen gelernt hat.“

„Das ist von jeher meine Sache gewesen“, sagte der Fremde mit einem Anfluge von Bitterkeit.

„Es giebt zwei Arten von Menschen“, nahm der Paria wieder das Wort, „solche die arbeiten und denken, die leiden und in Schmerzen schaffen — und solche, die in bloßer, üppiger Unthätigkeit vegetiren. Es giebt Stehlende und Bestohlene . . .“

„Ganz meine Meinung“, warf der Fremde ein.

„Nun wohl“, fuhr der Zigeuner fort, „es giebt also gewissermaßen zwei Gemeinschaften in der großen Gemeinschaft der Menschen. Es existirt eine Art von Verbrüderung unter denen, die arbeiten und leiden, gegen eine Bande von Dieben, von Nichtsthuern, die unbeanstandet alle Rechte für sich in Anspruch nehmen, dem Genusse nachjagen und ohne Herz und Geist, wie sie sind, die Welt nur als zur Ausbeute ihrer eigennützigen Absichten vorhanden meinen. Seid Ihr auf Seiten dieser brutalen Selbstlinge oder auf der der Menschheit im Allgemeinen, kurz, seid Ihr ein Aristokrat oder seid Ihr ein Bohémien, ein Zigeuner gleich uns, wenn auch in andern Verhältnissen?“

„Ich bin für die Freiheit und die Menschheit im Ganzen“, rief der Fremde bewegt, „und ich würde unbeanstandet mit Euch gehen, mitten unter dem Volke zusammen mit Euch zu kämpfen, wenn ich im Stande wäre, Euer Leben der Selbstverleugnung theilen zu können. Aber ich habe andere und größere Pflichten, die mich zum Widerstande

gegen die herrschende Gesellschaft treiben. Wir sind Brüder, Ihr und ich, lebendige Proteste gegen die Ungleichheit der socialen Verhältnisse, und darum gehören wir denn auch zu der Kaste, die da weint und Klagelieder singt, arbeitet und seufzt, bis zu dem Tage, wo wir alle ein Vaterland, eine Familie, eine in der großen Gemeinschaft heilig geachtete Individualität errungen haben werden." —

„Auf Wiedersehen denn!" fügte er gelassener hinzu, indem er aufstand und sich zum Weggange rüstete. „Der Himmel sei mit Euch, Kampfgenossen, und beschütze Euch besser, als er die Freiheit beschützt hat."

„Wartet noch einen Augenblick", sagte das lange Mädchen, das zu ihm getreten war und seine Hand ergriffen hatte, indem sie sie gespannt und aufmerksam betrachtete. „Laßt Euch noch wahrsagen, ehe Ihr geht. Seht da, Ihr seid heimathlos wie wir, wie wir ohne Vaterland, ausgestoßen von einem großen Reiche, auf das Ihr ein Recht zu besitzen glaubt und in der That auch besitzet. Aber seid zuversichtlich und ruhig. Es wird ein Sturm für dieses Reich kommen, ein Sturm, wie der ist, den wir soeben in der Natur erlebten. In diesem Sturme werdet Ihr das Land wieder betreten. Betretet es denn mit Glück. Und nun lebt wohl."

Der Fremde sah die Seherin einen Augenblick verwundert an, dann schritt er gedankenvoll und innerlichst bewegt den Felsenweg wieder hinab, den er kurz vorher herauf gekommen.

Der Himmel war wieder hell, das Wetter heiter geworden. Der Zigeuner pfiff seinen Maulesel herbei, spannte

ihn ein, warf seine Bündel und Kinder in die Karrete und wandte sich dann der Grenze Italiens zu. Das lange braune Mädchen mit den nackten Füßen und der halb entblößten Brust schritt voran und sang.

---

In den Memoiren des jetzigen Kaisers von Frankreich wird man ohne Zweifel dereinst einmal eine ähnliche Scene erzählt und geschildert finden.

## Die wunderbare Erscheinung.

**Entnommen Burke's: Anecdotes of the aristocracy and episodes in ancestrel story.**

Als sich in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die Kunde von den Wunderthaten eines Magiers in Edinburgh verbreitete, welcher sich in dem Canongate genannten Viertel der Stadt niedergelassen, entschloß sich unter Andern auch Lady Eleanor Primrose, die Tochter eines Earl von Loudon, von seiner Kunst für ihre Lage Nutzen zu ziehen. Sie war nämlich nach einer kurzen und nicht eben glücklichen Ehe plötzlich von ihrem Manne verlassen worden und so ganz und gar ohne Nachricht von ihm geblieben, daß sie keine Ahnung davon hatte, ob er irgendwo gestorben oder noch am Leben sei. Da sie nun aber begreiflicher Weise doch gerne wissen wollte, ob sie sich noch als Gattin oder schon als Wittwe zu betrachten habe, so glaubte sie nichts Besseres thun zu können, als sich an jenen Zauberer zu wenden, um von ihm darüber eine Auskunft zu erhalten. Nachdem sie eine Freundin mit ihrem Vorhaben bekannt gemacht und diese bereit gefunden hatte, das Abenteuer mit ihr zu bestehen, verließ sie mit derselben eines Abends in der Dunkel-

heit und aus Vorsicht in die Kleider ihrer Dienerinnen gehüllt, ihre Wohnung, um sich in den engen und finsteren Stadttheil zu begeben, in dem jener Wahrsager sich angesiedelt.

Das Wetter war kalt und der Himmel trübe; dunkle Wolken überzogen den Horizont und von Zeit zu Zeit ließen sich Windstöße hören, welche die Erde in ihren Grundvesten erbeben machen zu wollen schienen. Natürlich waren aus dieser Ursache nur wenig Menschen auf den Straßen und die beiden ängstlich und fest sich aneinander pressenden Frauen daher völlig unangefochten selbst hier in den einsamen, dunklen und schmuzigen Gassen, in denen Elend und Verbrechen nahe zusammengedrängt, nur selten einen verspäteten oder verirrten Wanderer unbelästigt passiren ließen. Trotz dieser Unbehelligtheit und Menschenleere weit umher ängstigte sich Lady Eleanor an der Seite ihrer zitternd einherschreitenden Begleiterin aber doch so sehr, daß sie sich, ungeachtet der genauen Beschreibung, die sie sich von der Straße und dem Hause des Zauberers hatte machen lassen, dennoch in der Richtung dahin irrte und einen Weg einschlug, der sie nie zum Ziele gebracht hätte, wenn nicht eine Stimme hinter ihr erschollen wäre, die, sie zurechtweisend, sagte: „Sie gehen fehl, Myladies; Ihr Ziel liegt schon hinter Ihnen.“

Diese unerwarteten und den Damen plötzlich im Rücken erschallenden Worte, machten sie natürlich so in die Seele hineinerbeben, daß sie beide einer Ohnmacht nahe sich nur dadurch auf den Füßen zu erhalten vermochten, daß sie sich krampfhaft die Eine an der Andern festhaltend, zur gegenseitigen Stütze gereichten. Erst nachdem die Stimme die

Worte wiederholt und diese Wiederholung die erste Bestürzung einigermaßen gemildert, gewannen sie Kraft und Besinnung genug, sich umzuwenden und nach dem, der sie auf so seltsame Weise zurechtwies, umzusehen.

Sie erblickten, als sie dies thaten, einen langen, hageren Mann vor sich, der Kleider von einem fremdartigen und sehr ungewöhnlichen Schnitte trug. Seine Haltung hatte, so viel sie wahrnehmen konnten, etwas Strenges und Gebieterisches, die Mienen seines Gesichtes aber so starre und feste Züge, daß sie beinahe wie in Erz gegossen erschienen. Seine Hautfarbe war tiefgebräunt und seine Augen glühten unter buschigen Brauen wie Kohlen hervor.

„Sie gehen fehl, Myladies", wiederholte er, als er bemerkte, daß die von ihm Angeredeten ihn mit Erstaunen und Verwunderung musterten, „Ihr Ziel liegt, wie gesagt, bereits hinter Ihnen!"

„Aber, mein Gott", entgegnete Lady Eleanor, die sich zuerst soweit gefaßt und gesammelt hatte, daß sie des Wortes wieder mächtig wurde, „aber, mein Gott, mein Herr, von welchem Ziele reden Sie denn?"

„Von der Wohnung des Magiers", entgegnete der Fremde ruhig, und ohne auf den durch diese Angabe bei den Damen erregten Schrecken zu achten, fuhr er fort, mit der Hand nach einem erleuchteten Hause deutend, zu sagen: „Dort, Myladies, ist sie, wo Sie durch die Fenster ein Licht hervorschimmern sehen."

„Dieses Licht ist ein sehr unzureichendes Merkmal", replicirte Lady Eleanor, „es brennen da mehr als ein Dutzend, wohin Sie zeigen."

„Nun gut", redete der seltsame Zurechtweiser weiter, „so behalten Sie alle diese Lichter im Auge und wo sie eines auf meinen Befehl im Moment werden erlöschen sehen, da ist meine Wohnung. Geben Sie Acht, Myladies. Sie bemerken, noch brennen die Lichter überall. Aber nun, wenn ich gesagt haben werde, du hast deine Pflicht gethan, Flamme, nun" . . . . .

Die Damen stießen einen Schrei des Erstaunens und der Verwunderung aus, denn kaum, daß der Mann, der sich auf so räthselhafte Weise zu ihnen gefunden, jene Worte gesprochen, erlosch plötzlich und mit einem Male in dem oberen Stocke des Hauses, nach welchem er hinüber gezeigt, ein Licht, als wenn es ein Geisterhauch ausgeblasen hätte.

„Sie haben es bemerkt, Myladies", sprach er weiter, und nun wissen Sie, wohin Sie mir zu folgen haben. Sie gingen ja doch in dieser Verkleidung nur aus, mich zu suchen und sich von mir sagen zu lassen, was aus Viscount James, Ihrem davongegangenen Gemahl geworden", fügte er, sich speciell zu Lady Eleanor wendend, gelassen hinzu.

„Wer sind Sie, mein Herr?" fuhr Lady Eleanor heraus, indem sie sich von einem Schauer durchrieselt fühlte. „Wer macht Sie unsere geheimsten Gedanken und Vorhaben errathen?"

„Myladies", erwiederte der Räthselhafte, „Jemand, der gewohnt ist hinter den dunklen und grauenvollen Vorhang zu blicken, der uns arme Sterbliche von der Geisterwelt scheidet, muß wohl auch Verkleidungen und Absichten wie die Ihrigen zu durchschauen im Stande sein. Ich bitte, kommen Sie. Ihre Wünsche sollen befriedigt werden."

So sprechend, wandte er sich dem, vorhin von ihm bezeichneten Hause zu, indem er sich nicht ein einziges Mal umblickte, um zu sehen, ob die Damen ihm folgten. Wie es schien, war er seiner Macht über sie so gewiß, daß er nicht einen Augenblick an ihrem Nachkommen zweifelte, und obschon allerdings die Begleiterin von Lady Eleanor sich eifrig bemühte, ihre Freundin von einer weiteren Verfolgung des Abenteurers abzubringen, so zeigte sich diese doch so sehr von dem Einflusse der Begegnung und dem Wesen des Fremden gereizt, daß sie auf keine, noch so dringend vorgebrachten Vorstellungen hörend, dem Vorangehenden, wie von einer magischen und unwiderstehlichen Gewalt angezogen, nachschritt, die Widerstrebende gewaltsam mit sich fortziehend.

Als Beide die Schwelle des Hauses, in welche der Adept eingetreten war, erreichten, sahen sie denselben schon oben an einer Treppe stehen und ihnen winken, was sie ganz deutlich wahrnehmen konnten, da sich zu beiden Seiten seines Hauptes zuckende Flämmchen befanden, die, als er sich wieder wandte und eine andere, zweite Treppe hinaufschritt, unerklärlicher Weise ihn begleiteten.

Als die ihm Nachkommenden ihn den zweiten Stock erreichen sahen, bemerkten sie, daß sich vor ihm in der Wand eine Pforte öffnete, die er mit keinem Finger berührt hatte. Ihm nachgehend und gleich ihm diese Pforte durchschreitend, befanden sie sich plötzlich in einem Gemach, in welchem die Flammen von dem Kopfe des Geisterbanners hinweg und auf zwei seltsam geformte Leuchter glitten, von denen herab sie den langen, dunklen Raum, den die Stube bildete, mit einem gespenstisch weißem Lichte wunderbar und geheimnißvoll bestrahlten.

Während die Damen, diese eigenthümliche Erhellung benutzend, sich neugierig nach allen Seiten umsahen, rückte ihr Führer ihnen mit einer aufmerksamen Zuvorkommenheit ein Paar Stühle zurecht, und indem er sie ersuchte, sich darauf ausruhen zu wollen, entfernte er sich durch eine andere, jener ersten gegenüberliegende Thüre, um, wie er sagte: für die vorzunehmende Operation einige nöthige Vorbereitungen zu treffen.

„Um des Himmels Willen," rief die Begleiterin der Lady Eleanor, sobald sich nur die Thüre hinter dem Hinausgehenden geschlossen, „um des Himmels Willen laß uns von hier entweichen und das Freie suchen. Dies Haus ist nichts mehr und nichts weniger als die Höhle des leibhaftigen Bösen selbst!"

„Es ist zu spät," erwiderte Lady Eleanor bangend und zitternd, aber doch etwas besonnener, als jene. „Die Thüre hat sich hinter uns zugethan und ohne Handgriff und Schloß, wie sie ist, werden wir sie zu öffnen nicht im Stande sein, auch wenn wir größere Ruhe und Geistesgegenwart errängen, als wir in der That jetzt inne zu haben uns rühmen dürfen. Es bleibt uns nichts übrig, als auszuharren und alle die teuflischen Proceduren durchzumachen, in die wir uns eben so tollkühn als frevelhaft eingelassen."

Nachdem diese Unterredung stattgefunden und es durch diese Lady Eleanor kaum gelungen war, ihrer zaghaften Freundin einigen Muth einzuflößen, öffnete sich die zweite Thüre und der Zauberer kam, nun aber ganz für das Werk, das er vorzunehmen hatte, kostümirt, zurück. Arme, Beine und Füße waren nackt, außer, daß er schwarze Sandalen trug, die um die Knöchel gebunden, durch einen Knopf vorn

festgehalten waren. Eine schwarze, faltige Tunika mit rothem Besatze reichte bis weit über seine Kniee herab und war auf der Brust so gefaltet und ausgeschnitten, daß man einen großen Theil der letzteren darunter bloß gelegt erblicken konnte. In der Hand trug er einen langen weißen Stab, der mit allerlei seltsamen Zeichen bemalt, sehr abenteuerlich und seltsam aussah.

„Haben Sie die Güte", wandte er sich an Lady Eleanor, „Geld und etwaige Schmucksachen hier bei Ihrer Freundin zurückzulassen, denn Gold und Silber, daß Sie zufällig bei sich tragen, dürfen nicht mit in jenes andere Gemach kommen, in das ich Sie sogleich führen werde."

„Gott im Himmel," rief die Begleiterin der Lady aus, „also soll ich hier allein zurückbleiben, allein, in diesem entsetzlich einsamen Zimmer?"

„Ja, das werden Sie, meine Theure," erwiederte der Zauberer. „Die Geister sind ein trübseliges Geschlecht und durchaus nicht geneigt sich vor einer Gesellschaft zu zeigen. Sie zeigen sich nur denen, die in einem gewissen geistigen Rapport mit ihnen stehen, aber nicht solchen, die sich nur aus Neugierde ihnen nähern."

„Aber ich werde krank, ich werde ohnmächtig werden," sagte schaudernd die Zurückgewiesene. „Vielleicht, daß die Angst mich tödtet!" stöhnte sie schluchzend hinterdrein.

„Sie werden leben, meine Theure," beruhigte sie der Adept, indem ein unheimliches Lächeln seinen Mund umspielte, „Sie werden leben und zwar ohne irgend eine Beängstigung zu empfinden, denn Sie werden sogleich in einen tiefen und nicht unangenehmen Schlaf versinken."

Und während er dies sagte, hob er die Hand mit dem Stabe gegen die zaghaft und zitternd dasitzende Frau, welche denn auch sogleich die Augen schließend, in einen tiefen und, wie es schien, ganz ruhigen Schlummer versank.

Nachdem dies geschehen, ergriff der Wundermann Lady Eleanor bei der Hand und führte sie in das nächste Zimmer, das völlig leer war und an der Hinterwand nur einen Altar von schwarzem Marmor zeigte, über dem sich ein großer, seltsam eingerahmter Spiegel, ihm zur Seite eine Art eiserner Ofen und nicht weit davor ein Armsessel befand, auf welchem der Magier seine Begleiterin niedersitzen hieß.

Dieser Armsessel war von dem Altar und Allem, was dazu gehörte, durch eine Linie getrennt, die, aus Knochen und anderen schauerlichen Gegenständen gebildet, quer über den Fußboden von der einen Wand zur andern lief. Fenster konnte Lady Eleanor nicht wahrnehmen, denn die Wände zeigten sich rings mit einem dunkelrothen, faltig gereihetem Zeuge behangen, auf welchem eine kleine blaue Flamme, die auf dem Ofen brannte, mit wunderbaren Streiflichtern hin- und widerspielte.

„Sie wünschen zu erfahren, wie und in welchen Verhältnissen sich Ihr Gemahl, Viscount James befindet, Mylady?“ wandte sich der Magier nun an die erstaunt das Gemach musternde Frau und nachdem sie ein leises „Ja“ gehaucht, fuhr er fort: „Nun wohl, ich will versuchen Ihren Wunsch zu befriedigen; nur müssen Sie, so lieb Ihnen Ihr Leben ist, sich weder durch Furcht, noch durch Neugierde verleiten lassen, irgend einen Laut von sich zu geben, denn ein einziges Wort, ein bloßer Ausruf des Schreckens oder der Verwunderung könnte sehr verhängnißvoll für uns Beide

werden. Die heilige und göttliche Stille allein ist das Element, in welchem die Geisterwelt lebt und webt; eine Sylbe, die unvorsichtig oder frevelhaft von Menschenlippen hineinschallt, macht sie zornig verschwinden. Darum noch einmal, Mylady, was Sie auch sehen und hören mögen, schweigen Sie. Mein und Ihr eigenes Leben stehen auf dem Spiele. Es ist nicht ohne Gefahr, daß man die Geister beschwört."

So sprechend und wohl sehend, daß Lady Eleanor Willens war, sich genau seinen Vorschriften zu unterziehen, nahm er aus einem Körbchen, das er bei sich trug, vier kleine, weiße Lichtenden, die er an der Flamme auf dem Ofen ansteckend, eines nach dem andern in den vier Ecken des Gemachs auf dort befindliche Wandleuchter aufsteckte, einen Vers dabei citirend, welcher die guten Geister anrief, alles Böse abzuhalten. Wie zur Antwort auf diese Aufforderung erschallten oder zitterten vielmehr einige wimmernd-klagende Töne durch das Gemach, die den Zauberer, wie es schien, mit einer Art von Genugthuung erfüllten, denn er wartete, so wie er das Licht aufgesteckt, mit sichtlicher Spannung darauf und lächelte zufrieden, so wie er sie vernommen. Als auch in der vierten Ecke das Licht aufgesteckt und der wimmernd-klagende Ton auch von hier aus erklungen war, knieete er mit gebeugtem Haupte vor dem Altare nieder und nachdem er hier still, wie sich annehmen ließ, gebetet oder eine Zauberformel gesprochen, stand er auf, um drei Mal mit seltsamen Geberden und Zeichen den Halbkreis um den Spiegel hin und zurück zu machen. Hierauf den Altar mit einem rothen Pulver bestreuend, griff er mit der bloßen Hand in die blaue Flamme, die auch sogleich wie ein gezähmter Vogel sich auf seine Fingerspitzen setzte

und sich auf diesen zu dem Pulver auf dem Altare hinübertragen ließ. Kaum jedoch war sie damit in Berührung gekommen, als sich auch sogleich ein ganz heller, blendend weißer Schein über die Stube verbreitete und unter dem Spiegel selbst blaue Dunstwolken sich zu bilden begannen, die sich phantastisch zusammenballend, über die Oberfläche des Glases zogen und wie Blitze zuckten, so wie sie den Rahmen erreichten, über den sie niemals hinaus kamen. Als der Dunst ganz dicht und so geworden war, daß man von der ganzen Fläche des Spiegels nichts mehr gewahrte, sondern nur eine dicke Nebelschicht darüber gelegt bemerken konnte, ließ sich ein scharfer, klirrender Klang vernehmen, der sich anhörte, als wenn das Glas des Spiegels in tausend Scherben zersplittert wäre.

Lady Eleanor, die mit sich steigerndem Entsetzen alle diese Vorgänge beobachtete, hatte Noth bei diesem Klange einen Schrei der fürchterlichsten Beängstigung zu unterdrücken, denn ihr war, als müßte nicht nur der Spiegel, sondern auch die Decke, das Haus, ja ihr eigenes Herz von diesem Klange bersten. Zu ihrer Verwunderung aber fand sie, nachdem sie sich mühsam von ihrem Schrecken erholt, daß nicht nur noch Alles war und stand, wie es gewesen, sondern daß sogar mit oder vielmehr auf dem durchaus unbeschädigten Spiegel eine äußerst merkwürdige Veränderung vorgegangen war. Der Nebel darauf war nicht verschwunden, aber er hatte sich, wie es schien, verdünnt, und so tief in das Glas hineingezogen, daß er nun darin ein Gemälde mit lebenden Figuren bildete, das die Dame, wie aus einer ungeheuren Ferne zu beobachten Gelegenheit hatte. Sie sah in das Innere einer gothischen Kirche, durch deren

Fenster die Abendsonne ihre letzten, alle Gegenstände sanft vergoldenden Strahlen hereinwarf, die auch eine Gruppe von Menschen umspannen, unter denen zuerst ein Priester, dann Hochzeitgäste und endlich ganz deutlich ein Brautpaar zu erkennen war.

Die Braut trug ein weißes, schweres Atlaskleid und einen langen, weißen Schleier, der in dem blonden Haar mit einer Myrthenkrone festgehalten, die jugendlich=zarte Gestalt wie ein schwellender Duft oder eine leichte Wolke umgab. Der Bräutigam war in ein prächtiges Hofkostüm jener Zeit gekleidet und trug einen Degen an der Seite. Die Tracht der Umstehenden schien niederländischen Genre's zu sein.

Während Lady Eleanor noch mit dem Mustern dieser Menschengruppe beschäftigt war, schien plötzlich das Ganze durch unsichtbare Mittel eine hellere Beleuchtung zu erhalten und da durch diese die Gestalten schärfer und deutlicher hervortraten, war sie nun auf einmal in den Stand gesetzt, in der Person des Bräutigams ihren Gemahl, Sir James, Viscount Primrose zu erkennen. Bevor sie sich jedoch von dem Schrecken, den ihr diese Wahrnehmung verursachte, erholen konnte, trat ein Fremder, das Gesicht in den Mantel gehüllt, mit dem eiligen Schritte eines Menschen, der zu spät zu kommen fürchtet, in die Kirche. Niemand von den darin Anwesenden schien ihn wahrzunehmen, und er selbst stand eine Weile regungslos hinter einem Pfeiler, um aller Vermuthung nach sich vor einem zu thuenden verzweiflungsvollen Schritte erst noch Gewißheit über die Veranlassung desselben zu verschaffen; in dem Momente aber, in dem der Priester im Begriffe war, die Hände des Brautpaares in

einander zu legen, ließ er den Mantel von Gesicht und Schultern zur Erde niedergleiten und stürzte vor, als wolle er gegen die Ceremonie protestiren. In der Gestalt dieses Vorstürzenden erkannte Lady Eleanor ganz deutlich das Ebenbild ihres Bruders, den sie nun sehr lebhaft agiren und endlich gegen den Bräutigam, das heißt also gegen ihren Gatten den Degen ziehen sah. Da auch jener den seinigen aus der Scheide riß, so schien ein Zweikampf hier an den geheiligten Stufen des Altars unzweifelhaft und zwar um so mehr unzweifelhaft, als alle Diejenigen, die Zeugen dieses Auftrittes waren, bestürzt und überrascht davon, weder Muth, noch Geistesgegenwart genug zu besitzen schienen, denselben durch Einspruch oder Dazwischentreten zu verhindern. Die Braut war ohnmächtig niedergesunken und von den Frauen umringt; von den Männern eilten einige hinweg, andere blieben unschlüssig stehen. Während dessen begannen die Degen sich zu kreuzen und Lady Eleanor hörte sogar, oder bildete es sich ein, zu hören, wie die Klingen an einander schlugen, wiewohl es allerdings wie aus weiter Ferne war. In ihrem Schrecken und der Angst entweder ihren Gatten oder ihren Bruder todt zu Boden stürzen zu sehen, vergaß sie die Warnung des Magiers und ihre Hände vor das Gesicht haltend, rief sie: „Um des Himmels Willen trennt sie, sie tödten einander!“

Kaum waren diese Worte einer nur allzubegreiflichen Besorgniß über ihre Lippen gekommen, als auch sogleich ein schrillendes Zischen und etwas wie ein dumpfer Schlag durch das Gemach erschallte, von dem die ganze Scene im Spiegel sich verwirrte und wie in Rauch zerstob. Lady Eleanor, der Worte des Zauberers sich erinnernd und das Fürchterlichste

erwartend, sank bewußtlos in den Sessel zurück und schloß die Augen.

Als sie wieder zu sich kam, herrschte rings um sie her Dunkelheit und Stille; nur der Wahrsager befand sich, wie sie wahrnehmen konnte, ihr zur Seite, sich bemühend, sie wieder zu sich zu bringen. Kaum war ihm dies gelungen und er zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie sich ihrer Sinne und Kräfte wieder zu bedienen im Stande, als er auch sofort sie drängte, sich zu erheben und von ihm aus dem Zimmer geleiten zu lassen.

„Alles ist vorbei für diese Nacht", sagte er, indem er sie, nachdem sie aufgestanden, mit sich fortzog, „und je schneller wir diesen Ort verlassen, desto besser. Die Störungen der Geisterwelt pflegen, wie ich Ihnen schon früher sagte, für uns Sterbliche verderblich zu werden. Der Himmel gebe, daß die, welche Sie, Mylady, verursachten, ohne Folgen bleibe!"

Während dieser Worte hatte man die Thüre und jenes erste Zimmer wieder erreicht, in dem die Begleiterin der Viscounteß zurückgeblieben war, und in welchem man diese noch ruhig schlummern fand. Als der Magier auf sie zuging und sie mit einem Auflegen seiner Hand auf ihre Schläfen weckte, sah Lady Eleanor, daß er sich selbst in einem sehr übelzugerichteten Zustande befand. Sein Haar und sein Bart waren in Unordnung, ebenso wie seine Kleider, denen man deutlich ansehen konnte, daß ihr Träger mit ihnen zu Boden geschleudert worden war. Nicht ohne eine gewisse Tonlosigkeit seiner Stimme und ein ängstliches Zittern geschah es, daß er jetzt die Schlafende wieder zum Wachen bringend, sagte: „Stehen sie auf, Mistreß Jane,

und entfernen Sie sich mit Mylady. Es ist ziemlich spät in der Nacht und schon zieht sich drohend ein Unwetter am Himmel zusammen, das Sie zu eilen zwingt, wenn sie vor seiner Entladung noch nach Hause gelangen wollen."

Mistreß Jane, die sich erhoben und nicht ohne Schrecken die düstere Wandlung in den Gesichtszügen ihrer Freundin sah, eilte auf diese zu, sie besorgt und wie tröstend an sich zu drücken, während der Magier ging und ein Zeichen gegen die Thüre machte, die sich in Folge dessen augenblicklich öffnete.

„Eilen Sie, eilen Sie", sagte er, indem er die Damen so höflich wie möglich über die Schwelle drängte. „Es ist hohe Zeit, daß ich zurückkehre, die Erzürnten durch Buße und Sühne auszusöhnen."

Als Lady Eleanor und ihre Begleiterin die Hälfte der Treppe hinunter waren und nothdürftig die Hausthüre erkennen konnten, schloß sich oben die Pforte, hinter welcher hervor sie einen so klagenden Jammerschrei sich folgen hörten, daß sie ganz entsetzt und von Schauer erfaßt die noch übrigen Stufen der Stiege mehr hinunterflogen, als schritten und endlich athemlos und völlig in Schweiß gebadet, eine Stunde nach Mitternacht und nur eben noch vor dem Ausbruche eines fürchterlichen Unwetters in der Wohnung der Viscounteß ankamen.

Die erste Sorge derselben, als sie sich wohlbehalten wieder in ihrem Zimmer und zu völliger Besonnenheit und Ruhe zurückgelangt fand, war, die genauen Umstände ihres Abenteuers, mit Angabe von Tag und Stunde aufzuzeichnen. Dieses Document, das sich in der Familie der Earls of Stair (Lady Eleanor heirathete nämlich in zweiter Ehe

John Dalrymple, Earl of Stair) erhalten, ließ sie von ihrer Freundin Mistreß Jane Hamilton unterzeichnen, und nachdem es von ihr versiegelt war, in einem geheimen Fache ihres Secretärs verbergen.

Bald darnach kam ihr Bruder, Sir Archibald Campbell, dritter Earl von Laudon, von einer Reise nach Holland zurück und man kann sich wohl denken, daß sie sogleich die erste sich darbietende Gelegenheit benutzte, ihn auszufragen und besonders darnach zu forschen, ob er nichts von Viscount James gehört oder gesehen, worauf er anfangs nur ausweichend Bescheid gab, endlich aber entgegnete, wie er hoffe, einer so unzweifelhaft ehrlosen Person nie in seinem Leben wieder zu begegnen.

Da diese Antwort, weit davon entfernt, Lady Eleanor zu befriedigen, dieselbe natürlicher Weise nur immer aufmerksamer und gespannter machte, so ließ sie mit Bitten, Drängen und Nachfragen nicht nach, als bis Sir Archibald Campbell endlich die Geduld ausging und er nun der Schwester berichtete, daß er in Amsterdam einen unermeßlich reichen Kaufmann kennen gelernt habe, welcher eine einzige Tochter besaß. Da er sie hübsch und liebenswürdig gefunden, sei er eben Willens gewesen, sich um die Hand derselben zu bewerben, als er gerade noch zur rechten Zeit vernommen, daß die junge Dame bereits versprochen und zur Zeit im Begriffe stehe, sich zu vermählen. Der Bräutigam, ein Engländer, der längere Zeit verreist gewesen, sollte zur Hochzeit wieder eintreffen und Sir Archibald, als Freund des Hauses, Zeuge der feierlichen Handlung sein.

„Ich weiß nicht", lautete die Erzählung des Earl von Laudon wörtlich, „was mich veranlaßte, der Bekanntschaft

mit dem Bräutigam so lange, als möglich, aus dem Wege zu gehen. Es scheint, daß ich von der Fatalität derselben eine mir unangenehme Ahnung hatte. Genug, ich zögerte mich bei der Familie meines ehrwürdigen Freundes am Tage der Vermählung einzufinden und erschien erst spät in der Kirche, in welcher die Trauung vor sich gehen sollte, und wo ich sofort in dem Bräutigam des armen, unschuldigen Mädchens Viscount Primrose, Deinen ehrlosen, davongelaufenen Gatten erkannte. Du kannst Dir leicht denken, Schwester, daß diese Wahrnehmung mein Blut sieden machte, und daß ich mich nicht ohne eine Art von Genugthuung erinnerte einen Degen an der Seite zu haben. Ich zog ihn und — —"

„Genug," rief hier Lady Eleanor, erschüttert durch die Erinnerung an das, was sie selbst erlebt, „genug, mein Bruder, erlaube, ehe Du weiter erzählst, daß auch ich Dir eine Mittheilung mache."

Nachdem Sir Archibald Campbell, erstaunt über diese Unterbrechung, ihr achtsam zuzuhören versprochen, berichtete sie ihm haarklein und genau Alles, was sie bei dem Zauberer in Canongate erlebt und holte am Ende das darüber von ihr aufgesetzte und von Mistreß Jane Hamilton unterschriebene Document hervor, in welchem er, wie er zu seiner Verwunderung eingestehen mußte, den Vorfall in der Kirche ganz so angegeben fand, wie er ihn selbst erlebt, nur daß natürlich der Ausgang desselben fehlte, der durch den Aufschrei der Lady bei der Erscheinung im Spiegel unmöglich gemacht worden war.

Earl of Laudon ergänzte ihn, indem er berichtete, daß er mit Viscount Primrose gefochten und denselben nach ein

Paar hitzigen Gängen am Halse und in der Brust ziemlich gefährlich verwundet habe.

„Nachdem ich ihn, in seinem Blute gebadet, hatte fallen sehen,“ sagte Sir Archibald, „ergriff ich die Flucht, um die Sache nicht noch öffentlicher und ärgerlicher zu machen, als sie es schon geworden war. Von Paris aus aber schrieb ich an den Vater der Braut, um ihm die Ursache meines Benehmens zu erklären und ihn die ganze Schändlichkeit Viscount Primrose's kennen zu machen. Seine mich noch in der französischen Hauptstadt antreffende Antwort dankte mir verbindlich für mein energisches Auftreten und berichtete mir zugleich, daß sich der schändliche Betrüger, so elend und leidend er sich auch durch meine ihm zugefügten Verwundungen befunden, dennoch gleich nach mir in der Stille, Niemand wisse wohin, aus dem Staube gemacht habe.

Somit war nun Alles gut und die Sache im Klaren. Wie aber hatte der Zauberspiegel des Magiers in Canongate so treu und richtig den ganzen Hergang der Begebenheit zeigen können? Sollte da wirklich die Magie und Geisterwelt im Spiele gewesen sein? So abergläubig und gespensterfürchtig man damals auch noch war, Sir Archibald Campbell, dritter Earl of Laudon, muß doch wohl darüber seine eigenen Gedanken gehabt haben, denn er ließ sogleich die emsigsten Nachforschungen nach dem Adepten anstellen, konnte aber nichts weiter erfahren, als daß er einige Monate in jener berüchtigten und später durch Walter Scott so berühmt gewordenen Stadtgegend Edinburgs sein räthselhaftes Wesen getrieben und gleich nach jenem Abend mit Lady Eleanor spurlos verschwunden sei.

Lady Eleanor, die noch bis 1759 in Edinburg gelebt und

in dem High-life der schottischen Aristokratie eine bedeutende Rolle gespielt hat, obschon sie allerdings stets etwas Schroffes und Finsteres in ihrem Benehmen und Wesen zu Tage legte, glaubte Zeit ihres Lebens, wie Ohrenzeugen versichert haben, an die Echtheit der Zaubergewalt, von welcher jener Magier ihr Belege gegeben und zeigte sich sehr entrüstet über ihren Bruder, der in dem Adepten entweder nur Viscount James selbst oder irgend eine demselben treu ergebene Kreatur erblicken wollte.

Eine Aufklärung des ganzen so wunderbaren und räthselhaften Vorganges hat sich leider niemals dargeboten. Viscount James, der kurz nach seinem Verschwinden durch den Tod seines Vaters als Lord Primrose von Castlefield zur Herrschaft gelangt war, starb 1706; es läßt sich nicht recht absehen wie und wo, denn die in den Familienpapieren aufbewahrten Todtenscheine sind so seltsam undeutlich und verworren ausgestellt, daß sich kaum irgend eine Gewißheit daraus entnehmen lassen will. Schon 1746 war die Familie erloschen. Die Familie der Stair's, in welche Lady Eleanor unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen eintrat (John Dalrymple, zweiter Earl of Stair, nöthigte Lady Eleanor, die sich nicht wieder vermählen wollte, dadurch in die Ehe mit ihm, daß er einen treulosen Dienstboten bestach, der ihm Nachts Eingang in ihr Haus verschaffte, an dessen Fenstern er sich dann am andern Morgen halb entkleidet blicken ließ), ist ein berühmtes schottisches Geschlecht, das noch heute blüht.

## Das Gespensterhaus in Hildesheim.

Nach „Norddütsche Stippstörken un Legendchen“ von Ludwig Schulmann*).

Nun hört einmal zu, sagte der kleine Schulmeister, was mir begegnete, als ich noch ein halberwachsener Mensch war und in die lateinische Schule ging. Da kam unser Magister Kasseboom eines schönen Tags in die Schulstube, rief mich von der Bank auf und frug mich, wie viele Schüler ich unterweise.

Ihr müßt nämlich wissen, daß ich schon frühzeitig anfing, Unterricht zu geben, und während die reicheren Schüler sich herumtrieben und ihre Späße machten, mußte ich statt dessen auf den Dienst passen. Ich wäre ganz gerne auch zu Biere gegangen, wie Ihr Euch denken könnt, aber der Hund war an den Knüppel gebunden, und wenn ich nicht Hunger-

*) „Norddütsche Stippstörken un Legendchen. Von Ludwig Schulmann.“ (Hildesheim, 1858. Verlag der Fincke'schen Buchhandlung [G. F. Schmidt]) sind bereits in zweiter Auflage erschienen und verdienen wohl, den Freunden der plattdeutschen Literatur wegen ihrer Frische und lebendigen Darstellung bekannt zu werden.

pfoten saugen wollte, so mußte ich fleißig sein und wie der Bock auf der Haferkiste sitzen.

Das übereilte Wesen, welches die Studenten jetzt an sich haben, galt zu meiner Zeit keinen Heller, und ich mußte, ehe ich mich zum Studiren hinsetzen konnte, im Chore singen, den Schreiber spielen und die kleinen Buben im Buchstabiren unterrichten.

Mein Magister also, der selige Kasseboom, — o, das war ein prächtiger Mann, ein kluger Kopf und so gelehrt, daß er alle Tage Superintendent hätte sein können — der selige Herr sagte mir: Junger Freund, da auf dem Markte, in dem großen Hause mit den drei Erkern und den vielen Schnitzeleien, wohnt ein reicher Mann, dem soll Er die Kinder unterrichten.

Wie heißt denn der Herr? fragte ich und bedankte mich für die Empfehlung.

Er heißt Behrens und ist Rathsherr. Sage Er nur, ich schickte Ihn; laß Er sich's aber gut bezahlen, der Mann hat's darnach und ist reich.

Als ich nach Hause kam, zog ich meine besten Kleider an, hing meinen Chormantel um und ging zu dem reichen Manne auf dem Markte.

Heißt Er Hahnenkamm, fragte er mich, und will Er meine beiden Knaben unterweisen?

Ja, antwortete ich, Herr Magister Kasseboom hat mich hergeschickt und gesagt, daß Herr Behrens Kinder zu unterweisen hätte.

Der Magister hat mir gesagt, daß Er ein verständiger Mensch sei und sich schon Wind um die Nase habe wehen lassen. Darum habe ich Ihn genommen; wenn wir aber

ganz einig werden sollen, so habe ich noch eine Bedingung: Er muß hier ins Haus ziehen, daß Er die wilden Burschen immer unter Augen hat und überwachen kann.

Das war ich herzlich gern zufrieden und so wurden wir einig. Ich mußte noch selben Tags einziehen, und da ich damals mit jenem großen Manne sagen konnte, daß ich das Meinige immer bei mir habe, so war das bald geschehen: meine Kleider hatte ich auf dem Leibe, und meine Bücher nahm ich untern Arm, und das war der ganze Umzug!

Als wir Abends gegessen hatten, der Segen gesprochen war, die Kleinen zu Bett gebracht waren und ich auch gehen wollte, sprach Herr Behrens zu mir:

Bleib' Er noch ein Bischen bei mir auf; wir wollen noch ein Glas Warmbier trinken, und zu sagen habe ich Ihm auch noch was.

Was mag denn das sein? — dachte ich in meinem Sinn.

Der alte Herr nahm seine Pfeife, schmauchte und trank dabei und war im Uebrigen stumm wie ein Fisch. Die breite Wanduhr tickte an der Wand und es war so still in den großen Stuben und in dem ganzen Hause, daß mir beinahe bange wurde; die Angst und das Warmbier trieben mir den Schweiß aus den Knochen, und ich dachte so bei mir: Lägest Du doch erst bis über die Ohren in Deinem Bette!

Der gute Mann saß da und regte sich nicht; auf seinem Gesichte konnte ich aber lesen, daß ihm etwas durch den Kopf ging, und daß er sich darein so vertieft hatte, daß er nicht hörte, als die Wanduhr Zehn schlug, und sie schnarrte doch laut genug.

Als aber der Nachtwächter bald darnach unter den Fenstern auf der Gasse die Stunde ansagte und knarrte, wachte er aus seiner Träumerei auf, sah mich groß an und fragte: Hat Er einen festen Schlaf?

O, sagte ich, in meinem Alter schläft man fest genug!

Hm, hm! sagte er und weiter nichts.

Fürchtet Er sich nicht in der Nacht? fing er dann wieder an.

Wovor sollte ich mich denn fürchten? sagte ich.

Ich meine, glaubt er an Spuk?

O bewahre Gott! rief ich, ich bin ja kein altes Weib. Wenn Einen die Lebendigen nur in Frieden lassen, die Todten lassen es gewiß!

Nun, sagte der Mann, so geh' Er in Gottes Namen schlafen, und wenn Er was hören sollte, so kehre Er sich nicht daran; es geht vorüber.

Darauf drückte er mir die Hand, gab mir einen harten Thaler und sagte: Das ist für ein Paar neue Schuhe; ich habe gesehen, daß Seine Schuhe nach Wasser schnappen; und nun schlafe Er wohl!

Hm, sagte ich zu mir selbst, der alte Rathsherr glaubt an Spuk. Das hat auch noch gefehlt, daß ich an solche Narrenspossen glauben sollte; darauf lasse ich mich nicht ein!

Und so legte ich mich hin, sprach mein Gebet und schlief ein, und als ich am andern Morgen aufwachte, mußte ich noch noch über den alten Senator und seine Spukgeschichte lachen.

Die zweite Nacht ging es ebenso; den dritten Abend sagte der Hausknecht: Höret und sehet Ihr denn in der Nacht nichts, junger Herr?

Freund, sagte ich, ich höre und sehe bei Tage genug, des Nachts schlafe ich.

Hat sich was zu schlafen, wenn man von Teufels Spuk geweckt wird, der Trepp auf, Trepp ab geht!

Wo denn? fragte ich.

Nun, hier in diesem alten Hause!

Heinrich, rief der Senator, was stehst Du da und plapperst, Du alte Plaudertasche? Mach, daß Du unter die Decke kommst! Des Abends kannst Du nicht ins Bett kommen und des Morgens nicht heraus, Du fauler Knecht!

Diesen Abend schlief ich nicht gleich ein. Ich fing an zu simuliren und dachte darüber nach, was sie denn eigentlich meinen könnten; ein Gedanke rief den andern her und die Gedanken marschirten durch meinen Kopf und trieben mir den Schlaf aus den Augen.

Aber so ein junger Mensch, der gesund ist und arbeitet und zur rechten Zeit aufsteht und sich hinlegt, kann nicht lange wachen. Die Natur nimmt sich ihr Recht. Die Augen fielen zu.

Ich mochte wohl nicht lange geschlafen haben, da wachte ich wieder auf.

I, dachte ich, hat Dir doch der Blasekerl am Rathhausthurm mit seiner Trompete einen Streich gespielt.

Aber was war denn das? Geht da Jemand treppab? Stöhnt da Jemand durchs Haus?

Ich richte mich auf und horche.

Schlurr, schlurr! schleppte sich was die Treppe herunter und stöhnte wie ein kranker Mensch.

Es dauerte nicht lange, so kam es wieder treppauf, faßte die Thürklinke an, ging in das andere Stockwerk, machte die

Fallthüre zum Boden auf und — nun war es wieder so stille im Hause wie in einer Kirche. An Einschlafen war nicht mehr zu denken. Wo war denn meine Dreistigkeit geblieben? Wie pochte mir mein Herz! Wenn es doch erst Zeit zum Aufstehen wäre! dachte ich. Die Nacht ist doch keines Menschen Freund!

Ich lag noch eine Stunde und schmiß mich hin und her im Bette, und mir war's, als ob ich krank werden wollte.

Lacht nicht. Ein junger Mensch von sechszehn Jahren, der noch nicht hinter seiner Mutter Kochtopf weg gewesen war, mutterseelen allein auf einer Kammer, die so groß war, daß man ein Pferd darin hätte reiten können, in kohlenrabenschwarzer Nacht und ein Spukding im Hause, und das Bangemachen und Erzählen vorher! Das war zu arg! Zwar hatte ich wohl gehört und gelesen, daß es nichts mit dem Spuk wäre; aber was hilft das Alles, wenn Euch doch ein Spukding auf der Nase spielt und treppab und treppauf geht, wie ich es in der nächsten Nacht wieder hörte.

Ich glaube, ich war wirklich krank — es mochte wohl eine Art Fieber sein — und in meiner Hitze sprang ich auf und wollte auf den Boden dem Spuke nach; im Hemde lief ich auf den Vorplatz, von da auf die Treppe; als ich aber an die große Wendeltreppe kam, vertrat ich mir den Fuß, schlug die Treppe hinunter und fiel gerade vor die Kammerthüre meines Herrn. Das brachte mich wieder zur Besinnung, und den alten Senator, den Hausknecht und das Hausmädchen auf die Beine, und sie trugen mich stillschweigend auf meine Stube, wo der gute Herr sagte:

Hat Er keinen Schaden gekriegt?

O, es hat nicht viel auf sich, sagte ich. Vielleicht ein Bischen geschrammt!

Gewiß hat der junge Herr was gehört! flüsterte der Hausknecht dem Mädchen zu.

Das Mädchen wollte auch anfangen zu sprechen, aber der Herr machte ein langes Gesicht, daß Einem bange werden konnte, und winkte den Dienstleuten zu, daß sie weggehen sollten. Und da sie wohl wußten, daß er keinen Spaß vertrug, so gingen sie ihrer Wege.

Wie ist es mit dem Fuße? fragte der Senator.

Es schrient ein Bischen, es ist nichts, Herr.

O dafür ist bald Rath, sagte Behrens, ging auf seine Stube, holte ein Glas mit Aqua Bursadi und rieb mich damit ein, indem er sagte: Halte Er sich nur ruhig, auf den Abend wollen wir zusammen plaudern.

Nachmittags konnte ich schon wieder auftreten, um sieben Uhr saß ich mit am Tische und war wieder seelenvergnügt.

Ein junger Mensch vergißt leicht, und da ich in dem Hause wie ein Kind gehalten wurde, und der alte Senator so ein lieber Herr war, daß ich armer Junge mich gar nicht mehr kannte, wenn ich überdachte, was ich noch vor ein Paar Tagen gewesen, wo ich oft das liebe Brot nicht hatte, so hatte ich mir vorgenommen, nichts zu sagen und nichts zu fragen, daß ich meinem guten Herrn kein Herzeleid machen möchte.

Als nun alles zu Bette war, rückte der Hausherr dicht an meine Seite und sagte: Hat Er in der letzten Nacht was gesehn?

Ich habe nichts gesehen, sagte ich, aber genug gehört.

Und ich erzählte, was ich wußte. Der Senator hörte genau zu und darauf sagte er:

Nun, es kann doch einmal nicht anders sein; ich will Ihm sagen, wo die Katze im Heu liegt. Will er mich anhören, so will ich Ihm etwas erzählen.

'Auf mein Wort, sagte ich; ich brenne vor Ungeduld.

So höre Er denn zu. Was ich Ihm mittheilen werde, weiß ich von meinem seligen Vater, der wußte es von seinem Vater, und so immer höher hinauf.

Um die Zeit, da Rudolph von Habsburg Kaiser von Deutschland war, wohnte in diesem Hause ein reicher Mann, der hieß Kunz Oennekeld und stand bei Rath und Bürgerschaft in großem Ansehen, denn er war grausam reich, so reich, daß die Leute sagten, er könne sein Geld mit Scheffeln messen.

Nun weiß Jeder, der die Welt kennt, daß reich sein und Macht haben einerlei ist. Aber Kunz Oennekeld war auch klug, konnte gut reden, und wenn es in den Rathsstuben heiß herging und die hochweisen Herren hin und her riethen und doch nicht den Fuß aus dem Loche kriegen konnten, so wußte Oennekeld immer etwas anzugeben, was durchschlug.

Und doch konnte Niemand ihn recht leiden!

War er vielleicht grob und vermessen?

Nein, grad' das Gegentheil. Er war so freundlich wie ein Ohrwürmchen und schmeichelte wie eine Katze; das machte ihn gerade allen Leuten zuwider, weil sie wußten, daß es bei ihm hieße: Anders denk' ich, anders sag' ich, anders thue ich!

Wer ihn nur mit einem halben Auge ansah, mußte gleich wissen, was für ein Mensch ihm gegenüber stand, und wenn Er, Freund, einmal auf den Boden kommt und rechter Hand von der Rauchkammer in den Winkel guckt und da ein Bild sieht, — das ist Dennekelds Portrait, — so wird Er wohl einsehen, daß man vor Dennekeld bange werden mußte. Fängt Er beim Kopfe an, so hatte Dennekeld rothes Haar. Seine kleinen Augen waren immer zugekniffen, als wenn er auf der Lauer stand; seine Nase und sein Kinn waren spitz und man weiß wohl:

Spitze Nase, spitzes Kinn,
Der Teufel sitzt drinn!

Seine Arme reichten bis an die Kniee, seine Beine waren kurz und schief und seine Füße so platt wie ein Gerstenkuchen; die bösen Mäuler nannten ihn darum den Rabattentreter. Und doch wurde an ihm das Sprüchwort wahr: Es ist kein Topf so schief, es paßt ein Deckel darauf! Denn das schönste Mädchen von Hildesheim wurde seine Frau.

Dortchen Kunkels Vater hatte von Dennekeld fünfhundert Thaler geliehen und konnte sie nicht zurückzahlen. Dennekeld ließ ihm seine Hütte anschlagen und das Haus sollte schon verkauft werden.

Da kam Dennekeld zu dem armen Vater und sagte: Giebt Er mir seine Tochter zur Frau, so laß ich ihm das Geld noch.

Der Vater willigte ein; denn was thut der Mensch nicht, wenn ihn die Noth am Halse festhält. Auch glaubte der alte Mann Wunder was für ein Glück sein Kind machte; doch sagte er: er wollte mit Dortchen erst sprechen. Gut,

sagte Dennekeld; aber sprecht nicht zu lange und bringt mir morgen Bescheid.

Dortchen war ein einfaches Mädchen, und als der Vater ihr auseinandersetzte, daß er betteln gehen müßte, wenn sie dem reichen Manne nicht zu Willen wäre, so gab sie ihm die weiße Schwanenhand, und sagte so ruhig und zufrieden, als ob sie einen König freien sollte:

Vater, Ihr sollt keinen Augenblick in Sorge sein, wenn ich es hindern kann; geht nur gleich, ich sage ja.

Als aber der Vater weg war, hielt sie ihre Schürze vor die Augen und weinte, und sprach in ihrem Herzen mit dem lieben Gott; und wer mit dem spricht in Aufrichtigkeit, der kriegt Antwort und ist zufrieden und klaget nicht länger.

Ich will nicht weitläufig erzählen. Dortchen ward Dennekelds Frau, und da sie ein Gedicht gemacht hatten, in dem obenan stand:

Längste Lieb', längstes Gut!

so schrie ganz Hildesheim über das Glück, das das arme Dortchen gemacht hatte, denn alle glaubten, der alte Dennekeld würde es nicht mehr lange machen.

In den ersten vier Wochen ging Alles gut. Aber Dennekeld war ein guter Rechnenmeister, und da er sah, daß die Ausgaben sich mehrten, so machte er ein böses Gesicht, denn er war der geizigste Mensch im heiligen römischen Reiche deutscher Nation und der größte Topfgucker in Hildesheim. Und so kam es denn, daß ihm Alles nicht recht war: die Kleider waren zu statiös, das Essen zu theuer, das Hausmädchen kostete zu viel, die junge Frau war nicht fleißig genug, und wenn sie einen neuen Stoff zu einem Kleide erhielt, so mußte an die Stelle, wo man die Schürze trägt,

ein Stück billigeres Zeug gesetzt werden; ein Tuch durfte sie nicht tragen; ihre Goldmünzen aber mußte sie einschmelzen und sich schlichte Kupferplättchen machen. Aber ganz toll wurde er, als Dortchen zu Bette gebracht wurde und ein allerliebstes Mädchen in die Welt setzte. Da ging mancher Thaler drauf, und jeden Pfennig, den Oennekeld ausgab, begleitete er mit einem Fluche.

Ja, ja, sagte der Geizhals, wer eine arme Frau nimmt, müßte aufgehängt werden! Was für ein Narr bin ich doch gewesen!

Wenn ich doch nur das Weib los wäre.

Das hörte der Teufel, denn der ist immer an der Thüre und horcht, ob es nicht was zu thun für ihn giebt.

Und der Teufel goß Oel ins Feuer, und Oennekeld hatte seit dieser Zeit keine Rast, und er dachte an nichts, als an seine Frau, das heißt, wie er sie los werden könnte.

Erst dachte er: Der Aerger würd' es thun.

Und er war mit Allem unzufrieden, was sie that oder ließ; aber das schlug nicht an, denn Dortchen trug Alles mit Geduld, und ihre Sanftmuth war ohne Ende.

Merkst Du nicht, sagte der Teufel zu dem Bösewicht, sie trotzt dir; blase dem Kinde das Licht aus, dann stirbt sie vor Kummer!

Wer einmal auf den Teufel gehört hat, zu dem kommt er immer wieder, und läßt ihn nicht los; Oennekeld wollte erst nicht, aber der Gedanke war auf bösen Acker gefallen und schlug Wurzeln, und wucherte auf dem bösen Boden, und ward reif, und der Vater that seinem eignen Kinde leid an, auf einen Sonntag, als seine Frau in der Kirche war.

Soll ich der Mutter Herzbrechen beschreiben? Das kann kein Mensch, und könnte er auch Psalmen machen, wie der weise König im Morgenlande.

Aber Dennekelds Frau ahnte nichts von dem Teufelswerke, und sagte mit Hiob: Gott hat mir das Kind gegeben, Gott hat es wieder zu sich genommen, seinen Namen will ich preisen.

Und sie trug auch das in Geduld und hielt still.

Je stiller aber die arme Frau hielt, desto wilder wurde ihr Mann, und der Teufel ließ nicht ab, anzuklopfen, und das Feuer mit Scheiten aus der Hölle zu schüren.

Wenn es der Kummer nicht thut, sagte der Teufel, so muß es deine Hand thun! Ich will schon sorgen, daß es verschwiegen bleibt. Und wenn sie todt ist, so ist das reichste Mädchen Dein, und Du gewinnst tausendfach wieder, was Du eingebüßt hast.

Nun war es wieder auf einen Sonntag, und die gute Frau wollte in die Frühmesse gehen, denn sie war gottesfürchtig, und die Kirche war ihr einziger Trost. Da schüttete sie ihr Herz vor Gott aus und ihre Leiden waren doch auf eine kurze Zeit vergessen.

Frau, sagte der Bösewicht, heute will ich mit in die Kirche gehen. Geh' auf den Boden hinauf und hole mir aus der Lade mein weißes Zeug.

Nun stand da oben eine alte Lade von Eichenholz, und der Deckel war mit Eisen beschlagen; darin lag das Leinenzeug.

Bring' mir eins von den Hemden, an denen die gekräuselten Kragen sind, rief Dennekeld seiner Frau nach.

Er hatte aber diese Hemden vorher ganz unten hin in der Lade gelegt. Als nun Dortchen vor der Lade auf den Knieen lag und suchte, kam ihr Mann sachte hinter ihr her und schlug den schweren Ladendeckel zu, daß der Kopf der armen Frau vom Rumpfe getrennt wurde.

Da lag sie gleich todt und kalt und Dennekeld sang dem Teufel einen Psalm darüber.

Aber warte nur Dennekeld, aller Tage Abend ist noch nicht da, und wie die Sünde, so ist die Strafe!

Da oben ist Einer, der sitzt hoch und sieht tief, und wenn du meinst, du hättest für dich gearbeitet, so hast du doch alles für deinen Meister, den Fürsten der Hölle, gethan!

Dennekeld ließ die arme Frau liegen, wo sie lag, setzte sich ruhig in die Stube unten und schickte nach einer Stunde das Mädchen hinauf und sagte: Sieh' doch einmal nach meiner Frau, wo sie so lange bleibt. Das Kramen nimmt ja heute Morgen kein Ende.

Das Mädchen ging, und als es das Unglück sah, schrie es so laut, daß die Nachbarn kamen und sie weinten alle, denn sie waren der Frau gut von Herzen, und Dennekeld weinte auch, aus Klugheit.

Zwei Tage nachher sollte die Frau begraben werden. Der geizige Dennekeld hatte das schlechteste Leinen hergegeben, denn er dachte: es fault doch. Das Laaken war nicht mal rein.

Da sagte der geistliche Herr, der die gute Frau zur Ruhe begleiten wollte: Dennekeld, schämt Er sich nicht; solch' reicher Mann will seiner Frau ein schmuzig Laaken mit-

geben? Laß Er gleich ein reines holen. Gebe er dem Leichenbitter den Schlüssel!

Nein, nein, schrie der geizige Mann, der keinen Menschen zu seiner Lade lassen wollte, ich will selbst gehen.

Er lief auf den Boden vor die Lade.

War er so schnell gelaufen, oder machte es der Anblick der Lade, das ihm das Herz schlug und die Hand zitterte.

Dennekeld, Dennekeld! rief der Pastor, nun wo bleibt Er denn. Lasse Er uns doch nicht warten.

Geschwind riß er den schweren Deckel auf und wollte ihn einhängen; aber seine zitternde Hand steckte den Haken verkehrt, der Deckel schlug zu, und — ab war der Kopf und lag in der Lade!

So wurde er gefunden und der geistliche Herr schüttelte seinen Kopf und sagte: Reine Sache ist das nicht.

Und das Hausmädchen sagte: Ich habe in der Schule gelernt:

Wie die Sünde, so die Strafe!

Wer weiß, wie die selige Frau umgekommen ist! Ich sah, wie sie auf den Boden ging, daß Dennekeld hinterher — — —

Laßt die Todten ruhen! sagte der würdige geistliche Herr und ging dem Todtenwagen voran.

Von Stund' an aber wurde es nicht richtig in diesem Hause und jede Nacht zwischen 11 bis 12 Uhr schlägt der Deckel da oben zu, und der böse Dennekeld kommt, seinen Kopf unter dem Arme, die Treppe herunter, schleicht durchs

ganze Haus und bringt dann seinen Kopf wieder in die Lade.

Wißt, die ohne Kopf herumgehen, entweder haben sie ihren Kopf verloren, da sie eine böse That vollbringen wollten, oder sie verloren den Kopf, als sie die That vollbracht hatten.

Wäre das nicht, so möchte mancher Faden so fein gesponnen sein, daß er nicht an die Sonne käme!

## Das zweite Gesicht.

(Second-Sight.)

Second-Sight, im Gaelischen „Taisch" genannt, ist die Bezeichnung für einen Zustand, der unter den Bewohnern der schottischen Hochlande vielfach und seltener auch wohl anderswo vorkommt, und demjenigen, der in ihn versetzt ist, erlaubt, übernatürliche Dinge und Gesichte wahrzunehmen. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem Hellsehen, das in Folge des thierischen Magnetismus entsteht oder doch entstehen soll und wie dieses, so ist auch jenes oft genug der Gegenstand sehr ernsthafter, wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen, aus denen wir hier in aller Kürze einige Zusammenstellungen und Auszüge geben wollen.

Daß die Fähigkeit: Ahnungen, Erscheinungen und Vorgefühle zu haben, sich nicht nur auf die Bewohner der schottischen Hochlande beschränkt, sondern zu allen Zeiten auch anderswo beobachtet und wahrgenommen worden ist, kann durch hundertfältige Beispiele belegt werden. Aulus Gellius unter anderen berichtet, daß ein Priester zu Padua die letzte unglückliche Schlacht des Pompejus, welche in Tessalien stattfand, mit allen ihren Greueln und Verwüst-

ungen mit gesträubtem Haar und in Schweiß gebadet im Geiste hat vor sich gehen sehen, und zuletzt vor Ueberspannung ohnmächtig zusammensinkend „Caesar hat gesiegt!" gerufen habe. Die Ermordung des Domitian durch seinen freigelassenen Stephanus, die in Rom geschah, wurde von Apollonius Tyanaeus zu Ephesus in der Stunde ihrer Begehung auf offenem Markte einer großen Menge dadurch verkündet, daß der Letztere, wie von einer Eingebung ergriffen, plötzlich rief: „Wohlgethan, Stephanus, wohlgethan! Der Mörder verdient es nicht anders. Du hast recht gethan!" Von einem Wahnsinnigen in der Gascogne wird erzählt, daß er: „Der Admiral ist gefallen!" in demselben Augenblicke gerufen habe, in welchem Coligny 1572 zu Paris sterbend unter den Streichen seiner Meuchelmörder erlegen.

Neuere Beispiele findet man in Jung-Stilling's „Theorie der Geisterkunde," wo unter anderen von einer Haushälterin erzählt wird, die zur Hebung ihrer Krankheit magnetisirt ward und im Zustande des Hellsehens ihrem Herrn einstmals sagte: „Jetzt eben ist Ihr Herr Bruder in Magdeburg gestorben." Niemand wußte etwas von dessen Krankheit und zudem war Magdeburg viele Meilen weit entfernt. Nach einigen Tagen aber traf die Nachricht von diesem Todesfalle richtig ein und zwar stimmten Zeit und Stunde genau mit der Vorhersagung überein. An einer andern Stelle heißt es: Swedenborg kam mit einer Gesellschaft Reisender aus England zu Gothenburg an; hier sagte er: „er habe von den Engeln erfahren, daß es gegenwärtig in Stockholm in der und der Gasse brenne." — Es waren Stockholmer Bürger in der Gesellschaft, die darüber be-

troffen waren; bald hernach kam er zu ihnen und sagte: „sie sollten sich beruhigen, das Feuer sei gelöscht.“ Den folgenden Tag erfuhren sie, daß sich die Sache genau so verhalten habe. Diese Geschichte ist gewisse Wahrheit.

In Holland, auf der Insel Man, in Irland, Schweden, Norwegen und Deutschland hat man ähnliche Fälle beobachtet, die meisten und häufigsten aber sind allerdings in Schottland vorgekommen, wo die Erscheinung, fast könnte man sagen, eine gäng und gäbe Sache ist oder in früheren Zeiten wenigstens war. Beinahe in jedem Distrikt dieses Landes gab und giebt es zum Theil noch immer einige Individuen, die sich die Gabe des doppelten Gesichts entweder selbst beilegen oder sie beigelegt erhalten. Gewöhnlich leben diese einsam und isolirt, gemieden von ihrer Umgebung, die sie fürchtet, weil die Befähigung, Visionen zu haben, gemeinhin nicht glückbringend für denjenigen ist, der damit ausgerüstet erscheint. Sie wird unter den Schotten als eine unerklärbare, dunkle Macht der Natur angesehen, die den Menschen überkommt und welche man sich nur dadurch aneignen kann, daß man in die frischen Fußstapfen eines solchen tritt, der eben von ihr befallen ist. Legt dieser dann noch seine rechte Hand auf das Haupt des Novizen, so kann, wie es heißt, das Second-Sight für den Letzteren nicht ausbleiben. Man hat es gleichviel bei Männern und Frauen, aber meist nur, wenn sie sich in vorgerücktem Alter befanden, wahrgenommen. Wenn es kommt, kommt es plötzlich und so unerwartet, daß es diejenigen, die es heimsucht, oft in den seltsamsten Situationen überrascht. Auf Spaziergängen, bei ländlichen Verrichtungen, Nachts im Bett oder Abends vor dem Feuerheerd sieht man plötzlich einem

Menschen das Haar sich sträuben und die Augen, starr und weit aus den Höhlen getrieben, unheimlich in irgend eine Ecke oder auf einen Fleck gebannt, auf dem sie dann immer irgend etwas Schauerliches: eine blutige Leiche, ein versinkendes Boot, ein brennendes Haus und dergleichen sich leibhaft vorgeführt und gezeigt sehen. Der Tod eines Freundes oder eines Verwandten wird gewöhnlich dadurch voraus verkündet, daß der Taischer einen Sarg nach dessen Hause tragen sieht.

Dieses sogenannte Leichensehen ist häufig auch in Deutschland vorgekommen. Jung-Stilling sagt darüber: „Gewöhnlich äußert sich dieses Sehen so, daß eine damit behaftete Person gewöhnlich bei der Nacht gedrungen wird, hinauszugehen und zwar in die Nähe des Hauses, aus dem die Leiche herauskommen soll; dann sieht sie den Zug mit allem, auch den kleinsten Umständen. Daß bei dieser Sache viele Träumereien und Täuschungen mit unterlaufen, daran ist kein Zweifel, aber die Sache selbst hat ihre Richtigkeit und ist gewiß."

Jung-Stilling erzählt selbst mehrere Fälle, die unter den Augen von Predigern passirt sein sollen, die dagegen eiferten und zuletzt die Richtigkeit der Sache doch hätten einräumen müssen.

In den schottischen Hochlanden war der Glaube an das doppelte Gesicht ehedem so verbreitet und sein Vorkommen so allgemein, daß, wenn eine Familie irgend einen ihrer Angehörigen vermißte, ein Fischer nicht von den See'n, ein Jäger nicht von den Bergen heimkam, man allmorgendlich in der ganzen Gegend Boten herumschickte, um in den verschiedenen Hütten und Gehöften anfragen zu lassen: ob

nicht ein Second-Sight stattgefunden, das über das Schicksal des Ausbleibenden Kunde gebe. Ein Doktor Ferriar, der in seinem Werk „Apparitions" dieses Zuges im Leben der schottischen Hochlande Erwähnung thut, berichtet, daß in Folge desselben Täuschungen und Irrthümer denn freilich nicht selten gewesen. So erzählt er z. B., daß, als das Haupt einer Familie einmal bei Gelegenheit einer Reise ein paar Tage länger ausgeblieben sei, als man erwartet, die Zurückgebliebenen in Angst gleichfalls alle Morgen den jüngsten Sohn aussendeten, um zu hören, ob Jemand eine Auskunft gebende Erscheinung gehabt habe. Am dritten betheuerte eine alte Frau, daß sie ein Boot und in diesem Master Barow, eben jenen Vermißten, habe in die Wellen sinken sehen. In Folge dessen legte die Familie auch sogleich Trauer an, fest überzeugt, daß der Abwesende sein Grab in den Wellen gefunden und nie wieder zum Vorschein kommen würde. Am zweiten Abend langte er jedoch wohlbehalten bei den Seinen an, um durch sein Erscheinen die Unfehlbarkeit jener Prognostication auf die überzeugendste Weise von der Welt Lügen zu strafen.

Wenn dergleichen Dementi's hier und da vorgekommen sind und auch wohl noch vorkommen, so sind diesen doch reichlich Beispiele entgegengesetzter Art gegenüber zu halten. So weiß man z. E., durch genaue historische Belege constatirt, daß die Hinrichtung der Maria Stuart mehrfach von Sehern der Hochlande zu Anfang des Winters, in dessen Verlauf sie stattfand, mit allen möglichen Einzelheiten voraus verkündet wurde. Auch die Ermordung des Herzogs von Buckingham mitten auf dem Gipfelpunkt seines Glanzes, ward lange bevor sie stattfand, prophezeihet. Als

einmal von seinem Glücke die Rede war, rief plötzlich ein alter Schotte: „Ah bah! Das Alles ist nichts. Ich habe ihn mit einem Dolche in der Brust am Strande des Meeres liegen sehen." Mackenzie von Tarbet, der spätere Earl von Cromarty, ein tüchtiger schottischer Staatsmann unter Carl dem Zweiten und ein Mann von großen historischen und wissenschaftlichen Kenntnissen, schrieb für den berühmten Boyle zu gelegentlicher Benutzung eine nicht uninteressante Abhandlung über die seltsame Eigenschaft seiner Landsleute. In dieser findet sich auch folgende Thatsache mitgetheilt.

Eines Tages, als er selbst, Mackenzie nämlich, auf dem Felde zwischen seinen Ackerleuten, die Gerste einzubringen beschäftigt waren, umherritt, kam ein Fremder zu Fuß plötzlich unter sie getreten, ihnen in exaltirtem Zustande bedeutend, daß sie sich mit der Ernte keine Mühe geben möchten, da er die Pferde der Engländer bereits sie zerstampfen und verzehren sehe. Mackenzie fragte ihn: „woraus er denn erkennen oder den Schluß zu ziehen vermöge, daß die Pferde, die er sähe, gerade englische seien." Hierauf entgegnete er, „daß er Pferde sähe, die nicht schottischer Abkunft wären, und da er wisse, daß eine englische Armee (unter Cromwell 1650) in das Land gekommen, so zöge er den ganz natürlichen Schluß, daß sie dieser zugehören müßten." Das wirklich stattgefundene Ereigniß hat bewiesen, daß der Mann recht gesehen. — Wenige Jahre nach diesem Vorfalle, lange bevor Argyle seine Unglücksreise zu König Karl antrat, um ihm zur Wiedereinsetzung seinen Glückwunsch abzustatten, spielte er mit einigen schottischen Edelleuten Kegel, bei welchem Spiel einer derselben plötzlich auf den eben kugelschiebenden Argyle hinstarrend,

ausrief: „Mein Gott, was seh' ich? Der Lord ist ohne Kopf und seine Schultern über und über von Blut besudelt.“ *)

Der schon von uns genannte Doktor Ferriar erzählt zwei andere Anekdoten, die wir hier gleichfalls mittheilen wollen, weil sie als charakteristisch gelten dürfen. Ein junger Militär, Freund und Verwandter des Doktors, ward ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Schlosse eines schottischen Edelmannes einquartiret, der, was in dieser Klasse selten ist, ebenfalls jene geheimnißvolle Gabe des Second-Sight haben sollte. Eines Tages, während der junge Leutnant eben damit beschäftigt war, den Damen des Hauses ein Theaterstück vorzulesen, blieb der Herr des Schlosses, der während des Lesens im Zimmer auf- und niederging, ganz plötzlich und unerwartet mit allen Zeichen, wie sie Taischer zu zeigen pflegen, stehen. Nachdem er einen Augenblick starr und mit kreideweißem Gesicht vor sich hingestiert, zog er die Klingel und befahl dem sofort eintretenden Diener im Augenblick ein Pferd zu satteln, in die Nachbarschaft nach Schloß Barra zu reiten und dort nach dem Befinden der Lady zu fragen; im Fall der Bescheid erfreulich laute, aber unverzüglich weiter nach Tyrel zu sprengen und dort die gleiche Nachfrage zu halten. Der

*) Archibald Earl von Argyle war das Haupt der schottischen Presbyterianer und Cromwells Freund. Er zog 1645 mit einem Heere gegen die Royalisten und ward von Montrose bei Innerslohy geschlagen. Nach der Restauration wurde er von Karl II. amnestirt, jedoch 1661, nachdem er mehrfach an Empörungen betheiligt gewesen, unter dem Vorwande verdächtig zu sein, daß er Karls I. Tod befördert, verurtheilt und enthauptet.

Vorleser schloß, als er erfuhr, daß sein Wirth ein Second-Sight gehabt, unmittelbar sein Buch mit der Erklärung, daß er nicht weiter lesen wolle, bis ihm mitgetheilt, was der Gegenstand der Erscheinung gewesen. Nach einigem Zögern erzählte der Edelmann, daß es ihm plötzlich, während seines Auf- und Abgehens im Zimmer vorgekommen sei, als wenn sich leise die Thür geöffnet und eine kleine Frau ohne Kopf in das Zimmer getreten wäre. Da diese Vision nur den Tod einer nahen Bekannten anzeigen könne, so habe er den Diener zu zwei Damen geschickt, mit denen die Frau ohne Kopf einige Aehnlichkeit gehabt. Wenige Stunden nach dieser Auskunft kehrte der Diener mit der Nachricht zurück, daß eine der Damen, nach deren Befinden er zu fragen gehabt, an einem Schlaganfalle und zwar in dem Moment verschieden sei, in welchem die Erscheinung stattgefunden. Ein anderes Mal, da derselbe Edelmann während einer stürmischen Novembernacht durch ein Unwohlsein an das Bett gefesselt blieb, las der junge Offizier ihm zur Unterhaltung aus einem Buche vor. Da ein Fischerboot mit drei Leuten aus dem Schlosse von dem See, auf den sie ausgesandt, nicht heimgekehrt, so äußerte der Herr des Hauses zu mehreren Malen große Besorgniß wegen ihres Ausbleibens und plötzlich sich geisterhaft von seinem Lager in die Höhe richtend, rief er aus: „Mein Boot ist verloren!" Auf die Frage des Militärs, was ihn zu dieser Annahme bewege, sagte er traurig, noch ganz in seine Vision vertieft: „Ich sehe zwei meiner Leute, die den Dritten todt und ganz naß, mit blau unterlaufenem Gesicht und feucht über die Stirn hängendem Haar so eben zur Seite Eures Stuhles niederlegen."

Man kann sich denken, daß der Stuhl mit Entsetzen zurückgeschoben wurde. Im Laufe der Nacht kamen übrigens wirklich zwei Bootsleute mit der Leiche des Dritten in dem beschriebenen Zustande in das Schloß zurück.

Stewart giebt in seinen Skizzen von dem Hochland und seiner Bewohner (Sketches of the Highlanders and Highland) Bericht von einem andern Second-Sight, das in seiner eigenen Familie vorkam und nicht minder seltsam ist.

Spät an einem Herbstabend des Jahres 1773, erzählt er, kam der Sohn eines Gentleman aus der Nachbarschaft in das Haus meines Vaters, der selbst mit sammt meiner Mutter sich nicht daheim befand, aber von mehreren Freunden und uns Kindern jeden Augenblick mit derselben zurückerwartet wurde. Der junge Gentleman sprach wenig und schien in tiefes Nachdenken versunken. Gleich, nachdem er gekommen, hatte er nach einem kleinen Knaben von drei Jahren aus unserer Familie gefragt. In die Kinderstube geführt, fand er die Amme damit beschäftigt, ein Paar neue Schuhe zu probiren, von denen sie klagte, daß sie keine Gelegenheit habe dieselben zu tragen. Ihr werdet sie tragen, noch bevor Ihr's glaubt, sagte der junge Mann. Diese Worte, durch deren räthselhaften Sinn die Amme mürrisch und zu der Vermuthung gebracht wurde, daß er meine, es werde dem Kinde etwas zustoßen, veranlaßten sie zu herben Reden und Scheltworten. Als der junge Mann daher zu der Gesellschaft zurückkehrte, die er im Empfangszimmer verlassen und welche seine Bemerkung über die Schuhe der Amme durch die halb offen gebliebene Thür vernommen hatte, zogen ihn einige damit auf, daß sie ihm spottend zuriefen, die Amme werde glauben, daß er ein Second-Sight gehabt.

Kaum war diese Neckerei gesagt, als der junge Mann über und über erbleichte und erzählte, daß, als er an das eine Ende einer hölzernen Brücke, die nicht weit von unserem Hause über einen Fluß führte, gelangt, er eine Menge Menschen an dem andern Ende versammelt gesehen hätte. Als er näher gekommen, habe er gesehen, wie ein schwarzer Mann einen kleinen Sarg getragen, hinter welchem sein eigener und mein Vater und endlich unsere Amme in auffallend neuen Schuhen hergegangen seien, die Richtung zum Kirchhofe nehmend.

Diese Erzählung, die alle Anwesenden erschreckte, ward in ihrem grausigen Eindruck in der Erinnerung Aller, die sie gehört, noch dadurch erhöht, daß der kleine Knabe in der folgenden Nacht wirklich plötzlich starb und das Begräbniß sich ganz so ereignete, wie der junge Mann es im Geiste vorausgesehen.

Ein Advocat Wodrow berichtet in seinen Memoiren, daß eine katholische Dame, die im siebzehnten Jahrhundert zu Boroughbridge in Yorkshire wohnte, eines Nachts träumte, daß sie einen Wagen und in demselben eine Dame, in dem Flusse, der in der Nähe ihrer Wohnung dahinströmte, versinken sähe. Sie ließ in Folge dieses Traumes eine Wache bei einer Fuhrt, die häufig Wagen zu passiren pflegten, ausstellen. Während zweier Nächte ereignete sich nichts. In der dritten wollte die Lady von Campbell of Shawfield den Fluß in ihrer Kutsche passiren und wäre, da die Passage an der unrechten Stelle versucht wurde und der angeschwollene Strom die Chaise umwarf und nebst den Pferden in seine Wirbel fortriß, unfehlbar verloren gewesen, wenn der durch den Nothruf herbeigelockte

Strandwächter sie nicht ans Ufer gezogen und gerettet hätte.

Derselbe Wodrow berichtet, daß ein Prediger, der zu Irvine in Ayrshire eine Predigt hielt, in ihrem Laufe, von göttlicher Eingebung getrieben, seinen Hörern mittheilte, daß Londonderry in diesem Augenblicke frei sei, eine Behauptung, die sich später als vollkommen wahr auswies.

Peden, der wohlbekannte Seher unter den verfolgten Nonconformisten, sah, weit von Bothwell entfernt, den Untergang aller Hoffnungen seiner Glaubensgenossen an diesem Orte in seinem Geiste vor sich gehen. Eine Tochter des Lord Kinnaird zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, welche ebenfalls das doppelte Gesicht hatte, sah eines Tages während des Hochamtes in der Kirche zu Edinburgh den Nacken einer Freundin, als sie zu ihr in den Kirchenstuhl trat, von einem Leichenlaken umwunden. Aus Schreck darüber stürzte die junge Lady aus dem Gotteshause ins Freie. Die Freundin aber fand in der That noch im Laufe desselben Tages unerwartet ihren Tod. Um dieselbe Zeit ungefähr sah ein Hochländer, der mit dem Probst von Glasgow im Schiff derselben Edingburgher Kirche stand, einen Gentleman als Leiche zerquetscht und mit Wunden am Kopfe an sich vorüberschreiten, der eine Stunde darnach von einem Wagen übergefahren, ein klägliches Ende fand.

Als Doktor Johnson 1773 die Hebriden besuchte, fand er den Glauben an das Second-Sight besonders unter der Geistlichkeit verbreitet, und in seinen Schriften scheint er selbst nicht abgeneigt, ihn zu theilen. Jetzt ist derselbe freilich bei den Gelehrten sowohl, als bei dem Volk gesunken und in nicht allzu langer Zeit lebt er vielleicht nur noch als

Mährchen in alten Ueberlieferungen fort. Es ist viel zu seiner Erklärung geschrieben worden, aber überall ist man stets nur zu zwei Schlüssen gekommen, nämlich zu dem Schlusse, daß das Second-Sight entweder nur das Erzeugniß einer lebhaften Einbildung sein oder zu dem andern, daß es auf einer optischen Täuschung beruhen könne. Zu glauben, sagt ein schottischer Mann der Wissenschaft, daß die Gottheit Wunder wirke, um eine Hochzeit, einen Fremden oder einen Todesfall anzuzeigen, würde mehr Beweiskraft erfordern, als alle diese Geschichten zu bieten vermögen. Aber meine Landsleute des wissentlichen Betrugs und der absichtlichen Täuschung zeihen, dürfte andererseits auch nicht erlaubt und darum die Enträthselung des ganzen Phänomens in gewissen, ganz natürlichen Ursachen zu finden sein. Menschen, die wie die Schotten, einsam leben und in dieser Einsamkeit über melancholischen Ideen brütend, ihre Phantasie erregen und durch lebhafte Vorstellungen erhitzen, können am Ende wohl dazu kommen: gewisse Einbildungen leibhaftig vor sich hintreten zu sehen und, da sie ihr einförmiges Leben und alle Vorfälle und Gefahren desselben kennen, eine Art von Weissagungstalent in Bezug darauf an den Tag zu legen.

# Die Morgue in Paris.

## Nach einer französischen Skizze.

Die Morgue! Wer fühlte nicht Schrecken und Schauder bei Nennung dieses Gebäudes sich überrieseln? Ist dieses Gebäude doch der trübselige Ort in Paris, an den man alle unbekannten Leichen bringt, alle Leichen, welche die Seine ans Ufer spült oder die man durch einen Zufall oder ein Verbrechen blutig und entseelt auf dem Straßenpflaster hingestreckt in irgend einem Winkel gefunden hat, alle Leichen, die von keinem Verwandten, keinem befreundeten Wesen in Anspruch genommen, hier den neugierigen Blicken des Publikums ausgestellt bleiben, bis sie ohne Thränen und jede Beileidsbezeugung der Erde übergeben werden.

Dieser Schauplatz des Grausens, auf dem sich der Tod in allen Gestalten und Modificationen, gewissermaßen mit dem ganzen Luxus seiner Entsetzlichkeit der gaffenden Menge vor die Seele stellt, einen Moment näher ins Auge zu fassen, ist unsern Lesern vielleicht nicht uninteressant.

Wenn sie sich im Geiste unserem Gange anschließen wollen, so führen wir sie an das Ufer des Flusses, der Paris durchströmt. Wer folgt nicht gern einem fließenden Strome?

Der Strom hat seine Geschichte, und wer ein Ohr dafür hat, kann sie von den murmelnden, plätschernden Wellen sich erzählen lassen. Er entsteht vielleicht aus einem Quellchen, einem Wassertropfen, der bescheiden von einem Felsen fällt und unten unter grünem Moos und Feldblumen wie verloren dahinhüpft. Bald jedoch kommen ihm andere kleine, lustige Bäche zu Hülfe, die sich vergnügt über blanke Kiesel und silbernen Sand hinfort bewegen. Sie sind noch kleinlaut und lispeln nur leise wie mit Kinderstimmen, bald süß, bald klagend trauliche Idyllen, die nur eine weit übergebeugte Trauerweide träumerisch in sich aufnimmt. Bald aber wird das Flußbett breiter und die Wasser werden ernster. Schon fluthen sie durch Städtchen und Städte und hier werden sie schon durch Graniteinfassung und Quais beengt.

Adieu nun blühende, lachende Ufer! Der Strom wird hier von Brücken überthürmt und tritt, wenn man will, in das politische Leben.

Blut mischt sich in seine Wogen und Leichen werden von ihnen dahingespült. Mit Hast und Eile, wie von Schrecken gejagt, entflieht er den Mauern, sich majestätisch in weite Ebenen ergießend, wo er wieder ruhig und nachdenklich fließt, sich durch Felsen hindurchdrängend, von denen er manches Andenken mit sich ins Meer, d. h. in die Unendlichkeit hineinbringt.

Mit solchen mehr oder weniger poetischen Betrachtungen kommen wir an die Insel Saint Louis, die wir überschreiten, um dann die ehrwürdige Notre-Dame de Paris und die melancholische Façade des Hôtel Dieu — das Gebet und das Leiden — zwei Schwestern — hinter uns lassend, uns

einem kleinen Gebäude zu nähern, das am Marché=Neuf liegend, die Seine berührt.

Dieses kleine Gebäude ist die Morgue.

Wie sie jetzt am nordöstlichen Ende der Sanct Michel=Brücke steht, ist sie 1804 erbaut. Vordem wurden die unbekannten Leichen im Gefängniß des Grand=Châtelet ausgestellt.

Das kleine Haus befindet sich hart an der Seine. Man tritt in dasselbe ein durch einen Thorweg, der auf einen großen Vorflur führt. An der linken Seite derselben befindet sich der Ausstellungssaal, der durch Scheiben und Gitter abgegrenzt ist.

Es kann nicht leicht etwas Düstereres geben, als diesen kleinen Saal, in dem sich schwarze Marmortische befinden, die nach der Wand zu schräg in die Höhe gehen und dort eine Erhöhung haben, die, gleichfalls von diesem Marmor und eine Art steinernes Kopfkissen bildend, das Haupt der Leichen so gelegt zeigt, daß man es vom Gitter aus wahrnehmen und möglicher Weise erkennen kann; darüber in der Mauer eingeschlagen, befinden sich große Nägel, an denen die Kleider der Todten aufgehangen werden. Oft, wenn der ausgelegte Leichnam durch den Selbstmord oder die zufällige oder absichtliche Tödtung entstellt oder durch die Wirkungen des Wassers bereits so unkenntlich geworden, daß dem Auge keine Unterscheidung mehr möglich, kann man ihn nur noch an den Kleidern erkennen und die Identität daran nachweisen. Auf der andern Seite des Vorflurs ist das Büreau des Schließers, der unter der Oberaufsicht eines Arztes dieses traurige Etablissement leitet und bewacht. Der Saal für die Secirung der Leichen ist neben diesem Büreau und zwei

steinerne Tische mit einer Reinigungsmaschine und einigen Flaschen Chlor sind darin das ganze Ameublement.

Außerdem giebt es noch eine eigene Kammer für die Kleider der Ertrunkenen, Ermordeten oder Erstickten, die der Todtengräber fortnimmt, ohne daß sie reclamirt worden sind. Wir kennen nichts Traurigeres, als einen Besuch dieser Kleiderkammer des Todes, in der sich in abschreckendem Durcheinander der Putz mit den Lumpen, die Blouse mit dem Tuchfrack, die Seidenrobe einer Schauspielerin mit dem Kattun einer Obstverkäuferin vermischen.

Unter dem Dache hat man eine Art Verschlag angebracht, in welchem der Aufwärter der Todten wohnt, der Tag und Nacht das Gebäude nicht verlassen darf: weil dessen Thor den schaurigen Gästen immer offen stehen muß.

Wenn die Todten weder reclamirt, noch erkannt werden, so bleiben sie drei Tage ausgestellt, nach welcher Zeit sie nach einer Ordre des Polizei-Präfecten in Packleinen gerollt, in einen Kasten gelegt und dann in die allgemeine Leichengrube geworfen werden.

Wie viele von den traurigen Opfern, welche ihre ersten Stunden des ewigen Schlummers hier auf den kalten Steinplatten der Morgue verschlafen, hätten vergessen, aber friedlich, glücklich vielleicht im Schooße ihrer Provinz leben können, während sie in Paris dem Laster, der Versuchung und der Verzweiflung erliegend, hier der Menge ein ekelhaftes Schauspiel geben.

Man muß nämlich um Alles nicht glauben, daß die Morgue für die Pariser Bevölkerung ein Ort für traurige Betrachtungen über die Welt und das menschliche Leben ist. Die Morgue ist für den Pariser Pöbel ein Gegenstand der

Neugier, das Café der Todten, wo er erscheint, um die Neuigkeiten des Tages zu suchen, die Ermordeten zu mustern und die Erhängten und Ertränkten zu zählen.

Der Vorflur ist immer gefüllt von Menschen, die da gaffen, schwatzen und lachen und vor denen der Tod seine Schrecken und seine Majestät verloren hat.

Nur dann und wann sieht man einen Fremden oder einen Sonderling, der ernst und trüb auf die Scene des Schreckens blickt, die sich seinem erstarrenden Auge eröffnet.

# Der Shawl der Todten.

Lord Richard Mulgrave hatte jung und nicht nur zur vollen Zufriedenheit seiner Familie, sondern auch, wie allgemein bekannt, außerordentlich glücklich geheirathet. Lady Helen Cliverton, eine der reichsten Erbinnen Yorkshire's, war eine Dame von eben so viel äußerem Reiz der Erscheinung, als glänzenden Geistesgaben. Eine sorgfältige Erziehung, häufige Reisen auf dem Continent und der Drang des Herzens, sich alles Edle und Schöne, das die echte und wahrhafte Bildung dem Gemüthe des Menschen zuzuführen im Stande ist, anzueignen, hatten zusammengewirkt, aus der Dame das Muster der aristokratischen Zirkel sowohl, als der stillen Häuslichkeit auf dem Lande zu machen.

Wie es bei dem englischen Adel gewöhnlich, so brachte auch Lord Richard Mulgrave den größern Theil des Jahres auf seinen Besitzungen in Davonshire zu, nur dann und wann, zur Zeit der sogenannten Season nach London kommend, wo er alsdann das, seiner Familie zugehörende Belgrave-House im Trafalgar Sqaure bewohnte.

Nachdem seine Ehe mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen gesegnet worden und seine Gattin durch

einen längeren Aufenthalt in Italien sich von den rasch auf einander folgenden Wochenbetten bestens erholt und gestärkt, kam das junge und im glücklichsten Einvernehmen lebende Ehepaar nach längerer Zeit im Mai 1855 zum ersten Mal wieder nach London, um daselbst die Zeit der Fashion mit durch zu machen.

Die angesehenen Familienverbindungen beider Gatten, ihre eigenen vornehmen Beziehungen, ihr Rang, ihr Vermögen, die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, der Glanz ihres Geistes machten sie sehr bald zu den gesuchtesten und hervorragendsten Erscheinungen der Gesellschaft, besonders nachdem sie die Ehre gehabt, der Königin Victoria vorgestellt und von dieser mit Auszeichnung empfangen zu werden. Von diesem Augenblicke an galten sie allgemein, wie der Modeausdruck sagt, als die eigentlichen Löwen der Season und es ward fast kein Fest, kein Ball, kein Diner oder Soupé begangen, ohne das Lord Mulgrave und seine Lady dabei die Hauptpersonen gewesen. Ihre angenehmen, auf den ersten Blick einnehmenden Persönlichkeiten, die rührende Liebe, die sie für einander hegten, ihr Geist, ihre Bildung, der Reiz und Zauber, der all ihr Thun und Lassen überhauchte, gewannen ihnen die Herzen aller Menschen und hoben sie hoch über die Köpfe der gewöhnlichen Alltagsnaturen hinaus. Wenn man das Paar, Arm in Arm, durch die strahlenden Prunkgemächer und Säle, nach allen Seiten hin freundlich und lächelnd grüßend, dahinschreiten sah, so rauschte nicht selten ein leise gemurmeltes und bewunderndes Ah! ihnen nach, nur zu oft bald hier, bald da von dem Ausrufe begleitet: Die beiden Glücklichen!

Wer aber in der Welt hat es nicht schon an sich erfah-

ren, daß das Glück gewissermaßen wie ein Nachtwandelnder ist, der auf der höchsten First des Hauses schwindelnd einhergeht und, unvorsichtig angerufen, jählings in die Tiefe stürzt!

Auch Lord und Lady Mulgrave sollten das erfahren.

In derselben Season, in der die beiden Glücklichen den Parquetboden der englischen Zirkel wieder betreten hatten, glänzte an einer der ersten Bühnen Londons Miß Ellen Borough, eine junge Schauspielerin, von großem Talente und höchst eigenthümlichem Wesen.

Man konnte nicht sagen, daß diese Künstlerin schön sei. Ihre Gestalt war ziemlich klein und schmächtig, und was ihr Gesicht betraf, so war dasselbe in hohem Grade unregelmäßig. Ihre Stirn erschien ziemlich niedrig, und Nase und Kinn, obwohl beide von antikem Schnitt, paßten im Allgemeinen doch nur wenig zu einem geradezu unschönen Munde und ziemlich vernachlässigten Zähnen. Augenbrauen, — dieses, wenn in schönen Linien gezogene, wunderbar wirksame Attribut der Schönheit, — besaß sie fast gar nicht, dagegen äußerst lebhafte und selbst herausfordernde Augen, schönes blondes Haar und Wangen von der anmuthigsten und reizendsten Form.

Wenn man sie sah und hörte, so mußte man sich unwillkührlich von ihr angezogen und gefesselt fühlen, ohne sich Rechenschaft geben zu können, durch welche natürlichen Mittel und Gaben eigentlich der günstige Eindruck hervorgebracht und erhalten wurde, den sie auf das Publikum, wie auf ihre nächste Umgebung gleichzeitig anszuüben im Stande war. Weder ihre Erscheinung, noch ihr Wesen und Charakter vermochten als Werkzeuge dieser Anziehungskraft genommen zu

werden. Miß Ellen Borough war weder von feiner Erziehung und Bildung, noch in irgend einer Art distinguirt; nicht einmal in ihrer Darstellungsweise. Die Tragödie konnte keineswegs als das eigentliche Feld ihrer Begabung gelten und wenn sie auch als Ophelia und Desdemona immerhin noch Erfolge errang, so waren es doch namentlich nur die heiteren Lustspielgestalten, in denen sie bezaubernd zu sein vermochte und ihre größesten Erfolge erzielte.

Ihre kleine drollige Persönlichkeit, ihr übersprudelnder Humor, die Keckheit ihres Naturells und vor Allem ihre herausfordernde Koketterie, mit der sie die oft außerordentlich trivialen Figuren des englischen Lustspiels zu verkörpern und in lebenstrotzendster Fülle vor den Augen des Publikums zu verlebendigen wußte, machten es, daß sie zum allgemeinen Liebling der Londoner Zuschauer geworden war. Die Mehrzahl der Stücke von Douglas Jerrold, Tom Taylor und Charles Reade, sowie von Sheridan Knobles erhielten durch sie bestrickenden Reiz und unverwüstliche Anziehungskraft. Dennoch wäre sie vielleicht nie zu hervorragender Bedeutung, zu Ruf und künstlerischem Ansehen gekommen, wenn nicht ein ganz zufälliger Umstand die allgemeine Aufmerksamkeit gerade bei dem Beginn der Season, in der unsere Geschichte anfängt, auf sie gezogen.

Miß Ellen Borough, die Tochter armer Komödianten, hatte einen Theil ihrer Kindheit bei einer Tante, der Wittwe eines Matrosen, an der Seeküste zugebracht und dort, wild und ungebändigt, wie ein Junge umhertobend, unter andern seltsamen Künsten auch die des Schwimmens erlernt. Eines Tages von der Probe kommend und von der Richmondterrasse her die oft ausgebesserte und doch immer baufällige West-

minsterbrücke passirend, wo sie einen Besuch abstatten wollte, gewahrte sie ein kleines Mädchen, das aus Unvorsichtigkeit in den Fluß hineingefallen, ein Spiel der Wellen dahintrieb, ohne daß aus der gaffenden Menge am Ufer ein Retter sich dem unglücklichen Wesen nachgewagt hätte. Dreist und waghalsig, wie Miß Ellen Borough es war und gutmüthig zugleich, warf sie ohne viel Bedenken Hut und Mantille von sich, um das Kind dem sicheren Wassertode zu entreißen. Es gelang ihr auch in der That, das arme Geschöpf schwimmend zu erreichen und an sich zu reißen, und da inzwischen ein Schifferboot zu ihrem Beistande herzugeeilt war, so bedurfte es keiner großen Anstrengungen weiter, das Werk der Rettung vollständig zu machen.

Daß das gaffende Volk die kühne Schwimmerin mit Jubel am Strande begrüßte, versteht sich von selbst und da sich darunter zufällig auch das Weib eines Arbeiters von dem Theater befand, an welchem Miß Ellen Borough engagirt war, so blieb ihr Name kein Geheimniß, sondern wurde von der Fama rasch weiter und in kürzester Zeit auch auf die Redactionen der gelesensten Blätter getragen, wo er sogleich in vielen kleinen pikanten Artikelchen verherrlicht wurde und zwar um so mehr und eifriger, als gerade in jenem Augenblicke empfindlicher Mangel an interessanten Local-Neuigkeiten vorhanden war und die Penny-a-liner der Londoner Journalistik mit einer Art von Angst an ihren Federn kauten.

Eine junge Dame, eine talentvolle Schauspielerin in der Themse schwimmend, ein dem Tode nahes Mädchen aus den Fluthen zu retten — welch ein Gegenstand das für die lungernde Phantasie jener armen Brosamenschlucker der

Tagespresse! In Wahrheit, es konnte diesen Leuten nichts gelegener kommen, als gerade ein solcher Vorfall, der sich auf eine treffliche Weise ausbeuten und im äußersten Grade lukrativ für sie machen ließ. Was gab es da nicht zu erzählen, zu berichten! Zunächst mußte doch die Vergangenheit der Künstlerin erörtert und mitgetheilt werden: woher sie stamme, wo sie geboren, erzogen und wie sie zum Theater gekommen. Die abenteuerlichsten Dinge wurden über sie laut. Bald war sie die Tochter eines Peers und einer Kunstreiterin, bald armer, kleiner Handwerker oder auch wohl gar die Abkömmlingin von Zigeunern. Daß sie mit vielen harten Schicksalen gekämpft, mehrfach dem Tode nahe gewesen und nur durch ganz seltsame und eigenthümliche Wunder gerettet worden — solche Dinge konnten und durften natürlich nicht fehlen. Ueber ihr Wesen, ihren Charakter, ihr Talent wurde natürlich auch geschrieben und so kam es, daß Miß Ellen Borough, die bis dahin eine gern gesehene und oft applaudirte Schauspielerin war, jetzt auf einmal zum ersten Stern, zum leuchtenden Phänomen am Theaterhimmel wurde. Ihr Name, der mit ihrer Heldenthat und den seltsamsten Schilderungen ihrer Person und Lebensschicksale durch die Spalten aller Zeitungen lief, wurde ein Name, der im Munde aller Leute lebte und zu dem berühmtesten der Season in dem Grade, daß alle Schichten der Gesellschaft, der höchsten, wie der niedrigsten, sich zu ihren Vorstellungen drängten und selbst die Königin mit ihrem Hofe nicht versäumte, ein Stück zu besuchen, in welchem Miß Ellen Borough die Hauptrolle spielte.

Die junge Schauspielerin, die sich so über Nacht zu Ruhm und Bedeutung gelangen sah, war damit natürlich

sehr zufrieden und wurde in ihrem Wesen wie in ihrem Spiel in Folge dessen nur noch selbstbewußter, kecker und herausfordernder. Leichten Sinnes, frivol und gefallsüchtig, wie sie von Haus aus war, ließ sie sich nun vollends die Zügel schießen, indem sie jetzt gänzlich das emancipirte Weib, die freie, losgebundene Künstlerin, d. h. die Dame wurde, die aller einengenden Rücksichten des weiblichen Lebens spottet und darüber sich weit hinaus erhebend, mehr und mehr auf die Wege kam, welche jene unseligen Geschöpfe der sogenannten Demi-Monde zu wandeln pflegen.

Belagert, umschwärmt, auf Händen getragen von jenen albernen Enthusiasten, welche sich überall um die Bühnen zu schaaren pflegen, ward sie sehr bald nicht viel mehr als eine von jenen Heldinnen, denen die Camellia als Symbol und Ordenszeichen in die Hand, an die Brust oder ins Haar gegeben worden ist. Sie empfing zu ganzen Dutzenden die Herren in ihren Zimmern; sie rauchte, ritt, nahm Geschenke und alle sonstigen Huldigungen an, ohne sich freilich irgendwie näher für den einen oder andern ihrer Ritter zu interessiren. Eine erste, brennende Jugendliebe lag hinter ihr. Die böse Welt sprach von einem Kinde, das von armen Leuten in der Stille erzogen würde und das zu ihr in nächster Beziehung stünde. Niemand wußte indeß Näheres darüber und sie selbst ließ sich nie auf Bekenntnisse ein. War ihr Herz doch ein Buch mit sieben Siegeln, von dem sie selbst vielleicht des Glaubens sein mochte, daß sie nie mehr in die Lage kommen würde, dasselbe zu öffnen.

So standen die Dinge, als eines Abends auch Lord und Lady Mulgrave das Theater besuchten, in dem Miß Ellen — wie sie jetzt kurzweg und allgemein geheißen wurde —

spielte. Beide hatten so viel von der Schauspielerin gehört und gelesen, daß sie doch auch neugierig auf sie geworden und sie sehen wollten. Es war zufällig keine sehr glänzende Leistung ihrerseits und namentlich Lord Richard erklärte sich in hohem Grade enttäuscht. Er fand das Stück, in dem Miß Borough sich präsentirte, trivial und abgeschmackt und ihre Darstellung selbst von einer ganz gewöhnlichen, nur sehr raffinirten und koketten Art. „Ich begreife nicht," sagte er, „wie die Welt so viel Rühmens von einer Begabung machen kann, die durchaus nichts Hervorragendes hat, sondern nur eine überaus glänzend aufgeputzte Alltäglichkeit ist, die an allen Ecken und Enden ihre ganz gemeine Herkunft wahrnehmen läßt. Miß Borough spielt ohne alle Tiefe des Gefühls, ohne allen feinen Humor, ja nicht einmal mit ächtem und wirklichen Esprit. Sie scheint mir eine ausgelernte Komödiantin: das ist Alles."

Lady Helen, wenn sie auch ebenfalls schon nicht gerade begeistert war, urtheilte doch bei weitem milder. „Es lebt und webt doch ein Zug von Größe in ihrem Spiel", entgegnete sie. „Die Art, wie sie sich ihrer Rolle entledigte wie sie den Charakter herausarbeitete und zur Wirkung brachte, zeigt vom entschiedensten Talent. Vielleicht ist es roh und ungeglättet, vielleicht aber läßt auch die ganze Fassung des Stückes eine mehr saubere Gestaltung nicht zu. Wir sind der Schauspielerin jedenfalls schuldig: sie noch in einer anderen, in einer feiner gearteten Aufgabe zu sehen."

„Das Themse-Abenteuer der Dame hat Dich zu ihren Gunsten bestochen," erwiderte der Gatte. „Und wer weiß, wie es auch damit beschaffen? Vielleicht ist das Ganze nur ein gewöhnlicher Theatercoup oder ein Zeitungspuff, den

der Director dieses Theaters oder einige gute Freunde der Schauspielerin für die Tagespresse in Scene setzten, um damit für diese oder jenes Reclame zu machen."

„Du urtheilst sehr streng," meinte Lady Helen, indem sie hinzufügte: „und meiner Meinung nach nicht ganz gerecht. Wenn mir Miß Borough auch nicht gerade Bewunderung für ihre Kunst eingeflößt, so begreife ich doch ganz wohl, wie sie auf die Menge durch ihr Spiel einen entschiedenen Reiz auszuüben im Stande. Unbegreiflich dagegen ist mir, wie man sich in sie verlieben kann, was doch, wie verlautet, sehr viel und nicht immer von ganz unbedeutenden Männern geschehen soll. Ihre Züge sind mehr unschön, als schön, ihre Stimme heiser und von gebrochenem Ton, ihr Benehmen unweiblich, herausfordernd und jeder Grazie entbehrend."

„Blasirte Männer, abgestumpfte Geister, Modenarren giebt es genug," warf Lord Richard hin, „und unter diesen wird sie wahrscheinlich die Garde ihrer Verehrer wählen."

Unter diesem Zwiegespräch verließen Lord und Lady Mulgrave das Haus, unten in den harrenden Wagen steigend, der sie noch vor ein Hôtel des Westends fahren sollte, wo es große Gesellschaft gab und die Gatten wenigstens vorgesprochen haben wollten.

Von den Wirthen des Hauses nach dem Grunde gefragt, der ihre Ankunft so spät verzögert, konnte es natürlich nicht fehlen, daß die Rede wiederum auf Miß Ellen Borough kam. Lady Mulgrave klagte ihren Gatten allzustrenger Härte an, schloß aber damit, daß sie sagte: „Doch kann ich immerhin bei feiner gearteten Männern hier eine Art von Abneigung verstehen. Miß Borough hat etwas Aufdring-

liches, Burschikoses, von dem ich nicht begreife, wie es gefallen kann. Als Schauspielerin will ich Miß Borough gelten lassen; als Weib ist sie mir zuwider und es ist mir unmöglich, mir vorzustellen, wie sich ein Mann in sie zu verlieben im Stande ist."

Daß solche Aeußerungen und das absprechende Urtheil Lord Mulgrave's von allen Seiten bestritten und für unrichtig erklärt wurden, wird man sich nach allem Gesagten leicht denken können. Besonders war es ein eleganter, etwas abenteuerlicher Mister Kop, der sich der Schauspielerin annahm.

Dieser Mister Kop, der in Indien gewesen und dort große Reichthümer erworben haben wollte, spielte den Dandy par excellence. Er hielt sich die schönsten Pferde, die prachtvollste Wohnung und mehrere Diener. Da er außerdem mit dem Gelde in freigebigster Weise um sich warf, so war er sehr bald als eine Art Nabob in der ganzen englischen Weltstadt bekannt und als solcher auch in die ersten Zirkel derselben eingeführt. Die Leute behaupteten, daß er Miß Ellen besonders verehre und sich angelegentlichst um ihre Hand bewerbe. Er war es denn auch hauptsächlich, der sich zum Vertheidiger der Künstlerin aufwarf und ihr Talent ins günstigste Licht zu stellen versuchte.

„Sie haben es unglücklich getroffen, bester Lord, verehrteste Lady," rief er in seiner immer gleich zutraulich werdenden Weise. „Die heutige Rolle ist eine überaus undankbare und überdies Miß Ellen schon seit mehreren Tagen leidend. Wenn sie wieder wohl auf ist und die Bühne in einem Parte betritt, der ihrer eminenten Befähigung eine ebenbürtige Aufgabe bietet, will ich nicht unterlassen, Ihnen

Meldung davon zu machen, damit Sie Gelegenheit erhalten: eine andere Meinung über den Abgott des Publikums zu fassen."

Lord Mulgrave, dem die Wichtigkeit ziemlich lächerlich vorkam, mit welcher man hier und allerorts über die Leistungen einer kleinen Komödiantin debattirte, verneigte sich stumm und kalt, wenn auch durchaus höflich gegen Mister Kop und wandte sich ebenso wie seine Frau dann einer andern Gruppe in der Gesellschaft zu, beide in sich selbst wohl entschlossen: sich um Miß Ellen Borough und ihre Darstellungen nicht im Mindesten weiter zu bekümmern.

Indeß: der Mensch führt nicht immer aus, was er sich vorgenommen, hier zum Glück, dort zum Unglück, wie es nun eben kommt. Lord und Lady Mulgrave wären zu beneiden gewesen, wenn sie an Miß Ellen Borough nie wieder erinnert worden wären. Das Fatum wollte aber, daß es nicht der Fall, denn als Lord Richard etwa vierzehn Tage später allein durch den Regentspark ritt, sah er in der Nähe der Villa des Marquis von Hertford plötzlich eine ganze Cavalcade auf sich zustürmen, deren Spitze eine Dame führte, welcher zwei, drei Herren zur Seite sprengten, während die Andern, gleichsam ihr Gefolge bildend, hinter ihr her gesaust kamen.

Da solche reitende Gruppen mit einer Amazone voran im Regents- und Hydepark zu London weder etwas Seltenes, noch Auffallendes sind, so war Lord Mulgrave nicht eben sehr betroffen davon und Willens, ihr gar keine weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Zügel seines eignen Thieres kurz nehmend und dasselbe aus einem gewöhnlichen Trab

in einen leichten Galopp umwerfend, wollte er eben schnell und dem Zuge wenig oder gar keine Aufmerksamkeit schenkend, diesem zur Seite wegbiegen, als er sich plötzlich beim Namen genannt hörte und den vordersten Reiter von der Flanke der Dame auf sich zusprengen sah, jener noch ein Zeichen zurückgebend: anzuhalten.

Der solcher Gestalt zu Lord Mulgrave Heranschwenkende war Mister Kop, der hochgerötheten Antlitzes rief: „Nein, bester Lord, so entkommen Sie uns nicht. Ich habe Miß Ellen von dem wenig günstigen Eindrucke erzählt, den ihr neuliches Spiel auf Sie gemacht und da ein so erklärter Gegner ihres Talentes, wie Eure Herrlichkeit einer sind, derselben noch gar nicht vorgekommen, so hat sie die Laune, schon um der Seltenheit wegen, Sie kennen lernen zu wollen. Wir sprachen gerade von Ihnen, als ich Sie auf uns zureiten sah, und da harrt nun Miß Ellen des Vergnügens, den wahrscheinlich einzigen Feind kennen zu lernen, den sie auf diesem Runde der Erde besitzt."

Lord Mulgrave war von dieser Anrede wenig erbaut und wünschte im Stillen den Sprechenden zu den Antipoden, oder wenigstens in das Land, wo der Pfeffer wächst. Halb und halb war er auch schon entschlossen, den Lästigen kurz abzufertigen und dann so eilig, als möglich das Weite zu suchen, als er plötzlich zu seinem großen Bedauern wahrnehmen mußte, daß die reitende Dame, deren Pferd nach dem plötzlich unterbrochenen raschen Galoppiren nicht stehen wollte, mit ihrem ganzen Gefolge bereits in die Reitallee eingebogen war, in der er selbst sich befand, und auf ihn zu getrottet kam. Ohne sich lächerlich zu machen, konnte er nun nicht mehr entweichen, sondern mußte nun wohl oder

übel das unerwartete und wie aus den Wolken fallende Abenteuer bestehen.

Rasch entschlossen, gab er dem Pferde die Sporen und ritt, begleitet von Mister Kop, Miß Ellen entgegen. Die gegenseitige Vorstellung war bald geschehen und die Cavalcade gleich darnach wieder mobil.

„Also so sieht mein unnachsichtlichster Tadler aus!“ rief Miß Ellen im Weiterreiten, Lord Richard mit schelmischem Ernste fixirend.

„Sie thun mir entschieden zu viel Ehre an,“ entgegnete der so Apostrophirte mit einem leichten Anfluge von Verlegenheit. „Sie müssen bedenken, Miß Borough, daß ich in jeder Beziehung ein Laie und durchaus kein Kunstkenner bin. Mein individuelles Urtheil kann im Grunde genommen für Sie nicht mehr bedeuten, als etwa das Rauschen der Blätter hier über uns!“

„Das sagen Sie wohl, Lord Mulgrave!“ erwiederte lebhaft Miß Ellen. „Doch aber ist ein großer Unterschied zwischen Ihrem Urtheil und diesem Blättergesäusel. Das Letztere thut meinem Ohre wohl, denn es kündet die schöne Jahreszeit an, den Frühling, die Tage des Glücks und der Freude. Ihr Urtheil aber thut meinem Herzen weh und verletzt mich im Innersten, weil es mir zeigt, daß ich mit all meinem Fleiße und Streben doch etwas Vollkommenes nicht zu leisten im Stande!“

„Sie besitzen die Gunst und den Beifall der Menge, was will da die abweichende Meinung des Einzelnen sagen!“ replicirte Lord Richard, indem er auf das Gefolge der Reiter deutend hinzufügte: „Gegen dies Cortège der

lauten Bewunderung, was will da mein kritischer Unkenruf bedeuten?"

„Reden Sie mir nicht von den albernen Menschen, welche den lächerlichen Schweif meines künstlerischen Rufes bilden!" rief die Schauspielerin, ihr Pferd mit der Reitpeitsche über den Hals schlagend und ihm so einen weiteren Vorsprung als bisher noch gebend. „Die Ansicht dieser Gecken und Narren wird mir ewig gleichgültig bleiben. Verstehen sie doch von der Kunst so viel, wie der Bär von dem Lauteschlagen. Sie sind die schmarotzenden Fliegen, die das Licht auch des fraglichsten Ruhms umschwärmen. Man läßt sie summen und weiter nichts!"

Lord Mulgrave blickte erstaunt die Redende an. Der Verdruß, der auf ihrem Gesicht ausgeprägt lag, die fliegende Röthe, die es in diesem Augenblicke überhauchte und eine ihrer langen Locken, die sich bei der raschen Bewegung des Ritts ihr fliegend über die Wange geworfen, ließen sie eben jetzt eigenthümlich schön und pikant erscheinen. Sie mochte das wohl ahnen oder aus dem Gesichtsausdrucke des Begleiters schließen und als Schauspielerin daran gewöhnt: gute Abgänge zu haben, benutzte sie diesen Moment und seinen günstigen Eindruck, sogleich der ersten Begegnung mit dem neuen Bekannten einen wirksamen Actschluß zu geben.

„Die Erwähnung meiner Escorte," sagte sie, nach einem Augenblicke des Schweigens das unterbrochene Gespräch wieder anknüpfend, „erinnert mich übrigens daran, Euer Herrlichkeit „gnädigen Abschied" zu ertheilen. Ich kann mir denken, daß es Ihnen nicht wünschenswerth sein wird, in der Gemeinschaft meiner Begleiter gesehen zu werden. Lassen Sie uns darum hier im Park noch scheiden, aber versprechen

Sie mir, Lord, daß wir uns wiedersehen. Sie werden es verzeihlich finden, wenn mir daran liegt: Ihnen eine bessere Meinung von mir beizubringen."

„Die habe ich bereits gewonnen," antwortete Lord Mulgrave rasch. „Diese kurze Begegnung genügte, mir eine ganz andere Vorstellung von Ihnen zu erwecken, als die war, die ich von der Bühne herab empfing. Ich kann Ihnen schon jetzt mein Interesse, meine beste Theilnahme nicht versagen und wenn Sie erlauben, Miß Borough" ...

„Miß Borough erlaubt nicht, Miß Borough bittet, ihr geneigte Theilnahme und einen gelegentlichen Besuch schenken zu wollen," fiel rasch die Künstlerin ein, indem sie Lord Richard die Hand reichte, derb schüttelte und dann mit ihrem ganzen Gefolge grüßend an dem zurückbleibenden Reiter vorüberfegte.

Dieser sah der gemischten und lärmenden Cavalcade einen Moment lang nach und bog dann im Schritt in einen Seitenweg ein, indem er, in allerlei seltsame und widersprechende Gedanken vertieft, der Richtung kaum achtete, die er verfolgte. Als er aus seinem Nachsinnen erwachte und bemerkte, daß er sich am zoologischen Garten befand, griff er rasch in die Zügel und, seinen Agathon die Schenkel fühlen lassend, sprengte er in Eile der Stadt wieder zu.

Lady Helen fand ihn bei Tische ein wenig zerstreut, sonst aber freundlich und liebenswürdig, wie immer. Gelegentlich erwähnte er auch der neuen, seltsamen Bekanntschaft, die er gemacht, indem er dabei waidlich auf Mister Kop loszog, der, wie er sagte, ein Narr sei und ihm das sonderbare Abenteuer wohl hätte ersparen können.

Auf die Frage der Gattin: wie die Schauspielerin in der Nähe aussähe und wie ihr Benehmen gewesen, sagte er ziemlich kurz: „Ihre Züge scheinen, nahe gesehen, zu gewinnen; ihre Manieren, dreist und herausfordernd, nicht ohne einen gewissen Zug der Offenheit zu sein.“

„Wir wollen sie gelegentlich doch noch einmal spielen sehen,“ warf Lady Helen hin und da Lord Richard, ihr Gemahl, darauf weiter nichts hinzufügte, so wurde damit der Gegenstand verlassen und in der nächsten Zeit nicht weiter berührt.

Einladungen, Besuche, allerlei gesellschaftliche Verpflichtungen nahmen das Paar in den darauf folgenden Tagen auch gerade besonders stark in Anspruch und so kam es denn, daß Lord Mulgrave des der Schauspielerin gegebenen Versprechens nur zu bald wenig oder gar nicht mehr eingedenk war. Wenn er aber auch ja daran dachte, so sagte er wohl mit einem leichten Lächeln zu sich selbst: Die Künstlerin wird mitten in dem Trubel ihres Verehrerschwarms der Begegnung längst vergessen haben. Und zu was sollte am Ende auch eine Weiterführung der Bekanntschaft dienen? Miß Borough paßt nicht zu mir, ich nicht zu Miß Borough. Am Besten, wir bleiben uns fern.

Das Beste wäre dies ohne Zweifel gewesen, aber das Beste geschieht nicht immer im Leben, wie Jedermann aus Erfahrung wohl wissen wird, und auch Lord Richard inne werden sollte.

Eines Abends war Lady Mulgrave allein zu einer Dame ihrer Bekanntschaft gefahren, um dieser, einer nahen Anverwandten, bei der Aufstellung einer Einladungsliste berathend zur Hand zu gehen. Lord Richard beschloß in der

Zeit ihrer Abwesenheit einen lange nicht gesehenen Freund aufzusuchen, und machte sich demzufolge nach Leicester Square hin auf den Weg. In der Nähe von Coventgarden, wo sich ein lebhaftes Treiben zeigte, fiel ihm plötzlich Miß Borough ein, indem er sich erinnerte, in den Blättern gelesen zu haben, daß sie an demselben Abend eine ihrer hervorragendsten Rollen spiele. Von Coventgarden nach Drury-Lane ist nicht weit, und ohne sich weiter Rechenschaft zu geben, änderte er nun rasch seinen Entschluß, seine Schritte dahin lenkend und einen Logensitz nehmend, der ihm den vollen Ueberblick über die Bühne sicherte, ihn selbst aber auch leicht und allgemein sichtbar werden ließ.

Als er sich auf seinem Platze niederließ, hatte die Vorstellung bereits begonnen, das Vorspiel eines Schauspiels, in welchem ein Kind gestohlen wurde, das später im eigentlichen Stücke die Heldin abgab, welche natürlich Miß Borough spielte. Lord Mulgrave achtete nicht sehr auf die Vorgänge der Scene, und noch weniger schienen dies zwei Herren zu thun, die in einer Nebenloge saßen und sich ziemlich laut und ungenirt unterhielten.

„Mit der Borough ist etwas vorgegangen“, sagte der Eine in ziemlich vernehmlichem Tone. „Gieb nur Acht, wie sie das Haus durchmustert, wenn sie auftritt. Es ist ganz unzweifelhaft, daß sie Jemanden in der Menge sucht. Wer zum Henker mag der Glückliche sein!“

„Irgend ein neuer Verehrer“, erwiederte der Andere. „Mister Kop wird langweilig und ein Wechsel wünschenswerth. Miß Ellen sah neulich sehr ennuyirt aus und gähnte sichtlich in die Schaar der sie umgebenden Anbeter hinein.“

Solchen und ähnlichen Worten lauschend, saß Lord Richard da, bis der Vorhang aufs Neue in die Höhe ging und das eigentliche Stück begann, in dessen zweitem Auftritte bereits Miß Ellen Borough zu erscheinen hatte. Da sie in Gedanken versunken vorkommen und erst eine geraume Weile mit stummem Spiele ausfüllen mußte, so blieb ihr hinreichend Zeit, jene von dem Nachbar unseres Zuschauers zur Bemerkung gebrachte Umschau vorzunehmen, die in der That ganz in der angegebenen Weise erfolgte. Nachdem die Darstellerin den, wie die Vorschrift der Rolle verlangte, zu Boden gesenkten Blick, mehr in den Vordergrund tretend, erhoben, ließ sie denselben, langsam über Sperrsitz und Ranglogen weggleitend, die Versammlung mustern, bei welcher Musterung die beiden Herren zur Seite Lord Mulgrave's sich anstießen, indem sie wie dieser dem Blicke der Schauspielerin nicht ohne Spannung folgten. Als dieser Blick bis Lord Richard gekommen und denselben erkannt hatte, flog eine flüchtige Röthe über Miß Ellens Gesicht, zugleich mit einem Lächeln, das wenig zu den betrübten Worten paßte, mit denen die Rolle begann. Miß Ellen Borough wußte als wohlgeübte Schauspielerin sich aber ganz wohl zu helfen und so thuend, als ob ein schöner Traum flüchtig ihre traurige Seele berührt hätte, ließ sie dies Lächeln ruhig einen Moment ihre Züge verklären, gleich darauf aber langsam ersterben, dabei mimisch andeutend, als schwände ein angenehmes Bild vor ihren Sinnen in Nichts dahin.

So geschickt dieser, der großen Menge als feine Nüance erscheinende Kunstgriff aber auch ausgeführt ward, die Theaterhabitues neben Lord Mulgrave und dieser selbst

konnten dadurch doch nicht irre geführt oder hintergangen werden. Alle drei hatten sogleich die Empfindung, daß Miß Ellen denjenigen Gegenstand gefunden, den sie gesucht, und da über die Gegend, wo dieser weile, kein Irrthum obwalten konnte, so wandte Lord Richard noch rasch den Kopf, so thuend, als ob er gleichgültig über das Publikum wegblicke, nach der andern Seite, bevor die neben ihm Sitzenden sich nach ihm umgesehen. Instinktartig aber merkte er, daß sie sich mit Blicken anschauten, in denen deutlich zu lesen war: Ah, dieser also ist es, den das Auge der Künstlerin suchte.

Und in der That konnte darüber auch nicht lange ein Zweifel herrschen, denn Miß Ellens hauptsächlichste Aufmerksamkeit blieb unausgesetzt der Stelle zugewendet, an der sich der Held unserer Geschichte befand und wohin alle Reden und Ausrufe vorwiegend gerichtet wurden.

Als Lord Mulgrave die Loge verließ, befand er sich in einer ganz eigenthümlichen und seltsamen Stimmung. Die ergreifenden Vorgänge des Stücks, Miß Ellens Wesen, Blicke und ganzes Spiel, die Reden der beiden Nachbarn, das Rufen und Klatschen der Zuschauer, seine eigenen Gedanken, das Alles wirkte wunderbar in ihm durcheinander und ließ ihn in einen Zustand kommen, der ihn sich selbst zu einer Art von Räthsel machte. Er kam sich wie verändert, wie ausgetauscht vor — er wußte nicht, sollte er weinen oder lachen, erfreut sein oder sich ärgern. Das Eine war ihm so nah, als das Andere, und noch unsicher darüber, was eigentlich bei ihm der Fall sein könne oder solle, eilte er dem Ausgange zu, wo er sich plötzlich von Mister Kop angeredet hörte, der ihn, wie sich erkennen ließ, hier erwartet hatte.

„Guten Abend, bester Lord!“ rief er ihm in seiner bekannten vertraulichen Art und Weise zu, „guten Abend, bester Lord. Erfreut Sie wieder zu sehen! Nun vor allen Dingen, wie hat Ihnen heut' die kleine Ellen gefallen? Ausgezeichnet! Süperb! Sie hat sich selbst übertroffen! Nie hat sie vorzüglicher gespielt, wie heut'! Es ist nur eine Stimme im Publikum, die Stimme des Lobes, der anstaunenden Bewunderung, des Entzückens und der Begeisterung! Sind Sie heut' nicht bekehrt? Mäkeln Sie noch immer?“

Diese Fluth von Ausrufungen und Fragen brachte Lord Mulgrave wieder etwas zu sich, indem er bei sich selbst den Himmel anflehte, ihn nur nie einen solchen Narren werden zu lassen, wie er in Mister Kop einen vor sich hatte.

„Miß Borough“, entgegnete er ziemlich kühl, „hat in der That meisterhaft gespielt, und wenn Sie dieselbe sehen, bitte ich Sie, mit Ihrem eigenen Enthusiasmus auch den meinigen zu ihren Füßen legen zu wollen.“

„Warum wollen Sie das nicht selbst, verehrtester Lord?“ antwortete hierauf der hingerissene Kunstmäcen, indem er rasch an diese Frage die Bemerkung knüpfte, daß es der „kleinen Ellen“ immer angenehm sei, nach einer so aufregenden Rolle, die sie doch nicht sogleich zur Ruhe kommen lasse, ein Paar der näheren Freunde bei sich zu sehen. „Sie wohnt hier in der Nähe an der Waterloobrücke,“ fuhr er beeifert fort, indem er hinzufügte: „und wird Sie gewiß besonders gern empfangen, weil wir heut' Sitzung des Jockeyclubs haben und außer mir wohl sonst keiner ihrer Verehrer da sein wird.“

Diese letzte Bemerkung veranlaßte Lord Richard, der Aufforderung nachzukommen. Du hast ihr einmal einen Besuch versprochen und heut' ohne Zweifel die beste Gelegenheit, dein Versprechen zu halten, dachte er. Mache die Sache ab und damit gut.

„Wohlan, so begleite ich Sie, Mister Kop," sagte der Lord, indem er neben diesem herschritt und es sich gefallen ließ, von ihm unter den Arm genommen zu werden.

Die Wohnung der Schauspielerin war in der That bald erreicht, sie selbst indeß natürlich noch nicht darin angekommen. An ihrer Statt machte Mister Kop die Honneurs, der Lord Mulgrave einen Lehnsessel herbeischob, ihm Hut und Plaid abnahm und denselben überhaupt so comfortabel wie möglich einzurichten versuchte.

Die Zimmer, die zur Benutzung des Besuchs offen standen, waren ziemlich elegant, ja, nicht ohne einen gewissen Luxus ausgestattet. Kostbare Vasen und Statuen, prachtvolle Möbel und Behänge, tausenderlei Kleinigkeiten und Zierrathe putzten die Gemächer stattlich aus, die aber bei alledem doch entschieden keinen sehr anheimelnden Eindruck machten. Der Hauch stiller Häuslichkeit lag nicht darüber ausgebreitet, sondern Alles, auch das Schönste und Beste darin, stand so bunt durcheinander gerückt, so achtlos zusammengeschoben, daß ein unerquickliches Aussehen und ein gewisses Unbehagen bei dem darin Weilenden nicht ausbleiben konnte.

Auch bei Lord Mulgrave blieb es nicht aus, obschon Mister Kops beständiges Geschwätz und seine ewige Unruhe, die ihn bald hier und dort hin trieb, denselben zu keiner eigentlichen Sammlung und Beschaulichkeit kommen ließ.

Endlich erschien nun Miß Ellen Borough selbst, die, lässig gekleidet, einen weiten Mantel übergeworfen und das schöne, blonde Haar nur lässig um den Kopf befestigt, einen fast bezaubernden Eindruck machte. Sie gehörte, wie sich hier recht deutlich zeigte, zu denjenigen Frauen, die ungeputzt am reizendsten aussehen und besonders, wie bei allen unregelmäßigen Gesichtern, in dem Falle, daß irgend ein Affekt erhöhtes Leben in ihre Mienen gießt.

Als sie eintrat und sich Lord Mulgrave gegenüber erblickte, ließ sie überrascht den Mantel von den Schultern gleiten und ihm erröthend die Hand entgegenstreckend, rief sie freudig aus: „Endlich also doch! Mylord haben die arme, kleine Schauspielerin also nicht vergessen?“

„Miß Ellen Borough vergißt man nicht, wenn man sie einmal kennen gelernt,“ entgegnete Lord Richard, indem er die ihm dargereichte Hand zum Munde führte.

„Warum kamen Sie dann nicht früher?“ fragte die Schauspielerin weiter, die, als ihr nicht gleich geantwortet wurde, sogleich fortfuhr: „Ich weiß wohl, eine Dame Ihres Standes würde sich hüten, Ihnen eine solche Frage zu thun und Ihnen damit zu verrathen, daß Sie von ihr mit Spannung erwartet wurden. Wir armen Geschöpfe der Bühne, wir Bohemiennes, wie die Franzosen sagen, die wir aus der Verstellung ein Gewerbe machen, wir kennen eine solche Zurückhaltung nicht und geben uns ohne allen Vorbehalt, wo wir einmal Vertrauen gefaßt. Und zu Ihnen, Mylord, habe ich das und darum — — Doch, was schwätze ich denn hier?“ unterbrach sie sich plötzlich selbst, indem sie Kapote, Mantel, Shawl und in was sie sonst im Zimmer Entbehrliches eingehüllt war, weit von sich auf einen Stuhl am

Kamin oder auch auf die Erde warf und den neuen Besuch, ohne auf Mister Kop irgend eine Rücksicht zu nehmen, zu einem weichen Ruhesitze zog und, sich dort mit ihm niederlassend, nach dem Eindrucke ihres heutigen Spieles forschte.

Während Lord Mulgrave ihr darauf Rede stand und in sinniger Auseinandersetzung ihr darthat, daß er ihre Intentionen wohl verstanden und erfaßt, kam ein Mädchen in geschäftiger Hast den Abendtisch zu bestellen. Das Her- und Hineilen derselben störte Miß Ellen in ihrer Achtsamkeit ebenso wenig, als Mister Kops ungeduldiges Trällern und Pfeifen, mit dem er ärgerlich im Gemache herumspazierte.

Als endlich das Mädchen meldete, daß der Theetisch bereit sei, sprang die Schauspielerin auf und einen Blick über die Gedecke werfend, rief sie: „Aber, mein Gott, Kop, wo haben Sie denn Ihre Augen! Statt mit Ihrem ewigen Herumgestampfe und Spatzengezirpe die Unterhaltung mit Mylord zu stören, hätten Sie doch schon längst gewahren sollen, daß meine Abendtafel sehr ärmlich servirt ist und der dringendsten Completirung bedarf. Sie haben Mylord hierher gelockt und sind darum moralisch verpflichtet, ihn nicht Hunger leiden zu lassen. Rasch, machen Sie sich auf und sorgen Sie für ein anständiges Souper!“

„Wie Sie befehlen,“ sagte Mister Kop etwas verdrossen, indem er nach Hut und Paletot griff.

„Wollen Sie mir nicht gestatten, diese Besorgung zu machen, Miß Borough,“ sprach nun Lord Richard sich auch seinerseits erhebend. Doch denselben mit komischer Hast auf den Sitz wieder niederdrückend, eiferte die Schauspielerin:

„Nein! Nein! Sie bleiben ganz ruhig auf Ihrem Platze. Das ist die Sache von Kop. Kop besitzt die nöthige Kenntniß des Terrains und wird sich's zur ganz besonderen Ehre rechnen, Sie seinen Gast zu nennen."

Mit diesen Worten hatte sie Mister Kop bereits aus der Thüre geschoben, diese hinter ihm geschlossen und den wieder aufgestandenen Lord Mulgrave aufs Neue zu der Causeuse zurückgeführt.

„Lassen wir den lästigen Narren nur immer die Commissionen machen," sagte sie scharf, „so gewinnen wir doch etwas Zeit für uns und werden durch seine plumpen Manieren nicht in einem fort gestört. Weiter als zum Packesel läßt er sich doch nicht gebrauchen."

So redend, zog sie einen weichen Fußschemel vor Lord Mulgrave hin, um, sich darauf setzend, zutraulich ihre Arme auf seine Kniee zu legen und groß und offen zu ihm aufzublicken. Da sie hierbei gar wohl bemerkte, daß eine Art von Verlegenheit bei diesem ungenirten Benehmen über seine Züge flog, sprach sie lächelnd: „Ja, Mylord, Sie sind zu keiner Lady in Hannover Square zu Besuch gekommen. Sie sind, wenn Sie's vergessen haben sollten, bei der kleinen, armen Miß Ellen Borough, der Schauspielerin, wo es keine steifen Formen und Etiquetten-Vorschriften giebt, sondern wo man frei und ungezwungen sich gehen läßt. Der Adel Ihrer Erscheinung, der Blick Ihres Auges, der liebe, süße Ton Ihrer Stimme haben mir es angethan und offen und ehrlich, wie ich bin, zeige ich Ihnen das sogleich, froh und glücklich darüber, einen Mann gefunden zu haben, den ich achten kann und bei dem ich sicher bin, meine Zuneigung nicht mißverstanden zu sehen."

Lord Richard wollte hierauf etwas entgegnen, Miß Ellen aber fuhr, ohne diese Entgegnung abzuwarten, in einem ernster werdenden Tone fort: „Die albernen Marionetten, die mich umgeben, ekeln mich an. Diese Puppen, diese Strohköpfe, die nur dazu dienen: Karikaturen auf das männliche Geschlecht abzugeben, haben mir eine brennende Sehnsucht nach einem wirklichen Manne eingeflößt. In Ihnen glaube ich einen solchen gefunden zu haben und darum schlägt Ihnen mein Herz so freudig entgegen. Als Freund, als guten Kameraden heiße ich Sie willkommen und als solchen sollen und brauchen auch Sie mich nur zu betrachten. Wollen und können Sie das, Mylord?"

„Ich will und kann das, Miß Borough," entgegnete Lord Richard, seltsam frappirt von dem Tone der Schauspielerin und der ganzen Scene.

„So mög' ein Handschlag das Bündniß besiegeln," sagte die Künstlerin aufspringend und ihre Hand dem Lord entgegenhaltend. Dieser, der inzwischen aufgestanden, schlug ein und fühlte gleich darauf die weichen Arme Miß Ellens um seinen Hals und einen heißen Kuß auf seinen Lippen.

Er wußte nicht, wie ihm geschah. Lord Mulgrave war nach strengen Grundsätzen erzogen worden und noch nie in seinem Leben mit einem Wesen wie Miß Ellen zusammengetroffen. Er hatte allerdings als junger Mann, auf dem Continente reisend, die Thorheiten und Ausschweifungen einer vornehmen und reichen Jugend mit durchgemacht. Aber der Rausch und Trubel war zu flüchtig, zu vorübergehend und unnachhaltig gewesen, war sofort bei seiner Rückkehr wieder dem streng häuslichen Leben der Heimath gewichen und durch seine frühe Vermählung und das Glück

seiner Ehe zu gründlich ausgelöscht worden, als daß Sinn und Neigung ihm je zu einem lockeren Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte hätten die Stimmung geben können. Auch hatte ihm seither jede Gelegenheit dazu gefehlt. Diejenige, die sich jetzt ihm dazu ergab, war so eigenthümlicher, origineller und bestrickender Art, daß ihr hundert Andere an seiner Stelle wohl nicht tapferer Widerstand geleistet hätten, als er. Spann sich das Verhältniß doch gar so harmlos an! Was wollte Miß Borough denn? Einen Freund, einen guten Kameraden, einen Mann, den sie zu achten vermöchte und der ihre offen ausgesprochene Zuneigung nicht verkenne. Das Alles waren doch ganz unverfängliche Dinge. Ach, der arme Lord wußte nicht, daß die Frauen mehr oder minder das alle mit dem Satan gemein haben, daß sie nur ein Haar eines Mannes zu besitzen brauchen, um ihn endlich ganz in die Gewalt zu bekommen. Die leichten Scherze, das muntere Lachen, die tausend Neckereien von Miß Ellen Borough ließen sie ihm wie ein Kind und sein Verhältniß zu ihr so ohne Arg erscheinen, daß, als Mister Kop endlich beladen mit allerlei Delikatessen zurückkam, er das Paar in der muntersten und lebhaftesten Unterhaltung fand, die nun das stattliche Souper und ein herrlicher Wein nicht eben steifer und ängstlicher zu machen angethan waren.

Als Lord Mulgrave und Mister Kop gegen Morgen die Wohnung der Künstlerin verließen, war der Erstere als jüngster Verehrer von Miß Ellen gewissermaßen in Eid und Pflicht genommen und von einer Cordialität gegen den Letzteren, die diesen selbst in Erstaunen setzte. Als sie sich trennten, schüttelten sie sich die Hände wie alte, intime Freunde.

Nachdem Lord Richard ausgeschlafen und zu ruhiger Besinnung über sich selbst und das Jüngstvergangene gekommen, konnte es nicht fehlen, daß er eine Art von Beschämung fühlte. Die nähere Bekanntschaft mit Mister Kop that ihm leid und fast bereute er auch den Besuch bei Miß Borough. Freilich gaukelte ihre anmuthige, heitere und wunderbar herausfordernde Erscheinung ihm unablässig vor Augen und übte selbst in der Phantasie einen überaus bestrickenden Reiz auf ihn aus; aber im tiefsten Innern erhob sich doch eine leise Stimme in ihm, die seine Gedanken und Empfindungen wie warnend von ihrem Bilde hinwegwies. Wärmer, liebevoller wie sonst umarmte und küßte er Gattin und Kinder am andern Morgen, indem er sich tausend Mal heimlich schwur, nie sollten sie irgend eine Klage über ihn zu führen haben.

Der Umgang mit Künstlern, faden Modegecken und Menschen ähnlicher Art ist nicht der deinige, sagte er zu sich selbst. Es ist am Ende kein Unglück, daß du ihn einmal versucht hast. Aber gleich der erste Versuch muß dir zeigen, daß er dir keine Befriedigung gewähren kann. Laß die gemachte Anknüpfung also eine einfache Episode sein und keinen Fortgang finden.

Mit diesem Entschlusse, den Lord Richard für unerschütterlich fest hielt, gab er sich einstweilen zufrieden. Er fuhr öfter als sonst seine Frau spazieren, besuchte mit ihr die Zirkel und war mehr denn je ein liebender Gatte. An Miß Borough sollte gar nicht mehr gedacht werden, ein Vorsatz, den er freilich nicht strenge inne zu halten vermochte, da nur allzuoft die Erinnerung an sie ihn unerwartet überraschte. Hier hörte er eine Stimme, die der ihren ähnelte, dort sah

er eine Reiterin, die sie zu sein schien — genug, vergessen war sie nicht.

So mochten etwa vierzehn Tage hingegangen sein, als er eines schönen Tages beim Nachhausekommen ein rosa Briefcouvert auf seinem Tische fand. Er war sogleich überzeugt, daß es nur von ihr, von Miß Ellen Borough, sein könne und während er es in den Händen drehte, entschloß er sich: es ungelesen zu zerreißen. Im Begriffe, dies zu thun, murmelte er indeß für sich selbst: welche Feigheit das! Du hast ihr deine Freundschaft und gute Kameradschaft zugesagt und diese Zusage deinerseits kurzweg für null und nichtig zu erklären, ist eine brutale und eines Cavaliers unwürdige Handlung. Warst du unvorsichtig genug dich in die Verbindung einzulassen, so habe jetzt auch den Muth, sie offen und ehrlich zu lösen.

So sich selbst catechisirend, schob er das Briefchen in seine Brusttasche, sich vornehmend, es unerbrochen der Künstlerin zurückzustellen und dabei zugleich den geschlossenen Bund offen und ehrlich zu künden.

Es war am nächsten Vormittage, als Lord Mulgrave in der Wohnung von Miß Ellen Borough eintraf. Er fand sie in Gesellschaft einer Collegin, von sechs Herren belagert. Zwei davon waren Herren der Feder, der eine Lustspieldichter, der andere Kritiker, der dritte war Offizier, ein vierter Advocat, der fünfte Schauspieldirector aus der Provinz, der sechste endlich der ungerathene Sohn irgend einer reichen Familie der City, denn er benahm sich im höchsten Grade ungenirt und so flegelhaft, daß er in keiner halbwegs anständigen Gesellschaft hätte geduldet werden können. Die beiden Literaten, zwei augenscheinlich sehr fadenscheinige

Gesellen und der junge Advocat, der wohl kaum je einen Andern, als einen unglücklichen Taschendieb vor den Schranken zu vertheidigen gehabt, waren die unausgesetzte Zielscheibe seiner Schraubereien und Platitüden. Gegen den Offizier benahm er sich erträglich und gegen den Thespiskarrenschieber aus Cambridge oder sonst wo her, setzte er die huldvolle Miene eines Protectors mit so entschiedenem Glücke auf, daß dieser geneigt schien, in ihm einen Hauptmäcen der Kunst zu erkennen.

Als der Lord in diese Gesellschaft eintrat, sah er Miß Borough flüchtig erröthen und etwas verlegen werden. Indeß faßte sie sich rasch und mit zierlichem Anstande dem neuen Ankömmlinge entgegengehend, sagte sie laut und in sehr devotem Tone: „Ah, Mylord kommen, um mir Instruction über die Vorstellung bei der Gräfin Argyle zu bringen."

Lord Richard verbeugte sich, so daß es aussah, als bejahe er diese Finte, die er für sehr geschickt angebracht erklären mußte und zwar um so mehr, als die Sache allerdings einen Anschein von Wahrheit hatte, denn in der That sollte in dem Palaste der genannten Dame gespielt und Miß Borough dabei mitwirkend sein. Jedenfalls war ihm sehr lieb, seinem Erscheinen hier einen solchen Grund untergeschoben zu sehen. Auch hatte die Angabe desselben das Gute, daß die vorhandene Gesellschaft sich dadurch veranlaßt fühlte, aufzubrechen.

Der Theaterdichter zog rasch ein sehr umfängliches Manuscript aus der Tasche und es auf den Tisch vor die Künstlerin hinschiebend, sagte er: „Die Hauptrolle ist Ihnen so zu sagen auf den Leib geschrieben. Sie werden das un-

geheuerste Aufsehen darin machen. Mistreß Barclay hat mich auf den Knieen beschworen, ihr die Partie zu geben, aber ich weiß, es giebt nur eine würdige Darstellerin dafür, und diese, Unvergleichliche, sind Sie!"

Der Kritiker schleuderte nachlässig ein zerknüllt gesessenes Zeitungsblatt auf den Tisch, indem er sagte: „Verschmähen Sie nicht, auf diese letzte Würdigung Ihres göttlichen Talentes einen flüchtigen Blick zu werfen. Vielleicht erfreut Sie dieselbe. Die Barclay freilich wird mich dafür vergiften wollen."

Der Leutnant, der etwas angetrunken, machte gemeinschaftliche Sache mit Miß Boroughs Collegin, der er den Arm bot und sie dann lärmend aus dem Zimmer führte. Den Theaterdirector nahm der ungehobelte Dandy der City unter den Arm, indem er den Advocaten unbarmherzig vor sich wegspottete und im Hinausgehen herablassend nach Lord Mulgrave zurückgrüßte.

Miß Borough hatte, nachdem sie eine wie um Entschuldigung bittende Handbewegung gegen den zur Seite getretenen Lord gemacht, die Abschiednehmenden bis an die Thüre begleitet, die sie jetzt, nachdem der Letzte davon über die Schwelle hinweggeschritten, eilig zuschlug, sich dann leidenschaftlich umwendend und Lord Richard unter einem Strom von Thränen an die Brust sinkend.

„O, Sie böser, grausamer, herzloser Mann!" rief sie wie außer sich aus. „Welch' eine Reihe qualvoller Tage haben Sie mich durchleben lassen! Ist das die Freundschaft, die gute Kameradschaft, die Sie mir geschworen? Eine Ewigkeit nichts von sich hören zu lassen, eine Ewigkeit, ausgefüllt mit was für Martern! Sehen Sie wie krank, wie

elend ich geworden. Ja, diese bleichen Wangen, diese verweinten Augen — weiden Sie sich daran, Mylord, — sind ganz allein Ihr Werk!"

„Miß Borough!" stotterte Lord Richard, den Körper der Künstlerin heiß und aufgeregt, nah an seinen angeschmiegt fühlend.

„Ja, Miß Borough! Miß Borough!" äffte ihm unter den Thränen hervorlachend die Schauspielerin nach, indem sie ihn hätschelte. „Als ob es damit gethan wäre! Steh' Rede, Du liebenswürdiger Bösewicht. Du Henker meiner Herzensruhe, wo warst Du, was hielt Dich ab zu kommen? Oder nein," fuhr sie auf einmal sich besinnend fort und wie schmollend von Lord Mulgrave zurücktretend, „nein, nein, mein Herr, diesen Ton, diese Hingabe verdienen Sie nicht. Bleiben wir auf der großen Heerstraße der gesellschaftlichen Convention. Zeigen wir, daß wir uns auf den vornehmen Tik so gut wie irgend eine Ihrer Ladies verstehen."

So redend, nahm sie eine vornehme steife Haltung an, und indem sie sich verbeugte, sagte sie mit karikirter Würde: „Was verschaffte mir die Ehre Ihres angenehmen Besuches, Mylord? Wenn ich nicht irre, war ich schon einmal so glücklich: Sie bei mir zu sehen. Nicht? Oder irre ich mich? Sie müssen verzeihen; Damen unserer Stellung, unseres Ranges darf man für dergleichen kein allzustarkes Gedächtniß zumuthen."

Plötzlich aber gab sie ihre Rolle wieder auf und sich aufs Neue lachend und weinend zugleich Lord Mulgrave in die Arme werfend, rief sie mit weicher, zum Herzen gehender Stimme: „Nun, im Ernste, welche gütige Fügung des Himmels führt Sie mir gerade heute, mitten in diese

erbärmliche Gesellschaft zu, die mich vor Ekel und Widerwillen fast sterben machte!"

„Zunächst Ihr Brief," entgegnete der Gefragte, indem er umsonst sich leise den Armen der ihn Umschlingenden zu entwinden versuchte.

„Mein Brief!" forschte mit sichtlichem Erstaunen Miß Borough weiter, „mein Brief? Ich habe nie einen solchen an Sie geschrieben," fügte sie mit einem gewissen Stolze, wenn auch zögernd, hinzu.

„Ich meinte doch," ließ sich Lord Richard vernehmen, indem er verlegen den Brief aus der Tasche hervorzog und ihn Miß Ellen hinhielt.

„Dieser Brief ist nicht von mir," sagte sie fest, das Couvert ergreifend und betrachtend, und als sie dabei gewahr ward, daß es noch unerbrochen, setzte sie erstaunt und zum Tode erblassend, zögernd hinzu: „Warum öffneten Sie den Brief nicht?"

Lord Mulgrave wollte ganz offen reden und Miß Borough das volle Geständniß seines Vorhabens machen. Aber als er sie jetzt bleich, in Angst erstarrend, die Beute qualvollsten Schmerzes vor sich sah, verließ ihn der Muth und verlegen stotterte er: „Ich weiß nicht . . . eine Laune, eine Grille hielt mich ab . . . Ich wollte selbst kommen und hören, was Sie wollten, theuerste Miß Ellen."

Miß Ellen erholte sich unter diesen Worten von ihrem Schrecken und wieder Leben gewinnend, reichte sie Lord Richard das Schreiben hin, ihn bittend, dasselbe zu öffnen.

Als dies geschehen, erkannte der Verblendete, daß die Zeilen von der Gräfin Argyle herrührten, die ihn ersuchte,

Miß Ellen Borough für die beabsichtigte Vorstellung in ihrem Hause noch einige Instructionen zu geben.

Lachend rief diese nun: „So habe ich denn also die Wahrheit gelogen und Mylord sind in der That der Abgesandte, für den ich Sie ausgegeben. Nun wohl, so richten Sie denn aber auch gewissenhaft Ihre Aufträge aus."

„Der Brief besagt sie am Besten selbst," erwiederte Lord Richard, indem er denselben Miß Ellen übergab, diese aber warf ihn bei Seite, ergriff den Lord bei der Hand und zog ihn neben sich in die Causeuse.

So ging eine Stunde in Scherz und Muthwillen dahin. Mehrmals stand Lord Mulgrave im Begriff, der Schauspielerin den eigentlichen Zweck seines Wiedererscheinens zu entdecken, aber jedes Mal, wenn er die Lippen dazu öffnen wollte, versagte ihm die Stimme. Es ist unmöglich, dachte er. Wer hätte das Herz, dieses tändelnde Kind zu verletzen! Laß sie. Sie ist ohne Ansprüche und Absichten. Was thut's, dann und wann einmal eine Stunde mit ihr zu verplauschen?

Und das geschah denn auch, anfangs seltener, später öfter, endlich alle Tage. Es schmeichelte Lord Mulgrave, sich so auffallend vielen Anderen gegenüber bevorzugt und ausgezeichnet zu sehen, im Theater bezügliche Stellen direct zu sich hinüber und mit Blicken gesprochen zu hören, welche die süße Gewißheit, geliebt und angebetet zu werden, gleichsam zum öffentlichen Geheimniß des ganzen Publikums machten. Daß die Theaterleute die Köpfe zusammensteckten und zischelten, wenn er auf die Bühne kam, um sich in Miß Ellens Garderobe zu begeben, daß die sonstigen Verehrer der Künstlerin ihm wüthende Blicke zuschossen, wenn er sie

am Arme nach dem Wagen und ihrer Wohnung brachte, daß Mister Kop und die andern zurückgesetzten armen Schelme sich nach und nach für aus dem Sattel der Gunst gehoben ansahen und wegblieben, das Alles waren Triumphe, denen ein Mann wie Lord Mulgrave, der das Theaterleben und seine tausend verführerischen und ach! so flüchtigen Reize nicht kannte, unmöglich auf die Länge zu widerstehen im Stande war.

An strenge Formen, an ein vornehmes, aber steifes Leben gewöhnt, übte dies ungenirte sich Gehenlassen, das Bunte, Abenteuerliche und Ungebundene des Künstlerverkehrs eine unwiderstehliche Macht auf Lord Richard aus. Es entzückte ihn förmlich, Kleider, Schminknäpfe, Toilettengegenstände, Rollen, Bücher, und was eben in die Existenz einer Schauspielerin gehört, in deren Zimmer unordentlich herumliegend zu erblicken. Es war ihm eine Art von Lust, wenn er mit ihr nach Hause kam, sie lachend diesen ganzen Plunder auf die Erde werfen zu sehen, damit er und sie selbst dazwischen ein Plätzchen fänden, um mit einander tändeln und kosen zu können. Mit unendlichem Vergnügen half er ihr tausend Mal den Tisch serviren und den Thee bereiten, die Robe, die Schuhe oder die Strümpfe ausziehen, kurz allerlei Handleistungen zu machen und Dingen nachzusehen, die ihn im eignen geordneten Haushalte geradezu zur Verzweiflung gebracht haben würden.

Freilich muß dann auch eingeräumt werden, daß das Alles zu Miß Ellen oder vielmehr, daß Miß Ellen ganz wunderbar in dies unordentliche und chaotische Treiben paßte. Das Koboldartige ihres Wesens, ihr Schäkern, Tollen, Necken, ihr Lachen und Weinen, ihre Launen, Einfälle und

tausend Grillen konnten gewissermaßen nur in dieser Umgebung in Scene gesetzt werden, nur so ihre Wirkung haben, ihren Zauber üben.

Das wußte sie auch nur zu gut und Lord Richard mußte es erfahren, erfahren gerade in einer Zeit, wo diese Erfahrung die größeste Gefahr für ihn hatte. Es hatte sich nämlich ein sehr unerquicklicher Erbschaftsproceß zwischen einem Oheim seiner Frau und ihm selbst über ein Gut entsponnen, das er mit den anderen Besitzungen nach dem Tode des Schwiegervaters eingezogen und welches der von weiten Reisen wiedergekehrte Bruder des Gestorbenen, auf eine frühere Verschreibung fußend, für sich in Anspruch nahm. Diese Inanspruchnahme verdroß Lord Mulgrave in hohem Grade und um so mehr, als sie sich gerade auf ein Besitzthum bezog, welches das einträglichste unter allen war und die Hauptbeisteuer zu dem luxuriösen Leben der Familie hergab. Ging dies Lord Richard verloren, so mußten entschieden große Einschränkungen vorgenommen und auf die nächste Beiwohnung der Season verzichtet werden, etwas, was der leidenschaftliche Verehrer der Künstlerin schon um dieser Willen sehr ungern gesehen hätte.

Was Wunder also, daß er Alles aufbot, das Recht für sich sprechen zu machen, selbst gegen den Wunsch und die Neigung von Lady Helen. Diese nämlich verehrte den Bruder des dahin geschiedenen Vaters in hohem Grade und bat ihren Gatten in Folge dessen, wie und wo sich nur immer Gelegenheit ergab, flehendlich und unter den heißesten Thränen oft: sich mit ihrem Verwandten durch Verzichtleistung ganz auszusöhnen oder wenigstens über die streitige Sache in zufriedenstellender Weise zu vergleichen.

Keines aber wollte der Lord und unerschüttert bestand er auf seinem Willen. Daß ihm daraus mancher häusliche Verdruß, manche peinigende Familienscene erwuchs, wird man sich denken können, ebenso gut wie, daß er, um sich Herz und Seele davon frei zu machen, um so beflissener zu Miß Borough eilte, die natürlich in dieser, wie in jeder Angelegenheit ganz auf seiner Seite stand und Lady Helen nicht begreifen konnte.

Tausend Mal sagte sie wohl, wenn sie Lord Richard auf dem Schooße saß oder lag und ihm im Haare oder Barte spielte: „O, Du armer, geplagter Narr Du, wie quält und peinigt Dich Deine prüde, kalte Frau, die doch um Gottes Willen darauf denken sollte, alles Unbehagliche und Schlimme von Dir abzuhalten! Wie wenig muß sie Dich lieben! Vergötterte sie Dich, wie ich, sie würde dem lästigen Oheim lieber eine Dosis Gift, als Dir auch nur den Verdacht eines Vorwurfs machen. Ist das ganze Glück eines liebenden Herzens nicht das: dem Geliebten jeden, auch den leisesten Schatten von Kummer von der Stirne zu küssen? Der garstige Kummer, der die häßlichen Falten gebiert! Fort! Fort!" rief sie, brennende Küsse in erstickender Gluth über sein Antlitz gießend: „Diese Runenschrift menschlichen Leidens soll mir das Gesicht meines Abgotts nicht entstellen!"

Eine so berauschende Sprache der Liebe hatte Lord Mulgrave bis dahin nicht gekannt. Lady Helen war ein edles, hingebendes Weib, aber ein Weib, das den glitzernden Firlefanz in der Sprache des Herzens nicht kannte. Sie liebte wahr und tief, aber darum auch mit jenem Hauch der Schamhaftigkeit und unveräußerlichen Jungfräulichkeit, die man

bei edlen weiblichen Naturen so häufig findet und die mit einem Händedrucke, einem Kusse, der, wenn wir so sagen sollen, apathischen Hingabe an die Liebkosungen des Mannes schon Alles gethan zu haben glauben, was ein Weib zu thun im Stande. Das unbedingte Vertrauen, das solche Wesen in den Mann setzen, ist der volle Ausdruck ihrer Neigung. Sie reizen, stacheln und erregen die sinnliche Seite des Geliebten so wenig, weil ihr Empfinden, rein und groß, wie es ist, nichts von den Künsten jener Camelliasdamen kennt und in sich auch keine Ahnung hat, daß Männer so etwas wünschen und begehren können.

Es deutet immer auf den Verfall der Völker, wenn solches Begehren und Wünschen im Verkehre zwischen den Geschlechtern dem männlichen gewissermaßen zur Gewohnheit geworden. Diese Gewohnheit ist die Mutter der Entartung, der unnatürlichen Verbrechen, der Auflösung aller Gesittung und Moral. Das heutige Frankreich bietet mit seinen Loretten und seiner Demi-Monde, welche die vornehmsten Dramatiker der Franzosen mit einer erschreckenden Wahrheit auf die Bühne zu bringen wagen durften, den schlagendsten Beweis dafür, einen Beweis, den sich leider auch andere Nationen wenigstens nachahmungsweise zu liefern eine traurige Mühe geben.

Lord Mulgrave war nicht ganz unberührt von den Schwächen seiner Generation geblieben und darum dem Netze nicht entgangen, das Miß Ellen Borough über ihn hingeworfen. Zu Anfang versuchte er möglichst im Verborgenen darin zu bleiben, nach und nach aber verlor sich die Scheu und endlich, als das vorher berührte Zerwürfniß in seine Häuslichkeit trat, trug er kaum noch Sorge darüber,

von aller Welt darin beobachtet zu werden. Ungescheut vernachlässigte er sein Weib, sein Haus, seine Kinder, während er Miß Ellen in das Theater, zu Pferde, bei Einkäufen und kurz so unausgesetzt und überall begleitete, daß das öffentliche Gerede darüber nicht ausbleiben konnte.

Miß Borough war glücklich darüber. Sie fühlte mit jedem Tage, mit jeder Stunde, daß ihr Triumph vollkommen und sie siegen würde. Mister Kop war so thöricht gewesen, ihr die Aeußerung Lady Helens: daß sie nicht begreife, wie ein Mann sich in sie verlieben könne, mitzutheilen. Das war eine schreckliche Beleidigung ihres Stolzes, eine nicht wieder gut zu machende Verletzung ihrer Ehre. Lady Helen sollte das büßen mit der Ruhe, dem ganzen Glücke ihres Lebens, — das hatte die Schauspielerin damals sich gleich geschworen, als sie die wegwerfende Aeußerung der vornehmen Frau gehört. Und sie war die Person, ihren Schwur zu halten.

Lady Helen hatte zu Anfang den Grund von ihres Gemahls Kälte und Verstimmung lediglich in dem unglückseligen Processe gesucht, mußte zuletzt jedoch durch halbe Worte, Winke und Mienen, durch Anspielungen und ein gewisses stilles Mitleid, das sie in allen Zügen ihrer Umgebung las, zu der traurigen Ueberzeugung kommen, daß Lord Richards abweisendes Verhalten gegen sie noch eine andere schlimmere Ursache habe. Einmal auf diesen Punkt gelangt, konnte es ihr nicht schwer fallen, endlich selbst die entsetzliche Entdeckung zu machen, die vor ihr schon alle Welt gemacht und welche ihr durch eine höchst wunderbare Ueberraschung zur unwiderlegbarsten Evidenz gebracht werden sollte.

Eines schönen Tages nämlich bei ihrem Juweliere vorfahrend, um daselbst Anweisung zu geben, ein kostbares, von ihrer Mutter ererbtes Geschmeide neu und modern in der Fassung umzuformen, ward ihr seltsamer Weise von dem Herrn des Geschäfts, der herbeigeeilt war, seine vornehme Kundin selbst zu bedienen, dringend und mit geheimnißvoller Miene davon abgerathen. Als sie auf diesen Rath jedoch nicht hören wollte und auf jene Umformung immer wieder zurückkam, holte der Goldschmied endlich ganz verstohlen ein Etui herbei, das einen wundervollen Brillantschmuck enthielt. Denselben betrachtend, fragte Lady Mulgrave, was es damit auf sich hätte. „Nun, Mylady, so wissen Sie denn, daß Seine Herrlichkeit, Ihr Gemahl, dies Kabinetstück meiner Officin bei mir gekauft hat," flüsterte Master James Okelly, indem er lächelnd hinzufügte: „Für wen anders, als Mylady kann es bestimmt sein?"

Lady Helen betrachtete nun den Schmuck noch einmal. Die Wiederkehr ihres Geburtstags stand bevor, auch sollte demnächst ein großes Fest bei der Gräfin Pembroke sein, zu dem sie sich eben jenes ererbte Geschmeide neu fassen lassen wollte. Sollte Richard Reue über sein Benehmen gegen mich haben, dachte sie im Stillen bei sich selbst, sollte er mich versöhnen, mir seine alte Zuneigung wieder schenken wollen! Dieser kostbare Schmuck und die mir damit bereitete Ueberraschung würden dafür sprechen können.

So denkend fuhr sie heiterer als seit langer Zeit nach Hause, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Ihr Geburtstag kam, das Fest der Gräfin Pembroke kam, aber was nicht kam, das war der Schmuck, den sie bei Master James Okelly gesehen. Ihre Heiterkeit verging, Zweifel und Angst

vermehrten sich in ihrem Herzen mit jedem Tage. Sie ahnte, sie fühlte, daß sie eine Nebenbuhlerin hatte, aber wer diese war, wo sie weilte — wer konnte, wer sollte es ihr sagen?

Eines Tages kam Lord Mulgrave sie aufzufordern, der Benefizvorstellung von Miß Borough in Drury-Lane beizuwohnen. „Du wolltest die Schauspielerin ja immer noch einmal sehen," sagte er, „und da heut' ihr Vortheilabend ist, wird sie ohne Zweifel eine ihrer besten Rollen spielen. Auch wird das Haus heute, wie ich weiß, von der Elite des Westends besucht sein. Wenn es Dir also gefällig ist, so laß uns gleichfalls eine Loge nehmen."

Lady Helen war's zufrieden.

Das Haus erschien in der That in allen Räumen glänzend besetzt. Miß Borough hatte als erklärte Geliebte Lord Mulgrave's doppeltes Interesse gewonnen und den ganzen hohen Adel und die Gentry Londons in die Zuschauerräume herbeigelockt, die nun die arme Lady Helen mit einer solchen Aufmerksamkeit und Theilnahme von allen Seiten her beobachteten, daß diese unter beständigem Wechsel von Erröthen und Erbleichen nur allzubald eine dunkle Empfindung von der Entscheidung ihres Schicksals in sich aufsteigen fühlen mußte.

Und in der That trog sie dieses Gefühl nicht. Als Miß Borough unter dem Zujauchzen und Applaus der Menge endlich, prächtig geputzt, auf der Bühne erschien, durchschnitt ein einzelner, furchtbarer Schrei den enthusiastischen Jubel, denn es hatte die ohnmächtig neben ihrem Gatten hinsinkende Lady Mulgrave den Brillantschmuck Okelly's am Halse der Schauspielerin wiedererkannt.

Dieser Schlag traf die unglückliche Frau tödtlich bis in das innerste Herz. Lord Mulgrave war ihre erste, ihre einzige Liebe gewesen. Sie hatte nie von der Möglichkeit auch nur geträumt, daß diese Liebe eines Tages eine verschmähte und mit Füßen getretene sein könne und nun war diese ungeträumte Möglichkeit doch auf einmal als erschreckende Wirklichkeit vor sie hingetreten. Sie war ihr wie das Haupt der Medusa: sie verlor Athem und Besinnung davor.

Als sie in ihren Gemächern wieder zu sich kam, war ein Strom von Thränen der erste Erguß ihres Schmerzes, dann ließ sie ihre Kinder kommen, herzte und küßte sie, als wenn sie ihnen ein großes Unrecht abzubitten hätte und als auch das geschehen, zog sie sich einsam in ihre Gemächer zurück, in denen sie zwei Mal vierundzwanzig Stunden mit sich selbst zu Rathe ging. Kaum, daß ein Augenblick Schlaf in ihre Augen, ein Atom Nahrung über ihre Lippen kam. Auf den Knieen unter tausend Thränen und Gebeten flehte sie Gott um Erleuchtung in ihrem Elende an.

Am dritten Tage endlich ließ sie ihren bis dahin standhaft immer abgewiesenen Gatten zu sich bitten. Als er eintrat, erhob sie sich bleich und verweint, entkräftet von Nachtwachen und marternder Seelenpein, von dem Stuhle, auf dem sie saß, um sich, auf diesen stützend, dem Schuldigen in der ganzen Majestät des Unglücks gegenüber zu stellen. Es geschah dies nicht aus Berechnung und in der Absicht ihm zu imponiren. Der Instinkt verletzter weiblicher Würde brachte sie dazu: sie wußte selbst nicht warum; aber genug, sie war in dieser Stellung von einer Hoheit, von einem Adel der Erscheinung, die Lord Mulgrave's Herz ihr unwillkührlich zu Füßen zwangen. Hätte sie in dieser Position anders

gesprochen, als sich sprechen mußte ihrer innersten Natur und ihrem ganzen Wesen nach, vielleicht wäre eine Umkehr und Versöhnung des Gatten erfolgt. Allein vor Gott konnte Lady Helen wohl beten und weinen, vor ihm, der ehrvergessen sein Weib, seine Kinder, seine Ehre und seinen Namen beschimpfte, konnte sie das nicht. Der Schmerz und die Erniedrigung machten ihre Seele hart.

„Mylord," sagte sie, „ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihren letzten Entschluß in einer Sache zu hören, der entscheidend für uns ist. Seit einiger Zeit haben Sie einen scandalösen Umgang mit Miß Borough vom Drury=Lane=Theater. Lady Mulgrave, Ihre rechtmäßige Gattin, die Mutter Ihrer Kinder fragt Sie, ob Sie diesen scandalösen Umgang aufgeben und Ihrer Pflicht und Ehre wieder leben wollen."

„Welche Sprache, welcher Auftritt, Helen!" sprach Lord Richard betreten. „Man hat Dich aufgehetzt, bethört, hintergangen."

„Können Sie den Umgang mit Miß Borough leugnen, Mylord?" fragte Lady Mulgrave.

„Ich leugne diesen Umgang nicht", erwiderte der Gatte, „aber" . . . .

„Genug", fiel die Lady ihm ins Wort, „genug, Mylord. Beantworten Sie meine Frage. Wollen Sie diesem Umgange ein für alle Mal ein Ende machen?"

„Sie fragen sehr peremtorisch, Mylady", warf der Lord in gereiztem Tone ein.

„Ich frage, wie ich als die Mutter Ihrer Kinder nicht nur das Recht, sondern geradezu die Verpflichtung habe. Noch einmal also Lord Mulgrave . . . ."

„Lord Mulgrave ist kein Knabe, Mylady, und wird zu handeln wissen."

„Wenn er ein Mann von Ehre, von Pflichttreue und Gewissen ist, wird er ohne Zweifel ein Verhältniß brechen, dessen Fortführung seinen Namen mit unauslöschlichem Schimpfe belegt."

„Mylady", rief Lord Mulgrave außer sich, „Mylady, ich werde handeln, wie ich es für gut erachte. Ich lasse mir keine Vorschriften machen."

„Ist das Ihr letztes Wort, Mylord?"

„Mein letztes."

„So habe ich weiter nichts hinzuzusetzen, als die Bitte, Mylord, mich verlassen zu wollen."

Sie richtete sich, als sie so sprach, hoch und majestätisch auf; ihr Auge flammte in verzehrender Gluth und ihre rechte Hand erhob sich und wies nach der Thüre.

Das war für Lord Mulgrave zu viel. Sprachlos vor Entrüstung, wandte er sich und verließ das Gemach.

Als die Portiere hinter ihm zugefallen und die Thüre sich geschlossen, blieb Lady Helen, einige Augenblicke wie zur Bildsäule geworden, in ihrer hinwegweisenden Stellung stehen. Keine Fiber in ihr regte sich, keine Augenwimper zuckte, ja es sah sogar aus, als athme sie nicht. Eine furchtbare Stille herrschte um sie her: man hätte eine Stecknadel gehört, wenn sie auf den Teppich gefallen wäre. Endlich, nach einem Zeitraume von mehreren Minuten, die Lady Helen gebraucht zu haben schien, um die Tragweite dessen zu fassen, was sich soeben zugetragen, belebte sich ihre Gestalt, der gehobene Arm sank schlaff am Körper nieder,

Augen, Brust und Lippen regten sich und nachdem ein Seufzer, wie das Röcheln eines Sterbenden, die Luft durchschnitten, stürzte sie ohnmächtig zu Boden.

---

Einige Tage nach diesem Auftritte hatte Lady Mulgrave Belgrave-House im Trafalgar-Square verlassen und war mit ihren Kindern auf eine ihrer Besitzungen in Yorkshire gegangen. Hier lebte sie, von weniger Dienerschaft umgeben, ganz und gar ihren mütterlichen Obliegenheiten, denen sie mit musterhafter Strenge nachkam. Besuche empfing sie weder, noch machte sie welche. Ein Tag ging wie der andere hin: still, gleichmäßig und traurig. Die Spaziergänge mit den Kindern, die Unterrichtsstunden, die verschiedenen Mahlzeiten, die häuslichen Andachten, das Aufsuchen armer Familien in der Nachbarschaft, die man unterstützte, — das Alles wurde pünktlich und nach dem Schlage der Uhr besorgt und abgethan. Lady Helen war selbst bei Allem zugegen, leitete, ordnete und führte das Meiste in eigener Person auch aus. Sie erschien dabei immer ruhig, gelassen, milde, aber zugleich von einem so tiefen Ernste, einer so unverkennbaren Schwermuth, daß Alles um sie her einen melancholischen Anstrich bekam. Vergnügen, Heiterkeit, Lachen — diese Dinge kannte man auf Highbury-Castel gar nicht und denen, die darauf lebten, mußten sie wie mährchenhafte Vorkommnisse, wie Vorkommnisse dünken, die aus der Welt entflohn, nur noch im Reich der Sage und der Träume weilen.

Anders stand es mit Lord Mulgrave und Miß Ellen. Da gab es immer Scherz, immer gute Laune, immer spru-

delnden Witz. Das Verhältniß zwischen beiden war nun ganz offenkundig, gewissermaßen officiell. Der plötzliche Weggang von Lady Helen, die ins Publikum gedrungene Schmuckgeschichte, die zehn Wahrheiten und die tausend Fabeln und Erdichtungen, die über die geschehene Katastrophe in Umlauf waren, dies Alles mußte das Paar isoliren und ihm den Aufenthalt in London unangenehm machen. Mister Kop, der Leutnant, der Advocat, der flegelhafte Dandy der City und die Mehrzahl der andern Verehrer von Miß Ellen hatten sich längst von ihr zurückgezogen; nur der Dramendichter kam noch immer, ihr neue, epochemachende Rollen, die sie niemals spielte, vorzulegen, sowie auch noch dann und wann der kleine Kritiker erschien, um für seine günstigen Recensionen mit einem Gabelfrühstück oder einem Souper belohnt zu werden. Aber es war in dem Allen doch nicht mehr der alte Zug. Miß Ellen hatte sich zu entschieden erklärt und Lord Mulgrave war nach Mister Kops Erklärung doch allzusehr Hahn im Korbe geworden, als daß die frühere Umwerbung der Künstlerin noch hätte stattfinden können. Es gab keinen Spaß mehr bei der Sache, meinte der City-Jüngling, der jetzt seine ungehobelten Manieren und seine Goldstücke zu einer andern Schönen der Bretterwelt trug. Und in der That war das Verhältniß zwischen Lord Mulgrave und Miß Borough nun auch ein durchaus ernstes geworden. Der Eclat hatte ihm den Schleier des Geheimnisses, den süßen Reiz des stillen Abenteuers genommen. Die Aristokratie und Gentry Englands war durch die plötzliche Wendung, welche die Angelegenheit durch die Aufsehen machende Abreise von Lady Helen genommen, frappirt und hielt es für angemessen, Lord Mulgrave das empfinden zu

lassen. Man war zurückhaltend, kühl und nicht selten abweisend gegen ihn. Bei einem verwöhnten und stolzen Manne, wie Lord Richard einer war, konnte dies nicht ohne einen gewissen verhängnißvollen Einfluß bleiben. Statt vernünftiger, nachgiebiger und überlegender in der Sache zu werden, wurde er nur immer überstürzender, leidenschaftlicher und trotziger. Was kümmern mich diese kalten Mienen, dieses Achselzucken, dieser Hochmuth jener Seelen, die sich für tugendhaft halten und von denen an meiner Stelle doch keine einzige anders gehandelt haben würde, als ich? sagte er gelegentlich wohl zu sich selbst, indem er hinzufügte: Welcher Mann wäre im Stande gewesen, den hochmüthigen Ton zu dulden, den Lady Helen gegen mich anzustimmen beliebte! Hätte sie sich zu einer Bitte, ja nur zu einer Vorstellung herbeigelassen, ich hätte mich besonnen und Alles wäre anders gekommen, als es gekommen ist. Jetzt, was kann ich thun? Soll ich den reumüthigen Sünder spielen, soll ich Mylady zu Füßen fallen und um gnädige Vergebung bitten? Nimmermehr! Man hat es nicht anders gewollt, man hat mich zum Aeußersten getrieben — nun wohl, so komme es denn!

Und es kam denn auch. Noch vor Ablauf der Season kaufte Lord Mulgrave Miß Ellen Borough von den Verpflichtungen ihres Engagements frei und reiste mit ihr auf den Continent, zuerst nach Paris, dann nach Deutschland, endlich nach Italien, wo er in Venedig und Florenz längeren Aufenthalt nahm. Den Proceß mit dem Bruder seines Schwiegervaters hatte er natürlich fallen lassen, wie er denn überhaupt die ganze Erbschaft desselben Lady Helen zur Verfügung gestellt. Der Antrag auf Scheidung war

von deren Seite her gemacht und die Verhandlung im Gange.

So verflossen zwei Jahre, zwei lange, traurige Jahre, auch für Lord Mulgrave, der, nach und nach Miß Ellen näher kennen lernend, nur zu oft gewahr werden mußte: wie wenig doch im Grunde ihre Herzen harmonirten. Der Charakter und das Wesen der Schauspielerin waren frivol, dem Flitter und Tande, kurz, nur dem Aeußerlichen zugeneigt. Die Lust zu kokettiren und zu intriguiren vermochte sie nie ganz zu unterdrücken und so kam es, daß sie jede, auch die oberflächlichste Begegnung für sich zu benutzen und auszubeuten versuchte. Auch auf den Reisen blieb sie nicht ganz ohne Anknüpfungen und Verehrer, Verehrer und Anknüpfungen, die Lord Richard oft nichts weniger als angenehm waren. Es gab darüber zu Zeiten eine Scene, allein, da Miß Borough noch immer nicht Lady Mulgrave war und es also galt, den Träger dieses Namens sich nicht zu entfremden, so war das Ende derselben stets, daß sie unter Thränen Abbitte that und Besserung gelobte.

Lord Mulgrave's Entfernung von England verzögerte den Ehescheidungsspruch nicht wenig und so kam es, daß, als er endlich anlangte, zugleich mit ihm die Nachricht eintraf, daß Lady Mulgrave auf Highbury-Castel gestorben sei.

Lady Helen hatte von jeher einige Anlage zur Auszehrung gehabt und da die Entdeckung von der Untreue des Gatten sie im Innersten erschütterte, so wühlten ein ewig nagender Schmerz und die beständige Aufregung, in der sie sich befand und welche sie durch äußerliche Ruhe gewaltsam niederzukämpfen trachtete, die durch Glück und Liebe be-

schwichtigten Symptome der unheilvollen Krankheit wieder so mächtig in ihr auf, daß sie schließlich derselben erlag.

Das Gericht, das Lord Mulgrave die Scheidungsacte schickte, machte ihm auch zugleich Meldung von dem Tode der edlen Lady, und daß in dieser Meldung eben nur kurz die Thatsache angegeben war, sonst aber alle näheren Mittheilungen fehlten, versteht sich von selbst. Ein lakonisches Nachwort gab schließlich nur an, daß die Kinder unter Obhut ihrer Erzieherin auf Highbury-Castel verblieben und weitere Bestimmungen des Vaters dringend nothwendig wären.

Lord Mulgrave kam die Todesnachricht von Lady Helen durchaus unerwartet. Er hatte weder von ihr selbst, noch von irgend wem anders in England je eine Zeile über sie erhalten und nur aus der Weiterführung des Scheidungsprocesses Beweise ihrer Existenz erhalten. Diese Beweise konnten natürlich kein versöhnliches Gefühl in ihm wach rufen, denn die gekränkte Gattin, wenn sie ihr Scheidungsgesuch auch auf nichts weiter, als auf den nackten Thatbestand basirte, war in dieser Basirung doch so streng, so wahr und unerbittlich, daß Lord Mulgrave sich immer aufs Neue davon empört fühlen mußte. Nun auf einmal schwand die Empörung und an ihre Stelle trat die bitterste Reue. Ohne die näheren Umstände von der Krankheit und dem Hinscheiden seiner Frau zu kennen, ahnte und fühlte er doch instinktmäßig in sich selbst, daß sein Verrath ihr das Herz gebrochen und somit er allein die Schuld an ihrem Tode trage. Mit entsetzlich quälender Lebendigkeit traten ihre große Hingebung für ihn, die tiefe Empfindung ihrer Seele, das unerschütterliche Zutrauen zu seiner Liebe ihm vor das innere Auge. Die Tage ihrer ersten Bekanntschaft, das Erwachen ihrer

Neigung, die selige Stunde, da er sie gewann, lebten in seinem Gedächtnisse mit wunderbarer Fische auf. Er fühlte ihren ersten Kuß auf seinen Lippen, ihr unwiderstehliches Lächeln, ihre tausend Zartheiten und Schönheiten des Charakters, die Liebe zu ihren Kindern, der süße Reiz ihres Umganges leuchteten ihm in magischer Klarheit so anziehend entgegen, daß ihm schien: er sähe erst jetzt ein, was er in ihr besessen und nun durch seine Schuld auf ewig verloren habe.

Erfüllt von Beschämung über sich selbst, von Gewissenspein und folternden Selbstanklagen machte er sich nun eilends nach England auf. Miß Ellen Borough, die klug genug war, seinen Seelenzustand sich völlig klar zu vergegenwärtigen und so nah am Ziele um keinen Preis mit ihren Plänen scheitern wollte, wußte ihn wunderbar zu nehmen und nicht wenig zur Beruhigung seines Gemüthes beizutragen. Auf der einen Seite ließ sie der Gestorbenen volle Gerechtigkeit wiederfahren, indem sie ihre Tugend, ihre Herzensgüte und edle Natur in der überschwenglichsten Weise pries; auf der andern aber schalt sie ihre Prüderie, ihre Vorurtheile und den Mangel aller Selbstüberwindung in Bezug auf das Glück des Gatten. Sie konnte sich selbst nicht vergessen, meinte sie, sie konnte sich nicht unterordnen und demüthigen. Sie besaß alle guten Eigenschaften des Herzens, nur die eine, die größeste nicht: die Liebe.

„Hätte sie Dich geliebt, Richard," sagte Miß Ellen mit all der Kunst der Ueberredung, die ihr in entscheidenden Momenten so glücklich zu Gebote stehen konnte, „hätte sie Dich geliebt, wie ich Dich liebe, sie hätte sich Dir zu Füßen geworfen und unter tausend Thränen Dein Herz zu erweichen

gesucht, statt Dich durch kalte, herzlose Strenge wie einen Schuldigen vor das Tribunal der Ehre zu stellen. Was ist Ehre dem Herzen des liebenden Weibes! Das liebende Weib kennt nur eine Ehre und diese ist: um jeden Preis und ewig den Mann zu besitzen, dem es angehört!"

Solche und ähnliche Reden blieben nicht ganz ohne Wirkung bei Lord Mulgrave, konnten aber doch auch nicht völlig seine Unruhe und die Stimme seines Gewissens beschwichtigen. Sehr häufig träumte er auf der Reise von der Todten und was seltsam dabei erschien, war, daß er sie immer weinend und das Gesicht in einen Shawl verbergend in diesen Träumen wahrnehmen mußte, der ihm bekannt vorkam.

Als man Paris erreicht hatte, machte man einen längeren Aufenthalt, ohne daß Miß Borough recht wußte warum. Da Lord Richard viel Geschäfte zu haben schien und meist allein ausging, so war es für die Schauspielerin sehr angenehm, daß sie in der französischen Hauptstadt eine Sängerin antraf, die mehrere Jahre hindurch an der italienischen Oper im Coventgardentheater engagirt gewesen. Mit dieser unternahm sie Ausfahrten und Besichtigungen oder besuchte auch wohl die Theater mit ihr. Signora Brunetti war die echte Bohemienne von Paris: leichtfertig, gutmüthig, voll Vergnügungslust und Laune und dabei doch so voll äußeren Schliffs und guten Tons, daß man sich nirgend zu geniren hatte, öffentlich mit ihr zu erscheinen. Selbst Lord Mulgrave konnte es wagen, sich gelegentlich mit ihr blicken zu lassen, ohne befürchten zu müssen, sich dadurch etwas zu vergeben.

Nachdem Signora Brunetti ihre Freundin so ziemlich mit allen den Damen zugänglichen Vergnügungen bekannt gemacht, schlug sie derselben lachend eines Abends vor, zu Mutter Barbaud in die Vorstadt Saint-Antoine zu fahren, um sich wahrsagen zu lassen.

Miß Ellen hatte sich noch niemals die Karten legen lassen und da die Sache also jedenfalls mit dem Reize der Neuheit für sie bekleidet war, so ging sie mit tausend Freuden auf diesen Vorschlag ein.

Man befand sich damals im Anfange des Septembers. Schöne, helle Sommertage wechselten schon zu Zeiten mit trüben, nebligen Herbststimmungen ab.

Gerade unter einer solchen geschah es, daß Signora Brunetti und Miß Borough sich auf den Weg zu Mutter Barbaud machten. Die Straßenlampen blinkten nur schwach und die Trottoire nur wenig erhellend durch die belegte, trübe und dunstige Atmosphäre. Ein feiner, melancholisch tröpfelnder Regen befeuchtete das Pflaster und ließ die Fußgänger, die sich wie wesenlose Schatten eilig und fast lautlos an einander vorüberschoben, nur sehr unsichere Schritte machen. Kein Mensch schien sich um den andern zu bekümmern; jeder war mit sich selbst beschäftigt und wenn nicht hier und da ein Ausrufer seine heisere Stimme erhoben, oder ein nach Hause gehender Handwerker ein Lied vor sich hingeträllert, so hätte man zu dem Glauben kommen können, ganz Paris habe die Sprache verloren, Paris, das lustige, ewig schwätzende und lärmende Paris.

Unsere beiden, in die Rücksitze des Wagens zurückgelehnten Damen, durch die beschlagenen Fenster in dies in

Dämmer gehaltene trübselige Drängen und Treiben hinausblickend, hüllten sich eng in ihre Mantillen und Tücher ein und suchten, fröstelnd ein wenig zusammenschauernd, ihre gute Laune durch gelegentliche Bemerkungen über das vor ihnen sich ausbreitende Lebensbild so gut als nur immer möglich wach zu erhalten. Zuletzt, als man der Wohnung der Mutter Barbaud sich zu nähern begann, fing man an, über diese Späße zu machen, indem man im Voraus zu errathen suchte, was sie wohl einer Jeden von ihnen prophezeihen würde.

„Was mich betrifft," sagte Signora Brunetti, „so bin ich gewiß, daß Mutter Barbaud wie alle früheren Wahrsagerinnen, die ich befragte, mir wieder nur höchst Tragisches verkünden wird. Der Himmel mag wissen, woher es kommt, daß einer so lustigen Person, wie ich eine bin, immer nur die trübseligsten Dinge in Aussicht gegeben werden. Wenn ich abergläubisch wäre, so könnte ich schon gar keinen Schritt mehr aus dem Hause setzen, sondern müßte mich längst in irgend einem Kloster verborgen haben. In Florenz warnte mich ein Zigeuner vor Gift, in Mailand ein Zeichendeuter vor dem Meere; in London verhieß mir ein alter, verrückter Kartenschläger nichts Geringeres als das Schaffot."

„Das sind ja entsetzliche Sachen", lachte, sich dennoch vor Grausen etwas schüttelnd, Miß Borough. „Gebe Gott, daß Mutter Barbaud mir nicht ähnliche Schicksale in Perspective stellt. Schon seit einiger Zeit quälen mich unruhige Träume, Träume, in denen es mir oft vorkommt, als legte sich etwas heiß und erstickend um meinen Leib, ohne daß ich im Stande, es von mir zu thun. Mehrere Nächte bin ich in Schweiß gebadet erwacht."

„Die eilige Reise, die Aufregung und Erwartung, was Lord Mulgrave nun thun werde," entgegnete Signora Brunetti, „setzen Ihren Geist in Alarm. Auch mag das geheimnißvolle Wesen Mylords wohl nicht ganz ohne Einfluß darauf sein. Wissen Sie noch immer nicht, was die Veranlassung zu seinem Aufenthalte hier ist?"

„Nein. Es ist zum ersten Male, daß er sich mir so verschlossen und zurückhaltend zeigt," antwortete Miß Ellen. „Er ist freundlich, lieb und gut gegen mich, wie sonst," setzte sie hinzu, „aber sein stilles, geschäftiges Wesen ängstigt mich doch, und diese Angst ist es gerade, die mich zu Mutter Barbaud treibt, so albern das auch sein mag."

„Ah, wir sind am Ziele!" rief die Signora plötzlich, als der Wagen hielt. „Lassen Sie uns rasch das Orakel vernehmen, das mir wohl wieder Graus und Entsetzen, worauf ich zum Glück gefaßt bin, wie Sie sehen, Ihnen aber hoffentlich nur Gutes verheißen wird."

Unter diesen Worten hatte die Sängerin, ihre Umhüllungen fester zusammennehmend und den Schleier über das Gesicht ziehend, den Wagenschlag bereits geöffnet und auf dem schmuzigen Pflaster glücklich Fuß gefaßt. Miß Borough, das Gleiche thuend, folgte ihr, indem sie der Voraneilenden in ein kleines Vorstadtgebäude nachging, in dem sie auf einem ziemlich dunklen Flure von einer Frauensperson, die eben nicht sehr Zutrauen erweckend war, in Empfang genommen und in ein niederes Hinterzimmer geschoben wurden, das als eine Art von Empfangssaal zu gelten schien. Es war bis auf ein Paar Sessel und eine auf dem Kaminsimse stehende Lampe durchaus leer und unmöblirt. Zwei Fenster, die nach einem Hofe zu gehen schienen, waren durch ein

Paar bretterne Laden dicht geschlossen. Daneben befand sich eine Thüre, auf deren Schwelle bei näherem Zusehen einige seltsame Figuren aus Strichen und Winkeln gebildet, zu entdecken waren.

Auf eben diese Thüre deutend, sagte die unheimliche Pförtnerin mit rauher und tiefer Stimme: „Wenn Sie von draußen drei Mal an diese Thüre klopfen hören, meine Damen, so ist das ein Zeichen, daß Mutter Barbaud Sie erwartet. Oeffnen Sie alsdann getrost die Pforte und gehen Sie den Corridor entlang. Er führt Sie direct in das Heiligthum."

Nachdem diese Rede zu Stande gebracht, ging die, welche sie gehalten, wieder hinaus, indem sie die Eingetretenen sich selbst und ihrem Geschicke überließ.

Signora Brunetti und Miß Borough blickten sich, als sie wieder allein waren, nach allen Seiten in der leeren und einen nicht gerade sehr anheimelnden Eindruck machenden Stube um und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß sich eben nicht viel Augenweide entdecken ließ, sahen sie sich selber an, unentschlossen: ob sie sich gegenseitig auslachen oder Angst empfinden sollten.

„Dieser Empfang verspricht etwas," flüsterte die Signora.

„Ich möchte am liebsten wieder fort," sagte Miß Ellen, über die eine Art von Beklemmung kam, welche sie zaghaft machte.

„Ah bah!" meinte leise die Italienerin. „Sie müssen nicht änglich sein, meine Liebe. So ein Bischen Hokuspokus ist überall dabei und giebt dem Abenteuer erst die rechte Würze. Kommen Sie und lassen Sie uns auf diesen Henker-

stühlchen Platz nehmen. Den Kopf wird es sogleich nicht kosten. Höchstens ein seidenes Kleid, wenn die Schemel der Mutter Barbaud nicht sauber sein sollten," fügte sie lachend hinzu, indem sie sich niederließ und ihre Freundin neben sich zog.

Ringsum herrschte Stille; von dem geräuschloseren Treiben der Vorstadtstraße drang kein Laut in diese verschlossene Stube herein; nur der Wind, der draußen sich im Hofe fing, klirrte, wie um sich eine eintönige Unterhaltung zu bereiten, dem Vermuthen nach mit einer losen Dachrinne, die dadurch belästigt und gestört, einzelne Regentropfen wie in verdrossenem Unmuth in eine wahrscheinlich darunter befindliche Wassertonne fallen ließ.

Nachdem unsere Damen eine Weile darauf hingehört und darüber in grübelnde Gedanken versunken waren, schreckte sie plötzlich ein dreimaliges Klopfen an der Thüre, das durch einen Klingelzug mit mechanischer Vorrichtung veranstaltet zu werden schien, empor. Sie erhoben sich rasch und Miß Borough nicht, ohne von einem leisen Zittern ergriffen zu werden. Signora Brunetti aber nahm ihren Arm unter den ihren und zog die ängstlich gewordene Freundin rasch zur Thüre, öffnete diese und schritt, sie mit sich führend, einen ziemlich erhellten Corridor entlang bis in die Stube von Mutter Barbaud.

Diese saß, eine alte, magere, knochige Frau, in schwarze Kleider und weiße Tücher phantastisch eingehüllt, an einem niedrigen Tische, über dem eine Lampe brannte, welche eine magische Fülle von Licht fast so ausschließlich auf dessen Platte niedergoß, daß in dem übrigen Zimmer beinahe Dunkel herrschte und nichts näher zu erkennen war.

„Treten Sie näher, meine Damen," sagte die Wahrsagerin mit leiser, murmelnder Stimme, „der Geist ist über mich gekommen und läßt mich die Schleier der Zukunft lüften." Hierauf ein Kreuz über die vor ihr liegenden Karten schlagend, hielt sie dieselben den Angekommenen zum Abheben entgegen. „Die Hand derjenigen, der ich die Karte legen soll, muß die Karten coupiren," sprach sie weiter.

Die Sängerin coupirte und einen Moment darauf waren wie durch Zauberei die Karten auf dem Tische ausgebreitet.

„Madame sind fremd in Paris," begann nach einer Weile des stillen Ueberblickens Mutter Barbaud. „Sie sind hierher gekommen, Ihr Glück zu suchen. Glanz, Lust und Ehre umgeben Sie. Aber Sie werden hier nicht bleiben. Sie werden in die Ferne, über das Meer gelockt. Das Meer aber" . . . .

„Ich weiß, ich weiß, Mutter Barbaud," unterbrach die Italienerin die, wie aus tiefen Zukunfts-Anschauungen heraussprechende Kartenschlägerin, „das Meer ist trügerisch und hat schon manchen begraben. Auch ich soll von ihm verschlungen werden. Mir ist das bereits prophezeihet. Nun gut, ich werde mich nie in die Gefahr begeben; ich werde die See vermeiden."

„Sie werden gut thun, Madame," entgegnete Mutter Barbaud. „Auf dem Ocean schwimmt Ihr Unheil!"

Unter diesem, der Zweideutigkeit eines Delphischen Orakels Ehre machendem Ausspruche, hatte die Wahrsagerin die Karten aufs Neue gemischt und der Schauspielerin hingehalten. Diese nahm mechanisch einige der Blätter in die Höhe, und nachdem die liegengebliebenen von Mutter Bar-

baud darauf gethan, lagen sie einen Moment darnach wiederum ausgebreitet vor ihr.

Dieses Mal studirte die Alte etwas länger; endlich aber begann sie: „Auch Sie, Madame, sind keine Französin. Sie kommen aus dem Süden und gehen nach dem Norden. Hier in Paris aber soll sich Ihnen erfüllen, was Sie so lange erwünscht und ersehnt. Ein fester Bund wird geschlossen werden. Aber hüten Sie sich. Es steht ein Schatten zwischen Ihrem und seinem Herzen. Sie haben eine Nebenbuhlerin und diese zieht ein Verhängniß über Sie, ein Verhängniß" ....

„Lächerlich!" sagte Miß Borough, die sich nach und nach von ihrem Schrecken erholt hatte, leise unter dem Schleier hervor zu Signora Brunetti. „Was kann ich von einer todten Nebenbuhlerin zu fürchten haben?"

Mutter Barbaud hatte von diesem Einwurfe doch wohl aber einen Theil verstanden, denn sie sagte langsam: „Die Todten im Grabe sind nicht machtlos. Sie haben ihre Mittel zu wirken. Da giebt es Träume, Erinnerungen, Nachlassenschaft und Kinder, die ihre Werkzeuge werden."

Miß Ellen erbebte. Es durchzuckte sie ein peinliches Gefühl, eine dunkle Regung von einem Etwas, das ihr wie eine Drohung, wie die Ahnung einer göttlichen Vergeltung aus den beängstigenden Bildern ihrer schlafenden Seele entgegentrat. Sie sah Lady Helen weinend, sterbend auf ihrem Lager liegen. Aus ihrem gebrochenen Herzen tönte unter grausigem Todesröcheln Miß Boroughs Name, und dieser Name, der wie ein Fluch erschien, ließ sie in sich selbst zum ersten Mal recht klar als die Mörderin von Lady Mulgrave erscheinen.

Fast um die Besinnung gebracht und einer Ohnmacht nahe, raffte sie sich auf.

„Lassen Sie uns gehen,“ sagte sie mit letzter Anstrengung zu ihrer Freundin. „Die Luft in dieser Stube beklemmt mir die Brust.“

Signora Brunetti legte zwei in Bereitschaft gehaltene Goldstücke auf den Tisch der Wahrsagerin, die mit dem einen Fuße auf eine Feder drückend, im Hintergrunde eine Thüre öffnen machte, wo eine andere Pförtnerin die Hinaustretenden empfing und durch eine Thorpforte an den harrenden Wagen brachte.

Erst hier erholte sich Miß Ellen gänzlich, doch blieb sie der nun wieder ganz redseligen und heiteren Signora Brunetti ziemlich einsylbig zur Seite sitzen.

Als man in der Wohnung der letzteren ankam, fand man daselbst Lord Mulgrave, die Damen erwartend, vor. Er umarmte Miß Borough und indem er sie zärtlich wie in alten Tagen küßte, eröffnete er ihr, daß er nun mit allen Vorbereitungen fertig und die Trauung am folgenden Tage vor sich gehen könne.

„Ich war es Dir, meine Liebe, wie meiner eigenen Ehre schuldig,“ sagte er freundlich, „Dich nur als meine rechtmäßige Gattin nach England wieder zurückzuführen. Dies wird geschehen, und wenn ich Dir auch nicht Rang, Ansehen und Stellung in der hohen Aristokratie werde verschaffen können, so soll doch wenigstens der Name einer Lady Mulgrave Dich vor jeder Kränkung und Zurücksetzung sicherstellen.“

Miß Ellen Borough vernahm diese Worte wie im Traume. So schnell also wurde die Prophezeihung der

Mutter Barbaud wahr, die eine wenigstens, die von der Erfüllung ihrer Wünsche und dem festen Bunde der Herzen! Und die andere von dem Schatten, der zwischen ihr und dem Geliebten stehen sollte, von der Rache der Nebenbuhlerin .... sollte die das nicht werden?

Ein Krampf überfiel sie und die Blässe des Todes deckte ihr Gesicht.

„Was ist Dir, meine Liebe?“ fragte Lord Richard besorgt, indem er die Schwankende an sich zog.

„Die freudige Nachricht, die so unerwartet kommt,“ meinte die Signora, „hat Ellen überrascht, Mylord. Lassen Sie ihr an meiner Brust Zeit, sich zu fassen,“ fügte sie hinzu, indem sie die Freundin aus Lord Mulgrave's Armen fort, in ihre eigenen zog und sie sanft an sich pressend, leise flüsterte: „Glück zu, Lady Mulgrave und vergessen Ihre Herrlichkeit die alten Freunde nicht.“

Miß Borough dankte der Sängerin mit einem warmen Händedruck, faßte sich dann und flog dem Geliebten mit Leidenschaft aufs Neue um den Hals.

Heiter plaudernd blieb man den Rest des Abends zusammen. Am andern Mittage wurden Lord Mulgrave und Miß Borough vor den nöthigen Zeugen, unter denen sich natürlich auch Signora Brunetti befand, getraut. Am Abend war das Paar bereits nach England unterwegs und in nicht mehr als acht Tagen befand es sich auf Highbury-Castel, die Kinder und die Nachlassenschaft von Lady Helen nach den Anordnungen der Verblichenen in Empfang zu nehmen.

Der Einzug und das Verbleiben in den Räumen, in denen die verlassene Gattin ihr trauriges Leben ausgehaucht,

waren selbstverständlich für die Neuvermählten nicht eben sehr angenehm. Dazu kam, daß der Herbst sich ziemlich trübselig anließ und beinahe nur Nebel- und Regentage brachte, in denen die schöne, goldene Sonne fast zur Mythe aus glücklicheren Zeiten wurde.

Highbury-Castel lag, umgeben von Seen, Triften und Waldungen, ziemlich einsam und gleichsam wie aus der Welt hinaus verloren da. Die Dienerschaft, und was sonst zum Schlosse gehörte, hatte die Dahingeschiedene verehrt und geliebt. Was Wunder nun, daß tiefe Trauer auf allen Gesichtern zu bemerken war und Jeder still und geräuschlos am Andern hinging. Kein Lächeln, kein munteres Lied, kein lustiges Geplauder belebte die Gänge und Gemächer des Hauses, in dem überdies die Thürklinken alle schwarz überzogen, die Fenster verhangen, die meisten Zimmer geschlossen waren.

Lord Mulgrave und seine neue Gemahlin hatten denjenigen Flügel des Gebäudes bezogen, den die Gestorbene ganz unbewohnt gelassen hatte. Die Räume waren elegant und zweckdienlich ausgestattet, allein, man gewahrte doch überall, daß sie lange leergestanden und dadurch den Anhauch einer gewissen Unwirthlichkeit erhalten hatten. Es lag etwas Fremdes, Erkältendes in ihnen, und man kam sich immer verlassen und einsam darin vor, selbst wenn man Gesellschaft bei sich hatte. Auch das Schlafzimmer war nicht eben sehr traulich. Es befand sich im zweiten Stock und hatte zwei Fenster, die in den Garten gingen. In der einen Ecke, der Thüre zunächst, die in das daranstoßende Frühstückszimmer und dann in eine Reihe noch anderer Gemächer führte, stand der Kamin und neben diesem, die Fußenden

den Fenstern zugekehrt, die beiden Betten, denen gegenüber, zwischen den Fenstern, die Waschtische mit Allem, was zur Morgen-Toilette gehört, zu erblicken waren. Zwischen den Betten, ziemlich hoch in der Wand angebracht, war eine Tapetenthüre sichtbar, zu der Stufen gingen, welche in eine kleine Garderobe leiteten.

Außerdem war das Schlafzimmer ganz schmucklos, ohne Bild, ohne Vasen oder sonstigen Ausputz. Nur eine Uhr in Bronce zierte das Gesims des Kamins. Neben dem Gehäuse zeigte das Gestell einen kleinen Amor, der eine Fackel so in der einen Hand hielt, daß das Licht derselben auf das Zifferblatt zu fallen schien, während die andere den Finger auf den Mund hielt, als sollte der Liebe bedeutet werden, daß ihre süßen Geheimnisse zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht einen Verrath zu befürchten hätten.

Hier und in dem daranstoßenden Frühstückszimmer hielten Lord und Lady Mulgrave sich am liebsten auf, weil beide im Verhältniß noch als die kleinsten und wohnlichsten erschienen. Die andern waren alle viel größer und machten bei einer nicht eben ausgiebigern Möblirung einen doppelt traurigen Eindruck.

Als man in Highbury-Castel ankam, war es Abend und außer einigen Dienern, der Gouvernante der Kinder und dem Castellan Niemand mehr sichtbar. Die Neuangekommenen zogen sich, nachdem sie ein Paar gleichgültige Worte mit den Zuletztgenannten gesprochen, sofort in das Schlafzimmer zurück, wohin sie den Thee befahlen. Sie begaben sich darauf, von der Reise ermüdet, früh zur Ruhe.

Gleich diese erste Nacht war für das Paar keine sehr erquickliche gewesen; es hatte hier seine früheren beängstigen-

den Träume und zwar in so lebhafter Weise wiederholt, daß es zu beiden Theilen das gleich starke Verlangen fühlte: den Ort so bald als nur immer möglich wieder zu verlassen.

Das Erste, was Lord Mulgrave am andern Morgen that, war, daß er die Kinder besuchte, die mit ihrer Gouvernante im andern Flügel wohnten. Beide waren frisch und wohlauf, dem Vater durch die Abwesenheit der zwei Jahre aber so entfremdet, daß sie ihn nicht wieder erkannten und durch die Erzieherin kaum bewogen werden konnten: ihm die Hand zu reichen.

„Hat Euch Eure Mutter denn nie von mir erzählt?" fragte Lord Richard nicht ohne schmerzliche Bewegung.

„Niemals!" sagte der kleine William.

„Niemals von Eurem Vater!" rief darauf der Erstere, sich tief erschüttert auf einen Stuhl gleiten lassend.

„O ja, von dem hat uns Mama viel, viel erzählt," fing nun Lydia das Wort zu ergreifen an. „Aber von Dir hat sie nie gesprochen."

„Aber William, Lydia, ich bin ja Euer Vater!" brach nun der Lord los, indem er die Kinder an sich zog.

„Du unser Vater?" fragte der Knabe verlegen.

„Ich glaub' es nicht," meinte das Mädchen.

„In Wahrheit, Lydia, William, ich bin der Vater, von dem Euch Eure Mutter erzählte."

„Hast Du denn auch Mama recht lieb gehabt?" forschte Lydia weiter.

Lord Mulgrave erbleichte. Einen Augenblick stierte er schmerzlich vor sich hin, dann faßte er sich und sagte: „Warum fragst Du das, mein Kind?"

„Nun, weil Mama Dich gar so sehr liebte,“ entgegnete das kleine Mädchen, indem sie, nun geschwätzig werdend, fortfuhr: „Sie hat es oft gesagt und sehr dabei geweint. Sie küßte uns viele, viele Mal und befahl uns dabei immer: den Vater ja recht gern zu haben, so gern wie sie ihn immer gehabt und ewig haben werde!“

Lord Mulgrave, der das Kind auf seinen Schooß genommen, ließ es, wie von einer Natter gestochen, zur Erde gleiten. Er wurde blaß und zitterte so, daß Miß Maiwood besorgt um ihn wurde und fragte: ob er ein Glas Wasser befehle.

„Ich danke, Miß Maiwood,“ entgegnete er, sich zusammenraffend und bittend, die Kinder andern Händen zu übergeben und dann zu ihm zurückzukehren.

Als dies geschehen, hatte er sich sichtlich gesammelt und ersuchte nun die Wiedereingetretene, ihm den Tod von Lady Helen zu erzählen.

„Mylady,“ begann Miß Maiwood, „war leidend, so lange ich sie kannte. Sie klagte aber nie und beachtete ihren Zustand wenig. Sie überwachte die Erziehung ihrer Kinder, sah nach den Rechten in Highbury-Castel und that Gutes so viel sie vermochte. Ein Tag ging wie der andere hin. Nie sah sie Besuch, nie machte sie welchen. Ihr Anwalt, Mister Chürchil, war die einzige fremde Person, die sie zu Zeiten bei sich empfing. So gingen die Dinge bis etwa heute vor acht Wochen. Da vermochte sie plötzlich nicht mehr die Herrschaft über sich zu behaupten. Sie war am Morgen noch wie sonst aufgestanden und hatte sich, wie's ihre Gewohnheit, selbst angekleidet. Aber schon beim Frühstück brach sie zusammen und mußte sich wieder zu Bett

bringen lassen. Seitdem ist sie nie wieder auf gewesen. Ihre Krankheit entwickelte sich rasend schnell. Schon nach acht Tagen war sie kaum noch wieder zu erkennen. Sie wußte, daß es zu Ende ginge und der Arzt unnöthig war. Nur auf mein beständiges Bitten ließ sie Doctor Rutherford aus Turnhill rufen. Er kam und ging ohne helfen zu können. Sie lächelte, als wir wieder allein waren und sagte: „Sie sehen, es ist unabänderlich, gutes Kind. Gott und die Vorsehung haben es so gewollt. Es wird das Beste sein!" Darauf ließ sie die Kinder kommen, herzte und küßte sie und erzählte ihnen von Ihnen, Lord. Es war das Rührendste, was ich je gehört und gesehen! Sie sagte ihnen: Gott im Himmel verlange, daß sie von ihnen gehe, aber dafür würde der Vater kommen, den sie ebenso lieben müßten wie sie und noch mehr, da er länger bei ihnen bleiben und sie vollends zu erziehen und auszubilden haben werde. Seid lieb, seid gut mit ihm, schluchzte sie tausend Mal; er hat Eure arme Mutter einmal unbeschreiblich glücklich gemacht!"

„Halten Sie ein, Miß Maiwood, halten Sie ein!" rief Lord Richard, der kaum noch seine Fassung zu behaupten vermochte und welchem schwere Thränen aus den Augen niederstürzten.

„Ich bin zu Ende, Mylord," entgegnete die Erzieherin. „Mylady ist wie eine Heilige gestorben. Die Namen ihrer Kinder, Ihr Name, Mylord, waren das Letzte, was ihre Lippen sagten."

Lord Richard wandte sich ab, durchschritt mehrmals das Zimmer, blickte aus dem Fenster, trocknete sich die Augen

und fragte endlich mit gedrücktem Tone: „Hat Lady Helen nie meiner jetzigen Frau erwähnt?“

Miß Maiwood wurde sichtlich verlegen und zögerte mit einer Antwort.

„Sprechen Sie ohne Scheu, Miß Maiwood,“ ermunterte sie der Frager. „Es liegt mir daran, hierüber die Wahrheit zu hören.“

Die Gouvernante nahm sich hierauf zusammen und erwiederte: „Mylady liebte im Allgemeinen nicht über ihre intimeren Verhältnisse zu reden. Ich wußte nicht, daß Mylord sich anderweitig zu vermählen gedächte. Erst als unsere Herrin krank, ja, als sie so zu sagen: in den letzten Zügen und im Fieber des Todes lag, hörte ich, wie sie mehrere Mal inbrünstig zum Himmel flehte: „Wenn Miß Borough Lord Mulgrave ernstlich und aus tiefstem Herzensgrunde liebt, so wird sie um dieser Liebe willen meinen armen Kindern wohl eine gute Mutter werden. Wenn aber, wie ich fürchte, ihre Neigung zu Lord Richard nur eine leichtfertige und im Aeußeren wurzelnde ist, so flehe ich zu Dir, ewiger Vater im Himmel, um Schutz für die Waisen und darum, daß Du das elende Weib nicht Gewalt über sie bekommen und von dem Herzen des Vaters verdrängen läßt. Nicht mich zu rächen, bitte ich Dich sie zu strafen, sondern nur, um meine Kinder vor ihrer Verderbniß zu retten.“

Lord Mulgrave konnte das nicht hören, ohne daß eine hohe Röthe sein Gesicht überflammte. Er brach rasch das Gespräch ab, indem er Miß Maiwood ersuchte: ihn in das Sterbezimmer von Lady Helen zu führen.

Dies Zimmer machte einen unendlich traurigen Eindruck, weil darin Alles so geblieben war, wie es beim Ver-

scheiden Mylady's gewesen. Das Bett stand in der Nähe des Kamins, neben dem sich ein kleiner Tisch mit schwarzer Marmorplatte befand, auf dem bunt durch einander mehrere Gegenstände lagen, ganz wie sie die Sterbende aus der Hand gethan: eine Bibel, ein Taschentuch, zwei kleine Medaillons mit den Portraits von William und Lydia. Eine Medicinflasche stand ziemlich unberührt dazwischen. Die Uhr auf dem Kamine hatte man im Augenblicke des Todes angehalten. Auf dem Bette prägten sich noch ziemlich kenntlich die Formen der Todten aus. Zu Häupten lag ein Shawl, der Lord Richard seltsam in die Augen stach. Ihn in die Hand nehmend, fragte er: was es mit demselben auf sich habe.

„Mylady," entgegnete Miß Maiwood, „liebte diesen Shawl besonders zu tragen und hat sich seiner während ihrer ganzen Krankheit bedient. Wenn ihre Schmerzen zu stark wurden, pflegte sie ihr Gesicht darin zu verbergen und als der Schweiß des Todes ihre Stirn zu benetzen begann, begehrte sie mit brechender Stimme dieselbe ihr damit abzuwischen. Sie meinte, das gäbe ihr immer Linderung."

Lord Mulgrave sah den Shawl nun näher an und erkannte, daß er das erste Geschenk war, das er Lady Helen verehrt hatte. Er nahm ihn an sich: er wußte recht eigentlich selbst nicht warum.

Als er mit der Gouvernante das Zimmer verließ, sagte er zu ihr: „Ich darf wohl nicht fürchten, mißverstanden zu werden, Miß Maiwood, wenn ich Ihnen anzeige, daß ich nach den letzten Mittheilungen, die ich von Ihnen erhalten, es für unstatthaft erachte, Sie die Erziehung meiner Kinder,

die doch unter den Augen meiner zweiten Frau fortgesetzt werden muß, fernerhin leiten zu lassen."

„Ich begreife das vollkommen, Mylord," entgegnete die Gouvernante, „und so schwer es mir auch wird, mich von meinen Zöglingen zu trennen, so sehe ich doch ein, daß das durchaus nöthig und ersuche Sie denn hiermit, mich meiner Verpflichtungen zu entheben."

Lord Richard nickte mit dem Kopfe zu diesem kurzgefaßten, aber fest und bestimmt angebrachten Entlassungsgesuche, indem er mit dem weichsten und zugleich verbindlichsten Tone seiner Stimme hinzusetzte: „Ich verkenne selbstverständlich in keiner Weise Ihre großen Verdienste, die ich immer habe rühmen hören und sage Ihnen überdies den wärmsten und herzlichsten Dank für die treue Pflege, die Sie Lady Helen in so aufopferndem Grade zu Theil werden ließen. Daß für Ihre Zukunft gesorgt sein wird, bedarf keiner weiteren Erwähnung, ebenso wie ich es für meine Pflicht erkenne, Ihnen die Versicherung meiner vollsten Hochachtung zu geben. Lassen Sie das, was Sie von Lady Helen hörten und diese Unterredung ein Geheimniß zwischen uns Beiden bleiben und meine ewige Dankbarkeit wird Sie begleiten, Miß Maiwood."

„Ich werde schweigen, Mylord, und hätte es auch Ihnen gegenüber gethan," erklärte die Erzieherin auf das Bestimmteste, „wenn ich nicht gemeint, daß ich Ihnen, Ihnen allein, Mylord, die unbedingteste Wahrheit schuldig war, sobald Sie dieselbe von mir in Anspruch nahmen."

Lord Mulgrave reichte Miß Maiwood die Hand und nachdem er dieselbe leise gedrückt, ging er langsam und in tiefes Nachdenken versunken zu Lady Ellen in den andern

Flügel des Hauses. Als er dort den Shawl weglegte, fragte diese: was das sei?

„Ein Shawl Lady Helens," erwiederte er.

Die Dame stand von ihrem Sitze auf und nahm das feine indische Gewebe prüfend in die Hand.

„Ein zarter, kostbarer Stoff," meinte sie.

„Die Verstorbene liebte ihn besonders," warf der Gatte hin, indem er hinzufügte: „Er war das erste Geschenk, das sie von mir erhielt."

„Ah sieh' da!" ließ sich Lady Ellen vernehmen, die weiche, schmiegsame Masse auf ihren Fingerspitzen wiegend. „Die Farben müssen entzückend kleiden. Vielleicht erlaubst Du" . . .

Da sie Miene machte, den Shawl umzulegen, hielt sie Lord Richard durch eine rasche Bewegung seines Armes davon ab, indem er schnell und halb entsetzt dabei ausrief: „Das ist keine Sache zum Putz, meine Liebe. Lady Helens sterbendes Gesicht ward mit diesem Shawle bedeckt!"

Lady Ellen ließ erschrocken denselben fallen und fragte erbleichend: „Wozu brachtest Du ihn mit?"

Der Gatte, ihn aufhebend, meinte: Lydia sollte ihn einmal erhalten und trug ihn darauf in das Schlafzimmer hinein, wo er ihn in die leere Schublade eines kleinen Wäscheschrankes im Waschtisch legte, was Mylady deutlich wahrnehmen konnte, da die Thüre offen geblieben war und sie dieser geradeüber an einem Fenster stand, das eine Ecke des Hauses bildete.

Damit war die Angelegenheit abgethan und ward weiter nicht berührt. Auch gab es in der That eine Menge andere Dinge, die erörtert und besprochen werden mußten. Zu-

nächst wünschte die zweite Gemahlin Lord Mulgrave's Highbury=Castel sobald als möglich zu verlassen, da ihr der Aufenthalt in dem tristen Hause allzuwenig zusagend erscheinen wollte. Sie hatte überhaupt wenig Neigung, sich den Winter über auf dem Lande zu vergraben und schlug ihrem Gatten daher vor: auf ein Paar Monate nach Paris zurückzukehren. „Wenn Du willst," schloß sie ihre Vorschläge, „so können wir nach Genf oder Vevay reisen, wohin ich Dir rathen würde, die Kinder in Pension zu geben."

Lord Mulgrave blickte erstaunt zu seiner Gemahlin auf.

„Die Kinder in Pension? Wo denkst Du hin?" fragte er in merkbarer Aufregung. „William und Lydia sollen unter unseren eigenen Augen ihre Erziehung erhalten. Es ist dies der letzte Wunsch meiner sterbenden Gattin gewesen."

„Und der erste Deiner lebenden ist," entgegnete Mylady scharf, „daß dieser Wunsch ein unerfüllter bleibe. Ich fühle nur zu gut, daß ich kein Talent zu einer Stiefmama habe. Das ist eine sehr unerquickliche und peinliche Rolle, bei der eine Frau in eine schiefe Stellung kommt, sie mag es anfangen, wie sie will. Ist sie weich, hingebend und sanft gegen die Kinder der Fremden, so nennt die Welt sie eine Heuchlerin. Ist sie streng und nach bestimmten Grundsätzen handelnd, so heißt sie eine Rabenmutter. Der einen, wie der andern Verketzerung aus dem Wege zu gehen, giebt es nur ein Mittel: die Kinder aus dem Hause zu geben. Wir wollen uns sorgsam unterrichten, genau und gewissenhaft darnach umthun, wo sie am Besten aufgehoben sind; deswegen eben mache ich den Vorschlag zur Reise, den ich genau

überlegt und erwogen habe und mit dem Du Dich bei ruhiger Ueberlegung gewiß befreunden wirst."

„Darin bist Du im Irrthume, Ellen," replicirte der Gatte heftig. „Es ist mein fester Entschluß, die Kinder nicht von mir zu geben und wenn Du das weißt, wirst Du nicht Anstand nehmen: ihn eben so fest zu dem Deinigen zu machen."

Lady Ellen antwortete nicht, sondern warf sich schmollend in eine Ecke des Divans, während Lord Mulgrave eine Zeit lang mit großen Schritten im Zimmer auf und niederschritt und dann endlich, als er sah, daß seine Gattin keine Anstalt machte: ihr Benehmen gegen ihn zu ändern, mürrisch von dannen ging, um sich draußen im Freien zu zerstreuen.

Zu Mittag am Tische sah man sich wieder, blieb aber einsylbig und verdrossen. Nach dem Essen hatte der Lord noch bis spät in die Nacht hinein mit Verwalter und Kastellan zu thun. Miß Maiwood ließ ihm durch den letzteren melden, daß ihre Sachen gepackt seien und sie mit dem Frühesten des nächsten Tages das Schloß verlassen wolle. Sie möge ihre Adresse zurücklassen und im Uebrigen glücklich reisen, befahl er dem Melder der Erzieherin zurückzubestellen.

Als er endlich abgespannt und ermüdet in das Schlafzimmer trat, hatte sich Lady Ellen bereits zu Bett begeben. Sie sei nicht ganz wohl, schützte sie vor. Lord Mulgrave bemerkte, daß sie geweint hatte.

„Bist Du mir noch böse?" fragte er, sich auf den Rand ihres Bettes setzend, mit seiner sanftesten Stimme.

Lady Ellen verbarg ihr Gesicht im Pfühl ihres Lagers und fing aufs Neue zu weinen an. Der Gatte ließ das ein Paar Augenblicke geschehen, dann beugte er sich zärtlich über sie hin, richtete leise ihren Kopf in die Höhe und küßte sie. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, benetzte seine Brust mit ihren brennenden Thränen und schluchzte: „Du liebst mich nicht mehr, Richard. Die todte Gattin gilt Dir mehr, als die lebende. Du hättest mich meinem Schicksal überlassen sollen!“

„Welch' thörichte Einbildungen!“ rief der Lord, indem er sie heftig an sich preßte und ihr mit rührender Zärtlichkeit das schöne, volle Haar aus dem Gesichte strich. „Ich liebe Dich, Ellen, ich werde Dich ewig lieben! Ich habe Dir das durch viele Opfer bewiesen!“

„So beweise es durch ein letztes, schwerstes, wenn Du willst, durch die Entfernung Deiner Kinder. Sie würden mir Dein Herz, Deine Liebe entziehen — Sie würden die ewigen Fürsprecher der Todten sein. Vielleicht ist es albern von mir, so etwas hier zu erwähnen, aber es ist doch einmal so und ich kann daran zu denken nicht unterlassen: eine Kartenschlägerin in Paris, zu der mich die Brunetti führte, prophezeihete mir die nahe Verbindung mit Dir, dann aber auch, daß sich ein Schatten zwischen Dich und mich eindrängen und meine Nebenbuhlerin mich verderben würde. Mein Verderben ist der Verlust Deiner Liebe und Deine Liebe wird Deine erste Frau mir durch ihre Kinder rauben.“

So redend schluchzte sie stärker, als zuvor, den Kopf an Lord Mulgrave's Brust gelehnt. Dieser, leicht erschüttert und bewegt, wie Lady Ellen das nur zu wohl wußte, drückte

sie an sich und sagte dann: „Laß es gut sein, meine Liebe. Wir wollen noch weiter über diese Sache reden.“

Freudig fuhr die ehemalige Miß Borough in die Höhe und den Gatten leidenschaftlich und heiß umarmend, rief sie auf einmal wieder mit ihrem alten, heiteren Tone: „Du liebst also doch die arme Ellen noch, ja, ich sehe, Du liebst sie noch. O, möchtest Du sie ewig lieben! Ohne Deine Liebe, was wäre sie?“

Lord Mulgrave beruhigte sie und suchte dann ebenfalls sein Bett, dabei noch mancherlei mit seiner Gattin über Vergangenheit und Zukunft sprechend. Es mochte gegen zwei Uhr in der Nacht sein, als sie entschliefen, Lord Richard nicht, ohne im Stillen sich doch einige Vorwürfe über seine Nachgiebigkeit in Bezug auf die Entfernung seiner Kinder zu machen.

Kaum war er entschlummert, so sah er aufs Neue Lady Helen, wie schon in früheren Träumen, in sterbendem Zustande vor sich, den bekannten Shawl über ihr Gesicht gelegt und heftig darunter hervorschluchzend. „Helen, was hast Du?“ fragte er, mit tiefem Schmerze sie anstarrend. „Der Kummer läßt mir keine Ruhe,“ antwortete sie mit hohler Stimme. „Die Circe bestrickt Dein Herz. Du willst Deine Kinder zu fremden Leuten geben, trotzdem ich Dich beschworen, das nicht zu thun. Richard! Richard! Wenn Dir die Ruhe einer Todten etwas gilt, so laß William und Lydia nicht von Dir gehen!“

Indem Lady Helen so sprach, schien es Lord Mulgrave, als sänke dieselbe, zur Leiche erstarrend, mitten durch die Matratze und das Linnen hindurch in das darunter befind-

liche Grab. Als ihr ganzer Körper verschwunden war, wehte nur noch der Shawl wie Abschied winkend empor.

„Der Shawl, der Shawl!" stöhnte Lord Mulgrave mit so schmerzlich erschütterndem Tone hervor, daß Lady Ellen davon erwachte und, vom Nachtlicht beleuchtet, das todtenblasse und in Schweiß gebadete Antlitz des Gatten gewahrend, entsetzt aufsprang und denselben weckte.

Es dauerte geraume Zeit, ehe Lord Richard zu sich kam. Als dies geschehen, sprang er, vom Fieber geschüttelt, in die Höhe, ohne gleich zu Worten kommen zu können. Seine Frau hatte in Todesangst — sie meinte nicht anders, als daß ihn der Schlag gerührt — zehn Mal gefragt, ehe er sich so weit gesammelt, um ihr Rede zu stehen. Endlich ermannte er sich und erzählte ihr den Traum.

Lady Ellen hörte ihn kopfschüttelnd an und sagte dann: „Der Shawl und das Geschwätz der Dienerschaft über das Verscheiden Deiner ersten Frau haben Deinen Geist erregt. Wende Deine Gedanken davon ab und Deine Phantasie wird ruhig werden."

So sprechend, legte sie sich wieder nieder und war bald aufs Neue entschlummert. Auf Lord Mulgrave's Augen aber wollte kein Schlaf mehr kommen. So oft er sie schloß, sah er den Shawl der Todten winken. Auf diese Weise munter erhalten, blickte er starr in den aufdämmernden Morgen hinein, das Glück seiner früheren Ehe, die Liebe Lady Helens zu ihren Kindern und ihren letzten Wunsch überdenkend. Als er früh am Morgen aufstand, war er einig mit sich: die Kinder dennoch nicht aus dem Hause zu geben. Nachdem er aber draußen im Freien sich ergangen, diese und jene Anordnung in Feld und Stall getroffen,

dann mit Lady Ellen gefrühstückt und ihre tausend Spöttereien über seine nervöse Erregtheit mit angehört hatte, fing er an, wieder schwankend in seinem Entschlusse zu werden.

Als man über Tisch übereingekommen war: Highbury-Castel am andern Morgen zu verlassen, durfte Lady Ellen sich als Siegerin ansehen. Lord Mulgrave gab ihr Recht: die Kinder erst nach Genf zu bringen und für den Rest des Winters nach Paris zurückzukehren.

Mit dem Einpacken und den sonstigen Reiseanstalten gingen Nachmittag und Abend hin. Ermüdet davon suchte man ziemlich früh das Lager, wobei Mylady scherzend den Gatten bat: nicht wieder so unruhige Träume wie in der vorigen Nacht haben zu wollen.

„Der Gedanke, daß Alles entschieden und meine Erschöpfung werden das verhüten," sagte Lord Mulgrave, indem er sich in die seidnen Decken hüllte und die Augen schloß. Zehn Minuten darnach war er entschlummert. Bei Mylady ging es nicht so rasch. Die Genugthuung, alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen, die Freude, die sie darüber empfand, Lord Mulgrave zu beherrschen, die schöne Aussicht, in Paris als vornehme Dame glänzen zu können, — das Alles bestürmte ihr Herz und hielt sie wach. Sie hörte die Uhr auf dem Kamine zwölf, ein, zwei Uhr schlagen. Endlich aber begann der Schlaf sich auch auf ihre Wimpern zu senken. Sie wendete sich, schloß die Augen und eben im letzten Stadium des Wachseins noch einmal zusammenzuckend, gleich als glitte die Seele von dem Bewußtsein des Lebens ab, hört sie plötzlich Lord Mulgrave wieder wie in der vorigen Nacht „Der Shawl! der Shawl!" schaurig in

die lautlose Stille hineinstöhnen. Sich erschrocken aufrichtend und zu dem Schlummernden hinüberwendend, gewahrt sie die schon einmal an ihm gesehene Todesblässe, sowie den perlenden Schweiß auf seiner Stirne.

„Dieser unselige Shawl der Todten!“ murmelte sie aufgebracht. „Er scheint der Talisman zu sein, mit dem sie seine Seele martert und durch welchen sie mir sein Herz entfremden will. Zur Hölle mit diesem Plunder!“

So vor sich hinsprechend, erhebt sie sich rasch und entschlossen, eilt zu dem Schube, in den Lord Mulgrave den Shawl gethan, reißt ihn heraus und tritt an den Kamin, in dem noch einige Kohlen ziemlich lebhaft auf dem Roste glimmen. Da hinein! denkt sie, faßt ihn und schleudert ihn in die Gluth.

Einen Augenblick darauf tönt ein furchtbarer, ohr- und seelzerreißender Schrei durch die stillen Räume des Schlosses. Als Lord Mulgrave aufgeschreckt davon, in Schweiß gebadet, in die Höhe fährt, erblickt er eine riesige Flamme mit einem schaurigen Schmerzgebrülle durch das Zimmer stürzen. Ehe er von dem Schreck sich erholt und weiß, was geschehen, wälzt sich die Flamme schon mit Todesröcheln auf dem Boden. Da endlich zuspringend und eine Ahnung von dem furchtbaren Vorgange in sich aufkommen fühlend, wirft er Decken, Tücher, Kleider, Matratzen und sich selbst über die Flamme her, die denn auch bald erlischt. Darnach Alles wegräumend, sieht er — — — —

Man erspare uns die Schilderung.

Als Lady Mulgrave den verhängnißvollen Shawl in den Kamin warf, hatte sie nicht bemerkt, daß das eine Ende desselben an ihrem leichten Nachtkleide hängen geblieben war

und die Flamme des sich entzündenden Gaze- und Seidenstoffes auf diese Weise zu ihr übergeleitet wurde. Ein Moment genügte: sie in eine lodernde Flamme zu hüllen, aus der sie nur als blutende und unkenntlich gewordene Leiche wieder hervorkam.

---

Lord Mulgrave lebt jetzt auf einer seiner Besitzungen in Davonshire, düster, still und zurückgezogen, einzig damit beschäftigt: seine beiden Kinder unter seinen Augen erziehen und ausbilden zu lassen.

# Inhaltsverzeichniss.

Wehl, Feodor,

Unheimliche Geschichten

Dresden 1862